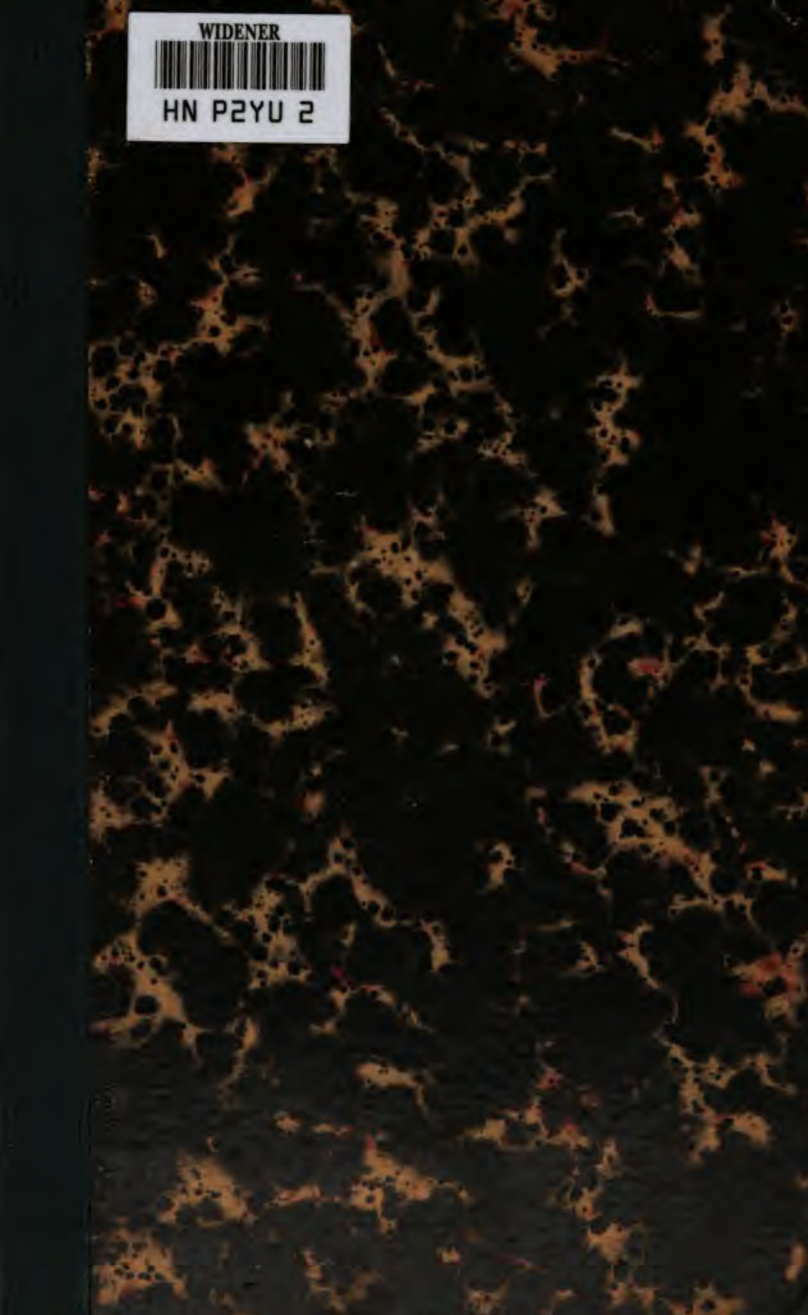

WIDENER
HN P2YU 2

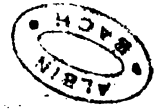

SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
ET
VE RI TAS
CHRISTO ECCLESIAE

Ferdinand der Zweite,

Römischer Kaiser

und

seine Zeit.



Von

J. P. Silbert.



Wien.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

1836.

Seiner

kaiserlichen, königlichen, apostolischen

Majestät

Ferdinand dem Ersten

Kaiser von Oesterreich,

König von Ungarn, Böhmen, der Lombardie und Venedig, von Galizien, Lodomerien und Illyrien rc. Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Steyermark, Kärnthen, Krain,

rc. rc. rc.

Euer Majestät!

In tiefester Ehrfurcht, und mit den Gefühlen der innigsten Dankbarkeit nahe ich mich heute dem erhabenen Throne **Eurer kaiserl. königl. apostolischen Majestät**, und wage es, an den Stufen desselben ein Buch niederzulegen, von welchem ich zuversichtlich hoffe, daß **Eure Majestät** dasselbe eines gnädigen Blickes nicht unwerth halten werden, denn es enthält die Geschichte eines der erlauchtesten Vorfahren **Eurer Majestät**, eines Kaisers, dessen Andenken Allerhöchstdenenselben theuer, und allen in der Geschichte nur einigermaßen unterrichteten

Unterthanen des kaiserlichen Scepters, tief in das Herz geschrieben ist.

Geruhen **Eure Majestät** diesen Akt der Huldigung als einen Beweis der tiefsten Dankbarkeit zu genehmigen, von welcher der Verein zur Verbreitung guter Bücher durchdrungen ist, und die auch niemals in mir, noch in irgend einem Mitgliede meiner Congregation erlöschen darf noch wird. Der in Gott ruhende Monarch, der Alles, was zur Erhaltung und Beförderung der Religion, und Seinen Unterthanen zum Wohle und Heile gereichen konnte, jeder=

zeit mit so vieler Liebe und Sorgfalt unterstützte, hat auch diesem Vereine Seine väterliche Huld angedeihen lassen: dem erlauchten Namen des Kaisers Franz I. wurden die Erstlinge des Vereines geweihet, unter dem mächtigen Schutze desselben trat er ins Leben, und so wurde schon beim Beginnen, die künftige Fortdauer desselben gesichert, und allen seinen Unternehmungen das Siegel des Gedeihens aufgedrückt, und wenn es ihm gelungen ist, seine Aufgabe zu lösen, und zur Beförderung des Guten heilsam zu wirken, so muß er dies nächst Gott besonders Dem=

jenigen verdanken, der ihm so gnädige Anerkennung wiederfahren ließ.

Das große Ereigniß, seit welchem nun bereits ein Jahr vorüber gegangen, das Ereigniß das die Weltgeschichte mit blutigen Thränen aufgezeichnet hat, das Ereigniß, welches ganz Europa — doch was sage ich Europa? Ich weiß ja wie viele Thränen deßhalb im fernsten Asien geflossen sind, das Ereigniß — Verzeihen **Eure Majestät**! ich vergaß, daß dieser mein Schmerz auch der **Eurer Majestät** ist. Ich erlaube mir denn blos zu erwähnen, daß dieses bittre Ereigniß mich zu

tief gebeugt hatte, als daß ich vermocht hätte, sogleich zu bedenken, daß auch unser Verein verwaiset, daß auch er seines Allerhöchsten Gönners und Beschützers beraubt war. Doch nach ausgeweintem Schmerze hat meine Seele lindernden Trost gefunden. Der in Gott ruhende Landesvater hat uns seine Liebe als Vermächtniß hinterlassen.

Wer fühlt nicht die Bedeutung dieses inhaltschweren Vermächtnisses? Wer sollte dieses helltönende Wort nicht verstehen? **Seine Liebe hinterläßt Er uns!** und diese Liebe, die der Tod nicht tilget,

und das Grab nicht bedecket, lebt sie nicht fort, schützend und beglückend in dem Herzen Seines Sohnes? An das Herz des erhabenen Sohnes, weiset uns daher das Vermächtniß des in Liebe dahin scheidenden Vaters.

Mit zuversichtlichem Vertrauen folge ich dieser Weisung, und flehe in tiefester Demuth, daß Eure Majestät geruhen wollen, unserem — ich darf es sagen — nur die Ehre Gottes bezweckenden Vereine Allerhöchst Dero Gewogenheit und Gnade zu erweisen, damit er im Stande sey, auch fernerhin zur Erreichung sei-

nes heiligen Zieles fruchtbringend zu wirken.

Und da es mir nun einmal vergönnt ist, zu **Eurer Majestät** zu reden, so kann ich die Stufen des geheiligsten Thrones nicht verlassen, ohne mit wenigen Worten die Gefühle und Empfindungen auszusprechen, wovon mein Herz überfließt. Segen und Heil dem Herrscher, Der uns so huldvoll errettet, so väterlich beglückt hat! Wir — ich spreche im Namen meiner Congregation — wir waren Flüchtlinge um des Glaubens willen, durch Feindseligkeit und fanatischen Religionshaß aus unserm Va=

terlande vertrieben, herumirrend ohne Heimath, ohne Obdach, ohne Schutz, der Hülflosigkeit dahingegeben. Unter Oesterreichs mildem Scepter fanden wir nicht allein Obdach und Nahrung, sondern auch weithin sich ausdehnenden Schirm. Oesterreichs mächtiger Herrscher vergönnte es uns, und leistete uns Vorschub, Missionen zu bilden für Gegenden, die zwar außer dem Bereiche des kaiserlichen Scepters liegen, die aber dem Herzen seiner Apostolischen Majestät nicht fremd waren.

Durch das hohe Ansehen das der Beherrscher des Kaiserreichs unter den übri-

gen Gewalthabern der Erde besitzt, hat Allerhöchstderselbe meiner Congregation in ihre ferne Heimath den Weg gebahnt, für den Herrn der Herren zu arbeiten; und die Mitglieder meiner Congregation, welche unter dem Schutze Oesterreichs zum Apostelamte gebildet worden, verdanken dem hohen Verewigten die Möglichkeit, Früchte in dem Weinberge des Herrn zu bringen, die in Ewigkeit fortdauern.

O gewiß! nicht als der Geringste der Edelsteine, in der, dem höchstseligen Monarchen bereiteten Krone der Herrlichkeit,

wird, jene heilige That ergänzen, durch welche einer zahllosen Menge meiner Landsleute das Heil ihrer Seelen, ja selbst die Ruhe und das Glück ihres irdischen Lebens gesichert ist.

Geruhen Eure Kaiserliche Majestät unserer Congregation Allerhöchst Dero Huld und Hort auch fernerhin angedeihen zu lassen, und nach dem Beispiele eines solchen Vaters, die Sache unseres heiligen Glaubens im Morgenlande zu schützen. Ich flehe darum jene Liebe an, die uns der hohe Verblichene als ein theures Vermächtniß hinterlassen, jene Liebe die

Eure Majestät Allerhöchstselbst uns bereits so oftmals erwiesen haben.

Nie wird unsre Dankbarkeit für die genossenen hohen Wohlthaten erlöschen; nie werden wir aufhören für das Wohl Eurer Majestät und des ganzen erhabenen Kaiserhauses zu dem Geber und Vergelter alles Guten zu flehen! Und wenn wir auch hundertmal im Jahre auf unsern Altären das heilige unblutige Opfer für das Wohl und Heil Eurer Majestät darbringen, so werden wir nicht aufhören tausendmal alljährig dem Allmächtigen anzuflehen, daß er die Fülle Seiner

Gnaden über unsern geliebten Monarchen ausgießen wolle.

In tiefester Ehrfurcht und innigster Ergebenheit ersterbe ich

Eurer kaiserl. königl. apostol. Majestät

Wien im März 1836.

allerunterthänigster treugehorsamster

Aristaces Azaria,

Erzbischof von Cäsarea, General-Abt der Mechitaristen-Congregation.

Ferdinand der Zweite.

Vorrede.

Die Geschichte Ferdinands II. zeigt, wie kaum eine andere, den sichtbaren Schutz des Allmächtigen über dem Hause Oesterreich und der katholischen Religion. Ohne den thätigen, gesegneten und rastlosen Eifer dieses Monarchen, der weder Opfer noch Gefahren scheute, dies höchste Gut der Menschheit gegen die geschworenen Feinde desselben zu vertheidigen, wäre, nach dem Geständnisse sowohl seiner Freunde als seiner Gegner, die katholische Religion, — wie aus einem großen Theile Deutschlands, — also unfehlbar aus Oesterreich verschwunden.

Vielfältig ward dieser wahrhaft fromme und gerechte, und dadurch selbst große Kaiser, besonders von frühern Widersachern der katholischen Religion, schreiender Unbilligkeiten gegen seine protestantischen Unterthanen, und gegen die Protestanten überhaupt beschuldigt. Mehr Gerechtigkeit lassen die Neuern ihm widerfahren, welchen die Fakel der Geschichte seinen friedliebenden Charakter, seine große Liebe gegen Freunde und Feinde, seine edlen Absichten, und dagegen die gehässigen und aufrührischen Bewegungen seiner Feinde

deutlich zeigte; und die ihn auch wohl darum nicht wider alle falschen Beschuldigungen rechtfertigten, weil sie dadurch ihrer eigenen Sache eine nicht geringe Blöße hätten geben müssen.

Andere, und zwar, sogar biedersinnige, Geschichtsforscher übersehen den großen Unterschied zwischen der Gemüthsstimmung der damaligen und der jetzigen Protestanten; und scheinen zu vergessen, daß in jenen früheren Zeiten, die beinahe bis an den Ursprung der sogenannten Reformation hinaufreichen, die noch immer fortwährende Gährung nothwendig Reactionen bewirken mußte, die beiden Religionsparteien, eben nicht zu sonderlicher Ehre gereichten; und daß jeder Aufruhr damals gern mit dem Mantel der Religion sich bedeckte; — da hingegen, besonders in dem friedfertigen Oesterreich, jener Haß längst in nachbarliche Vertraulichkeit zwischen Bürgern sich auflöste, die ein gemeinsames Band der Liebe an einen Fürsten und an Ein Vaterland fesselt.

Die großartigen Verhältnisse jener kriegerischen Zeiten und den wahren Standpunct der Dinge zeigen uns Khevenhillers Ferdinandäische Jahrbücher wie in einem getreuen Spiegel; da dieser große Staatsmann alle Urkunden und geschichtlichen Originalacten aus jener Zeit mit dem unverdrossensten Fleiße sammelte, um auf solche Weise künftigen Historikern vorzuarbeiten. Auch faßt die gegenwärtige Geschichte, was in jenen großen Folianten in breiter Weitläufigkeit sich entfaltet, wie in einem Brennpunct zusammen. Keiner der Geschichtschreiber ging an diesem reinen Quell vorüber, und alle schöpften darin die wesentlichen Thatsachen; wiewohl bei weitem die meisten, die nicht mit uns auf gleicher Linie

stehen, solchen einen Anstrich, je nach ihren An- und Absichten liehen.

Es ist in der That lehrreich für den denkenden Geschichtskenner, die verschiedenen Motive Heinrichs, Westenrieders, Schillers und hin und wieder auch Hormayrs zu lesen. Letzterer erschöpfte in den, — einige wenige schiefsinnige Bemerkungen abgerechnet, — classischen und mit erstaunlichen Aufwand von Kenntnissen verfaßten Biographien der Kaiser Mathias, Rudolph und Ferdinand, dann Tilly's und Wallensteins beinahe die Geschichte jener Zeit. Der Erste trägt die Begebenheiten mehr ausgeführt, aber mit vieler Wahrheitsliebe vor; scheint es jedoch sehr zu bedauern, daß Ferdinand II. nicht Protestant war, weil er dann warscheinlich ganz anders gehandelt hätte. — Schiller, der zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht, schildert diese Zeitgeschichte in dem Pomp einer numerösen Prose, und verficht die protestantische Sache hin und wieder mit einem Eifer, der ihn bis zu Invectiven gegen den edelsten Kaiser hinreißt. Aber sein wahrheitliebendes Gemüth zeigt zuweilen wider Willen die schwache und schlimme Seite derselben und geräth dadurch nicht selten in Widerspruch mit sich selbst. Die Vorarbeiten Heinrichs und Hormayrs wurden nebst Khevenhiller bei dieser Geschichte je zuweilen dankbar benützt; und wohl auch mitunter Schiller angeführt, wo er der Wahrheit Zeugniß gibt: das Urtheil unsrer getrennten Brüder durch den Ausspruch eines der eifrigsten Verfechter des Protestantismus zu berichtigen.

In einer Geschichte, wo große Begebenheiten einander drängen, und Riesengestalten wie Gustav Adolph, Tilly,

Wallenstein (dessen Geschichte noch bis zur Stunde nicht frei von allem Dunkel ist,) Bethlen Gabor, der Winterkönig Philipp und andere welthistorische Figuren auftreten, erübrigt wenig Raum zu Reflexionen; aber sie sind darin auch minder nothwendig, da die Thatsachen an sich sprechen und den Leser selbst auf den Standpunct führen, die Dinge in ihrem eigentlichen wahren Lichte zu sehen und gehörig zu beurtheilen.

Alle diese Erscheinungen gingen vor den Blicken Ferdinands II. vorüber, den Gottes Vorsehung durch die schwersten Prüfungen führte; aber nie verließ, sondern wie das Gold durch das Feuer der Trübsale bewährte; — der immer nach dem Frieden sich sehnte, und die holde Palme desselben niemals zu sehen bekam; da es ihm, so lange er das Zepter führte, niemals vergönnt war, das Schwert aus der Hand zu legen; — von einem Feinde nach dem andern angegriffen ward, und alle seine Feinde überlebte. Offenbar zeigte der allmächtige König aller Könige an ihm und seinen erlauchten Nachfolgern auf dem kaiserlichen Throne sichtbar, daß sein Auge schirmend über Oesterreich wache, das gleich der Kirche, die dasselbe vertheidigt, ob auch zu allen Zeiten von erbitterten Feinden angefochten, immer glorreicher aus dem Kampfe hervorgeht, und gleich einem festen Felsen von den ergrimmten Wogen zwar kann bestürmt werden, doch durch seine feste und erbliche Gottesfurcht und Gerechtigkeit immerdar unüberwunden steht.

Erstes Buch

Von Ferdinands Kindheit bis zum Tode des Kaisers Matthias I.

(J. 1578 — 1619.)

Schwere, drohende Gewitterwolken schwebten über dem bewegten Europa; die Saaten windiger Irrlehren hatten Früchte wüthender Stürme gebracht; in England gestaltete sich die fort und fort gährende Reformation zu einer der blutigsten Verfolgungen; in Deutschland zu einer allgemeinen Spoliation *), in Frankreich zu einer Rebellion, die das blühendste der Königreiche zerriß, Städte, Dörfer und blühende Ortschaften zu vielen Hunderten in Asche legte, katholische Tempel ohne Zahl zerstörte

*) Selbst Schiller, der den Abfall der Niederlande und den dreißigjährigen Krieg als eifriger Protestant beschrieb, bekennt in der Geschichte des letztern der Wahrheit zur Ehre: „Wie viel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Einigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten, und die Begierde zu rauben hatte wenigstens eben so viel Antheil, an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht sich beraubt zu sehen.“

und verödete; und furchtbare Factionen erzeugte, die zwei edeln Königen das Leben kosteten. Nicht minder auch blutete an schweren Wunden das, mit Österreich durch Blutsverwandtschaft befreundete Spanien, das durch die Fortschritte der Reformation die Niederlande verlor, durch amerikanisches Gold verarmte, durch seine Colonien entvölkert, überdies in endlose Kriege verflochten ward, und — wie furchtbar es auch im Äußern schien, — dennoch im Innern immer mehr zusammensank; indeß in Österreichs gesegneten Ländern, wo bis dahin süßer Friede und Ruhe geherrscht, und das Sprichwort bestanden hatte: Tu felix Austria nube! — allmälig Reformationsfunken eindrangen, die Anfangs in tiefer Stille um sich griffen, bald aber das Feuer eines Aufruhrs entzündeten, das in kurzer Zeit zu einer dreißigjährigen Kriegesflamme erwuchs.

Dies war die blutige Morgenröthe, unter deren Schimmer das junge Leben des edlen Monarchen aufblühte; dessen Verlauf hier geschichtlich sich entfaltet; dessen gesegnetes Andenken gleich einem freundlichen Stern in der Nacht jener finstern Zeiten strahlt; und dessen Tugenden auch von den glänzendsten Tugenden der frömmsten Herrscher nicht übertroffen werden. Dieser edle Sprosse des österreichischen Kaiserhauses, ein Sohn des Erzherzogs Carl, der die innerösterreichischen Lande Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz regierte, — und Mariens, einer Tochter Albrechts V., Herzogs von Baiern, erblickte das Licht der Welt zu Grätz am

9. Juli 1578, zu einer Zeit, wo der Erzherzog, sein Vater, vollauf beschäftiget war, die Meeresgränzen bei Zengg und Croatien gegen die beständigen Einfälle und Streifzüge der Türken zu sichern.

Schon in seinem sechsten Jahre begann die, dem Habsburgischen Hause angeborene Frömmigkeit des jungen Prinzen zu leuchten. Noch vermochte er das Gebet seines schuldlosen Herzens nicht vollkommen auszusprechen, und schon faltete er dabei die kleinen Hände mit rührender Andacht, kniete während des ganzen heiligen Opfers und zeigte die zarteste Verehrung gegen alle Ceremonien und Gebräuche der heiligen Kirche. Mögen immerhin in unsern aufgeklärten Zeiten manche Leser diese Züge seiner frühesten Kindheit als unbedeutend betrachten, ja wohl gar mitleidig belächeln, nicht minder bleibt darum wahr, daß gleichwie die lieblich duftende Blüthe die goldene Hesperidenfrucht verkündigt, also eine fromme Kindheit dem ganzen künftigen Leben den Segen des Allerhöchsten, seine Liebe und seinen Schutz erwirbt; wie wir dies im Verlauf dieser Biographie mehr denn einmal anschaulich sehen werden.

Die ersten Schritte seiner Kindheit hatte vorzüglich die Obersthofmeisterin seiner erlauchten Mutter, Gräfin Montfort, eine so weise als gottesfürchtige Dame geleitet. Nachdem aber der junge Prinz an Alter, Frömmigkeit und Weisheit zugenommen, und unter den trefflichsten Lehrern die ersten Grundvesten zu den, für seinen künftigen erhabenen Beruf,

nothwendigen Kenntnissen und Wissenschaften gelegt hatte, ward er in seinem eilften Jahre (1590) mit seinem obersten Hofmeister, Herrn Balthasar von Schrottenbach und mit ganzem Hofstaat auf die damals blühende und berühmte Universität Ingolstadt gesandt, seine Studien daselbst zu vollenden.

Während dieser Zeit ergaben sich in den österreichischen Ländern, wegen des Religionswesens mancherlei hartnäckige Streitigkeiten, die hin und wieder in förmlichen Aufruhr ausarteten. Zwar hatten die Mitglieder des Herren- und Ritterstandes augsburgischer Confession die Bewilligung erlangt, für sich und ihre Angehörigen, Prädikanten zu halten, und ihre Religion ungestört auszuüben; doch dehnten sie, trotz des ausdrücklichen und wiederholten landesfürstlichen Verbotes, diese Bewilligung auf alle ihre Unterthanen aus, und säumten nicht, allenthalben in Städten und Dörfern nach damaliger Weise zu reformiren; wobei sie denn eine nicht geringe Anzahl lauer Katholiken für die sogenannte christliche Freiheit gewannen. Ob auch Erzherzog Carl wachsam und mit thätigem Eifer wirkte, dieser unbefugten Reformationssucht in Steyermark, Kärnthen und Krain Schranken zu setzen, konnte er es dennoch nicht verhindern, daß an vielen Orten seine Commissäre schimpflich mißhandelt, die katholischen Pfarrer vertrieben und Prädikanten eingesetzt wurden; ja während der erlauchte Fürst mit seiner Gemahlin sich nach Laxenburg in Oesterreich begab, sowohl auf der Jagd sich zu erholen, als das damals sehr berühmte

Heilbad zu Mannersdorf zu brauchen, entstand zu Grätz ein solcher Aufruhr, daß der Bischof mißhandelt ward, und der päpstliche Nuntius Malaspina, sein Leben zu retten, sich genöthigt sah, unter das Kirchendach sich zu flüchten. Ein Richter, welcher, dem Befehl des Erzherzogs Folge zu leisten, einen Studenten einzog, der öffentlich aufrührischer Reden sich vermessen hatte, und trotz des fürstlichen Verbotes die protestantische Schule besuchte, ward in seinem eigenen Hause überfallen, wo alle Studenten und gegen fünf hundert Handwerksbursche sich zusammen rotteten. Da nun diese und andere Frevel der Bürgerschaft zu Grätz dem Erzherzog durch die Eilpost berichtet wurden, machte er sich augenblicklich auf, diese Empörung zu dämpfen, und eilte in der drückendsten Sonnenhitze nach Grätz, seiner Residenz, die er auch noch erreichte; wo er aber, theils schon unter Weges durch diese Nachricht bis ins Innerste erschüttert, theils wegen der plötzlich unterbrochenen Badekur und der sengenden Hitze erkrankt, bereits den dritten Tag zum größten Leidwesen aller Guten starb.

Durch diesen Todesfall, der das ganze Land in die tiefste Trauer versetzte, kam unser Ferdinand, der älteste seiner Söhne, erblich in den Besitz der verwaisten Fürstenthümer und Länder. Da er jedoch erst in seinem zwölften Jahre und daher noch unmündig war, hatte sein erlauchter Herr Vater in seinem Testamente den Kaiser Rudolph, den Erzherzog Ferdinand, der Tirol, Elsaß und die dazu gehörigen

Landvogteien regierte, die erzherzogliche Witwe und den Herzog Wilhelm von Baiern zu Vormündern desselben ernannt, die auch diese Vormundschaft willig übernahmen. Endlich hatte er den Erzherzog Ernst zum bevollmächtigten Gouverneur über seine Lande gesetzt; der sich denn auch ungesäumt nach Grätz begab, und eine überaus löbliche Regentschaft führte.

Die erzherzogliche Witwe und Mutter des jungen Prinzen, die mit mütterlicher Treue über seine Jugend wachte, übergab nun die Vollendung seiner Erziehung ihrem Bruder, dem, durch seine erhabene Frömmigkeit ausgezeichneten Herzog Wilhelm von Baiern. Nimmer konnte sie dies hochwichtige Geschäft bessern Händen anvertrauen. Dieser edle Fürst, unter dem Namen des Frommen bekannt, sorgte mit aller Liebe für die Ausbildung der guten Anlagen seines erlauchten Mündels, und legte in seinem empfänglichen Gemüthe den Grund zu jener festen Gottesfurcht und Gottseligkeit, die alle Handlungen des künftigen Kaisers beseelte; so daß er in der ganzen Zeit seiner Regierung durch alle seine Thaten nichts als Gottes Ehre und das Wohl seiner Unterthanen suchte, und selbst das Opfer seines Lebens nicht gescheut hätte, diese großen Absichten aus ganzer Kraft zu fördern. Dies auch vermochte nur ein Mann zu thun, der, selbst Regent, alle Verhältnisse des Hofes und der Regierungskunst aufs genaueste kannte; und dessen Herz dennoch so sehr von der Welt entfesselt und über alle glänzenden Eitelkeiten erhaben war, daß er einzig die bleibenden Güter der Ewigkeit im

Auge behielt, der Betrachtung, der christlichen Abtödtung, und allen Tugenden eifrig nachstrebte; ja, der Frömmigkeit und dem Heile seiner unsterblichen Seele ausschließend abzuwarten, späterhin (1596) nach dem Tode seiner Gemahlin, die Regierung seinem Sohne Maximilian I., übertrug, und in der Entfernung von dem Weltgeräusche, eine lange Reihe Jahre einzig der Buße und den Übungen der Gottseligkeit weihte.

Da indessen zu jener Zeit noch die ganze Last der Regierungssorgen auf ihm lag, übergab er sowohl seinen eigenen Sohn Maximilian als seinen Mündel Ferdinand der unmittelbaren Aufsicht der Väter der Gesellschaft Jesu zu Ingolstadt, wo beide fürstlichen Jünglinge durch die innigste Freundschaft verschwistert, und durch angeborenen Herzensadel und gleiche Grundsätze vereint, Ein Herz und Eine Seele waren, und sich schworen, in Freude und Leid einander nie zu verlassen; welcher schöne und für ihre Völker so segensreiche Bund späterhin durch die Vermählung Ferdinands mit Anna, einer Schwester Maximilians, noch fester geknüpft und besiegelt ward.

Fünf Jahre verlebte Ferdinand zu Ingolstadt und ergab sich daselbst den Studien mit so rastlosem Fleiße, daß die Universität ihm das Zeugniß gab: Ferdinandus Archidux Ingolstadium venit Grammaticus, Graeciam rediit orator eloquens, Mathematicus accuratus, Philosophus Politices praeclarus, Justinianus peritus; was, wie die Folge bewies, kein

bloßes Compliment war, das man fürstlichen Personen gern zu machen pflegt.

Nothwendig mußten die furchtbaren Bewegungen, die der Religionsstreitigkeiten wegen beinahe in ganz Europa überall wogten, tiefen Eindruck auf das Gemüth eines frommen und eifrigen Jünglings machen, der seinen künftigen Herrscherberuf ins Auge faßte. Noch standen der Bauernaufstand und ihre verheerenden Raubzüge in Deutschland, noch Münzers unsinnige Frevelthaten, die Gräuel der Wiedertäufer, welche die bewaffnete Macht kaum zu bändigen vermochte, und die, zu Tausenden in Flüsse gestürzt, dort eine Todestaufe fanden, — so wie nicht wenig andere empörende Ereignisse, wobei so vieles Blut vergossen ward, in ganz frischem Andenken. Noch stiegen in Frankreich die Rauchsäulen flammender Städte und Dörfer zum Himmel empor; ja noch rauchte daselbst das Blut Heinrichs III., der als ein Opfer der Factionen gefallen war, und noch standen daselbst die unkatholischen Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher in den Waffen. Noch auch währte die Verfolgung der Katholiken in dem einst ganz katholischen England; und allenthalben, selbst in dem sonst so friedlichen Österreich, wo nun der Protestantismus täglich mehr überhand nahm, erhob sich ein Aufruhr nach dem andern. Ueberall glimmte das Feuer unter der Asche. Dazu kam auch, daß die Bekenner des Protestantismus sich nicht mehr an die Augsburgische Confession hielten; sondern mit sich selbst uneins waren, in verschie-

dene Secten zerfielen, die nur in ihrem Hasse gegen die katholische Kirche zusammentrafen; und daß die Prädikanten (unter welchen sich nicht wenig abtrünnige Priester und Mönche befanden), statt, wie sie vorgaben, das reine Wort Gottes zu verkündigen, die Völker aufhetzten, zum Abfalle vom katholischen Glauben ermahnten, und in die gröblichsten Schmähungen ausbrachen; was nothwendig Reactionen erwecken mußte, wobei die katholischen Prediger ihnen nichts schuldig blieben; auf welche Weise denn blutige Raufhändel an der Tagesordnung waren. Kein Wunder also, daß Ferdinand den Protestantismus als die Grundursache aller dieser Übel betrachtete, und die Universität mit dem festen Vorsatze verließ, denselben in allen seinen Erblanden wo nicht gänzlich auszurotten, doch so viel möglich zu beschränken; ohne von den Schwierigkeiten sich abschrecken zu lassen, die diesem riesenhaften Unternehmen von allen Seiten sich entgegen setzten.

Er hatte nun das achtzehnte Jahr erreicht und ward von Kaiser Rudolph, als dem Oberhaupt des österreichischen Hauses und Obervormund berufen, die Regierung seiner ererbten Lande und Leute anzutreten. In Folge dessen ward für Steyermark der vierte Dezember (1596) zum Tage der Huldigung ausgeschrieben; wo denn auch die Stände ihre Abgeordneten nach Hofe sandten. Aber schon bei der ersten Zusammentretung zeigten die protestantischen Deputirten sich schwierig, und forderten vor allen Dingen, außer der Bestätigung ihrer Privilegien, die

unbedingte Freiheit, nach der Augsburgischen Confession zu leben, »sowohl für sich als für ihre Weiber, Kinder, Gesinde, in Summa Niemandts im Land ausgeschlossen.« — — Hierauf antwortete ihnen Ferdinand mit fester Entschlossenheit, »er vernehme zwar mit Gefallen, daß die Stände zur Erbhuldigung sich gehorsamst erbieten; auch sei er nicht abgeneigt, einen Entschluß zu fassen, der ihrer Sache gemäß wäre; doch habe das Anliegen ihres Religionswesens mit der gegenwärtigen Erbhuldigung nichts zu schaffen. Auch wolle es ihm durchaus nicht geziemen, vor der Leistung derselben und der Uebernahme seiner Länder irgend etwas vorzunehmen; daher versehe er sich, die gehorsamsten Stände und Landleute der Augsburgischen Confession werden alle diese Difficultäten für den Augenblick bei Seite setzen, und ihr rühmliches Erbieten in Betreff der Erbhuldigung durch die That selbst erweisen.« — Ob nun auch die Stände auf diese Aeußerung mehrmals replizirten, blieb dennoch Ferdinand unerschütterlich bei seiner Antwort; versprach jedoch, Seiner Majestät dem regierenden Kaiser Rudolph II. die Sache vorzutragen, und zu ihrer Beruhigung so viel zu thun als sein Gewissen ihm erlaube; wornach denn die Huldigung mit allen Feierlichkeiten vor sich ging.

Mit ungleich größerer Herzlichkeit und Freude leisteten im folgenden Jahre die Stände von Kärnthen, Krain und Görz die Erbhuldigung. Die deputirten Commissäre und das Landvolk daselbst kamen ihrem Fürsten und Herrn bis an die Gränzen

des Landes glückwünschend entgegen. Bei dieser Gelegenheit gedenken die Khevenhillerschen Annalen einer Kärntnerischen Huldigungssitte, die ihres hohen Alterthums und ihrer großen Naivetät wegen, zur Erheiterung der Leser hier wohl eine Stelle verdient.

»Es ist von uralten Zeiten her im Lande Kärnthen ein solches Herkommen im üblichen Gebrauch gehalten worden, daß wenn ein angehender Landesfürst daselbst die Regierung antreten und das Land in Besitz nehmen will, er dasselbe von einem Bauern zu Lehen empfangen, und von ihm eingesetzt werden muß; welches dann auf folgende Weise geschieht.«

»Es ist ein Bauerngeschlecht unter den Edelthümern, heutigen Tages Herzog zu Glasendorf genannt, welches hierzu von Alters her deputirt, und besonders befreit ist. So oft sich nun der Fall ergibt, daß ein neuer regierender Fürst angeht, kommt Einer aus diesem Bauerngeschlechte, dem solch Amt aus erblicher Gerechtigkeit zusteht, und setzt sich auf einen runden Marmorstein, der zu Granburg, ungefähr eine Meile Weges von Klagenfurt im Felde steht; welcher auch von Alters her geeignet und noch heutigen Tages (1597) daselbst zu sehen ist, mit des Landes Wappen darauf eingehauen. — Wenn nun der Bauer also auf dem Stein sitzet, steht um ihn her das Landvolk und die ganze Bauerschaft außerhalb der Schranken, die um den Stein aufgerichtet werden. Alsdann kommt der angehende Landesfürst, daher in einem bäurischen Kleid, Hut und Schuhen,

und trägt einen Hirtenstab in seiner Hand. Es führen ihn auch zwei Landherren, und folgt hierauf die ganze Ritterschaft und der Adel in zierlichen Kleidern stattlich aufgeputzt, mit dem Panier des Erzherzogthums Kärnthen. Vor ihnen her geht zwischen zwei kleinen Panieren der Graf von Görz als Erbpfalzgraf von Kärnthen; und neben dem Fürsten führt man: auf der einen Seite ein schwarzes Rind, auf der andern aber ein mageres ungestaltetes Feldpferd.«

»Sobald nun der Bauer, der auf dem Marmorstein sitzet, den Fürsten ersehen, schreit er in windischer oder slavonischer Sprache: Wer ist der, der also hochfährtig herein pranget? — Da antwortet das umstehende Volk: Der Fürst des Landes kommt! — Darauf spricht der Bauer: Ist er auch ein gerechter Richter und Liebhaber des Heiles unseres Landes freier Eigenschaft? Ist er auch ein Beschirmer des christlichen Glaubens und der Witwen und Waisen? — Sie aber antworten: Ja er ist's!«

»Es muß also der Fürst dem Bauern bei seiner Treue um jetzt gemeldete zwei Stücke geloben, daß er wolle Gerechtigkeit halten; und um der Gerechtigkeit willen, daß er wolle so arm werden, daß er sich mit solchem Vieh als dem Stier und Feldpferd nähren müsse.«

»Hierauf fragt der Bauer wiederum: Wie und mit was Gerechtigkeit wird er mich von diesem Stuhl bewegen? — Dem gibt alsdann der Graf von Görz zur Antwort: Man wird dich mit sechzig Pfennigen

von dannen kaufen; diese zwei Hauptvieh, der Ochs und das Pferd werden dein seyn, und du wirst des Fürsten Kleid nehmen; und dein Haus wird frei und unzinsbar seyn.«

»Nach diesem Allen gibt der Bauer dem Fürsten einen sanften Backenschlag und gebeut ihm, daß er ein rechter Richter sei. Damit steht er auf und führt das Vieh mit sich hinweg. Die obgemeldeten zwei Landherren aber führen den Erzherzog zu dem Stuhl; dieser steigt nun darauf mit einem bloßen Schwert, wendet sich um und um, schwingt dasselbe in der Luft, und gelobt dem Volke ein gut und gleich Gericht.«

»Hernach zieht der Landesfürst in die Sanct Peterskirche, die zunächst auf einem Berglein steht, und nach vollbrachtem Amt zieht er die bäurischen Kleider aus, legt die fürstlichen Gewande an, und hält mit dem Adel und der Ritterschaft eine Mahlzeit. Ist dies geschehen, dann reitet er herüber zu dem Lehenstuhl, der im Zollfelde steht; darauf setzt er sich gegen Aufgang der Sonne, und leistet einer ehrsamen Landschaft mit entblößtem Haupte und aufgehobenen Fingern den gewöhnlichen Eid und Jurament, so ihm vorgehalten wird, darin er gelobt und schwört, gemeldte Landschaft bei allen ihren Gnaden und Freiheiten, wie dann das von Alters Herkommen, zu halten, zu handhaben und bleiben zu lassen, und dagegen nimmt er auch die Gelübde und Huldigungen von seinen Landleuten auf, wobei er Anlaß nimmt, die Lehen daselbst zu berufen und zu verleihen.«

Sobald die Huldigung vorüber war, begab sich Ferdinand an den Hof des Kaisers, der damals zu Prag residirte, dem Monarchen seine Ehrfurcht zu bezeugen, ihm für die geführte Vormundschaft zu danken, und wegen der Religionsangelegenheiten sich ernstlich mit ihm zu berathen. Rudolph empfing ihn gütig und ertheilte ihm und seinem eigenen ältesten Bruder, dem Erzherzog Mathias, der ebenfalls um dieselbe Zeit nach Prag kam, den Orden des goldenen Vließes. Doch war er viel zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, um sich mit beiden Erzherzogen über Regierungsgeschäfte zu besprechen. Mehr zum Künstler als zum Regenten geboren, hatte dieser sonderbare, in Spanien erzogene Fürst, der zwar edlen, doch von Natur etwas trübsinnigen Gemüthes war, sich nie recht mit der deutschen Nation befreunden, noch weniger den Sorgen und anstrengenden Arbeiten der Regierung Geschmack abgewinnen können. In düsterer, beinahe unzugänglicher Zurückgezogenheit, von Wahrsagern, Goldmachern, Sterndeutern, Bildhauern und Malern umgeben, trieb er selbst Astrologie, Alchimie, Kaballa und bildende Künste, in welchen letztern er ausgezeichnete Fertigkeit besaß. Dies war sein Wirkungskreis, dies seine Welt; hierzu war sein ganzer Pallast eingerichtet, den er beinahe niemals verließ; so daß das Volk mehr als einmal der Meinung war, der Kaiser sei gestorben.

Gleichwohl übergab er Ferdinands Anfrage über die Religionsangelegenheiten einigen vertrauten Reichshofräthen, die Zutritt zu ihm hatten, zur Be-

rathschlagung; ihr Gutachten aber ging dahin, daß Seine Durchlaucht allerdings Fug und Macht haben, die neue Religionsübung in ihren Ländern abzustellen; ja sogar, wenn anders Sie dies zu thun vermöchten, im Gewissen dazu verpflichtet seien. Ob dies aber nun an der Zeit wäre; ob nicht etwa Aergeres daraus erfolgen, ja ob es nicht am Ende den Verlust der gänzlichen Religion so wie auch der Lande und Leute nach sich ziehen könne, da die Stände mächtig wären und mit ihren Religionsverwandten im deutschen Reiche, ja auch mit dem nahen und feindseligen Venedig und den noch furchtbareren Türken sich in Verbindung setzen und auf solche Weise das Erzhaus an den Rand des Untergangs bringen könnten, dies überließen sie Seiner Durchlaucht vernünftiger Weise zu bedenken.

Nichts desto weniger hatte der Kaiser selbst, vielfältig von dem Benehmen der Protestanten, und noch mehr von mancherlei Gewaltthätigkeiten und Excessen bewogen, die unter dem Vorwand der Religion verübt wurden, die katholische Reformation in Österreich begonnen, die er mit allem Ernste betrieb; und schon im vorhergehenden Jahre ein Edikt für diese Länder erlassen, das als Norm für alle übrigen Staaten galt. Durch dies Edikt ward allen weltlichen Obrigkeiten verboten, in Dingen, welche die geistliche Jurisdiction beträfen, dem Diöcesanbischof oder den Officialen desselben an der Vollziehung ihrer Gewalt den mindesten Eingriff zu thun; so wie die pfarrlichen Rechte der katholischen Stände irgend zu beein-

trächtigen. Ausdrücklich auch wurde darin wiederholt, daß die Concession, die den Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes für die Ausübung der protestantischen Religion verliehen war, sich auf ihre Schlösser und Häuser, keineswegs aber auf Bürger und Landleute erstrecke, welche bei ihren ordentlichen Pfarrkirchen zu verbleiben hätten. Auch waren von dieser Concession Städte und Märkte förmlich ausgeschlossen. Meineidige Priester und Ordenspersonen sollten alsbald aus dem Lande geschafft, die neu errichteten Consistorien aufgehoben, die zu Linz im Landhause errichteten Schul- und Religionsministerien abgestellt werden; die kaiserlichen und städtischen Beamteten sollten zur katholischen Religion zurückkehren; und Niemand sollte einen Prädikanten berufen, noch der Predigt desselben beiwohnen.

Nach einem kurzen Aufenthalte am Hofe des Kaisers kehrte Ferdinand abermal nach Grätz zurück. Dort bedachte er nun die Reformation in Religionssachen, die er im Innern sich gedrängt fühlte, in seinen Landen um jeden Preis durchzusetzen, von allen Seiten ernstlich und reiflich; ordnete auch in dieser Hinsicht öffentliche Gebete an, und befand, Alles wohl überlegt, daß die Bewilligung zur Ausübung der protestantischen Religion, die sein Vater, der Erzherzog Karl, im Jahr 1578 den Gliedern des Herren- und Ritterstandes verliehen hatte, nur eine persönliche Bewilligung gewesen sei, die seine Erben auf keinen Fall binde; zumal dies ausdrücklich in jenem Religionsconceß ausgesprochen war; ja daß

der Despect und so vielfältige Widersetzlichkeiten, sowohl in religiöser als politischer Beziehung; die hieraus hervorgegangen, insbesondere jener Aufstand zu Grätz, der seinem erlauchten Vater das Leben gekostet hatte, ihm so tief zu Gemüthe gegangen, daß er, wofern er länger gelebt, jene Bewilligung sicherlich wieder aufgehoben hätte. Dazu kam auch noch, daß er Gefahr lief, in seinen eigenen Städten, Marktflecken und Pfarreien bald nicht mehr Herr zu seyn; da jeder Aufruhr sich leicht unter den Deckmantel der Religion verbergen konnte; und daß die unkatholischen Landesstände bereits ohne Vorwissen des Landesfürsten Gesandte auf die Zusammenkünfte im Reiche aussendeten, und ein völliges unabhängiges Gubernium in Religionssachen aufrichten wollten. Über Alles aber konnte ihm wohl Niemand das unbestrittene Reformationsrecht benehmen, das Churpfalz, Sachsen, Brandenburg, die Reichsstädte und fremde Königreiche unbedingt ausübten. Denn gleichwie diese ihre untergebenen Völker hin und wieder sogar durch Martern vom Abfalle von der, seit dem frühesten Ursprung des Christenthums bestehenden katholischen Kirche zwingen konnten, also blieb es auch wohl ihm unbenommen, seine Völker zu verhalten, diese katholische Religion nicht gegen eine Confession zu vertauschen, die erst von gestern her datirte, und solche überhaupt nicht in seinen Landen zu dulden; zumal sie bereits so viele Unordnungen, blutige Auftritte und verheerende Kriege erzeugt, und seine eigenen Provinzen in die größte Verwirrung

gebracht hatte; nichts davon zu sagen, daß die gelehrten Protestanten, ja Luther selbst lehrten, es sei allerdings möglich, in der katholischen Kirche selig zu werden; die katholischen Gottesgelehrten dagegen von den formellen Häretikern (doch nicht eben so von den materiellen, die ohne ihre Schuld in der Häresie lebten) das Gegentheil behaupteten. — Indessen ging er, wie selbst Hormayr in Ferdinands Biographie bezeugt, »Schritt für Schritt ohne vieles Aufsehen und was das Vorzüglichste war, ohne Grausamkeit vor.« Was aber die Schwierigkeiten und Gefahren in der Ausführung dieses Unternehmens betrafen, erschütterten sie seinen Muth nie und nimmer.

Bevor er jedoch zur Reformation in Religionssachen schritt, machte er in seinem zwanzigsten Lebensjahre (1598) mit wenigen seiner Hofkavaliere incognito eine Wallfahrtsreise nach Loretto und nach Rom, wo er diese Angelegenheit als die wichtigste seines Lebens in eifrigem Herzensgebet dem göttlichen Schutze empfahl; und kehrte dann, nachdem er die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten in der Hauptstadt der christlichen Welt in Augenschein genommen, nach mehreren Unterredungen mit dem Papste Clemens VIII. über sein Vorhaben, mit dem apostolischen Segen desselben nach seiner Residenz zurück.

Kurz darauf erließ er ein Dekret an den Landeshauptmann und die Verordneten in Steyermark, kraft dessen ihnen hohen Ernstes aufgetragen wurde, das ganze protestantische Stift-, Schul- und Religionsexercitium, sowohl zu Grätz als zu Judenburg

und in allen, Seiner Durchlaucht eigenthümlichen Städten, Märkten und den Bezirken derselben innerhalb vierzehn Tagen gewißlich einzustellen, und ihre Prädikanten und Wortsdiener dahin zu verweisen, daß solche binnen dieses Termins Seiner erzherzoglichen Durchlaucht Lande räumen, und darin sich keineswegs weiter sollten betreten lassen. Auch sollten sie, der Landeshauptmann und die Verordneten, der Bestellung solcher Personen und Wortsdiener in Seiner Durchlaucht eigenthümlichen Städten, Märkten und Flecken und den Bezirken derselben sich gänzlich enthalten. Eben so erließ er auch ein Schreiben an die Stiftsprädikanten, Schulrectoren und Lehrer, daß sie von der Stunde an alles Predigens und Schulhaltens sich begeben, und binnen gegebener Frist, bei Verlust Leibes und Lebens in Seiner Durchlaucht Landen sich nicht mehr sollten betreten lassen.

Diese Beschlüsse veranlaßten viele Vorstellungen und gegenseitige Schriften. Doch Ferdinand blieb unerschütterlich; und als die Protestanten sich weigerten zu gehorchen, und Schutz wider ihren Landesherrn suchten, erfolgte ein noch weit gemessenerer Befehl, mit dem Zusatze, daß die angedrohte Strafe an Denjenigen, die nach acht Tagen sich noch betreten ließen, unnachsichtlich in Erfüllung gehen würde. Als nun die Prädikanten solchen Ernst sahen, säumten sie nicht länger und zogen aus dem Lande. Es begann aber Ferdinand diese Fortschaffung vorzüglich darum bei der Stadt Grätz, weil das ganze Land die Augen auf diese Hauptstadt gerichtet hatte, und

die übrigen Prädikanten sowohl in Steyermark selbst als auch in Kärnthen und Krain von den Stiftsprädikanten daselbst abhingen. Übrigens traf Ferdinand so sichere Maßregeln, daß alles ohne Aufstand und sogar ohne großes Aufsehen vor sich ging.

So hart das Verfahren des Erzherzogs auch bedünken mag, hatten dennoch der Adel und die Prädikanten selbst gerechte Ursache dazu gegeben. Denn es war bereits so weit gekommen, daß seine Lande, unter dem Vorwand der Religionsfreiheit, nicht sowohl der landesfürstlichen, als ihrer eigenen Regierung untergeben seyn wollten; in ihren Gemeinden, ja sogar in den Pfarreien des Landesfürsten, worüber er doch Vogt und Lehensherr war, eigene Pfarrer und Prädikanten einsetzten; ohne des Landesfürsten Vorwissen Kirchen und Schulen erbauten; das Verbot erließen, irgend einen katholischen Landmann oder Bürger aufzunehmen; ja die Katholiken von den Ämtern des Landes ausschlossen; und, sandte der Landesfürst ihnen eine Verordnung zu, erst unter sich berathschlagten, ob sie dieselbe annehmen sollten oder nicht. Zu Wien selbst führten sie die Prädikanten zuerst heimlich ein, ließen sie dann öffentlich auftreten, räumten ihnen das Landhaus ein, vertrieben die Minoriten von Kirche und Kloster, und besetzten solche dann mit ihren Wortsdienern; die, gegen alles Verbot, mit größter Thätigkeit daran arbeiteten, die Katholiken zu ihrer neuen Lehre anzuziehen, und auf solche Weise, statt Liebe und Eintracht, Haß und Zwietracht verbreiteten.

Nach der Fortschaffung der Prädikanten stellte Ferdinand den unkatholischen Bürgern in allen drei Ländern es frei, in gegebener Frist entweder zur katholischen Kirche zurück zu kehren; oder aber ihre Habe zu verkaufen und mit Erlegung des zehnten Pfennigs aus dem Lande zu ziehen. Dies hatte denn zur Folge, daß Manche wieder zur katholischen Kirche zurückkehrten, viele andern jedoch, und zwar die reichsten Familien in die protestantischen Länder Deutschlands auswanderten. Indessen war, abgesehen von diesem Religionseifer Ferdinands, seine Regierung so mild, daß selbst die unkatholischen Landesstände und Inwohner ihm ungeheuchelt das Lob ertheilten, sie verlangten nie einen bessern und freundlichern Landesfürsten als ihn, wenn er nur ein minder eifriger Katholik wäre.

Gewiß war auch kein Fürst liebreicher gegen seine Unterthanen; und keiner auch war wachsamer für das allgemeine Wohl seiner Länder als Ferdinand. Er strengte sich beinahe über seine Kräfte an, die windischen und croatischen Meeresgränzen zu sichern; und befestigte solche auch so stark, daß von dieser Seite die Türken damals nichts unternehmen konnten. Auch beschloß er, wiewohl er eben kein Kriegesmann war, einen Feldzug nach Ungarn zu thun, und der Belagerung von Kanischa beizuwohnen, um durch seine persönliche Gegenwart das Kriegesheer wenigstens zu ermuntern, das daselbst gegen die Türken focht, und die genannte Festung beschoß und mit Sturm zu erobern gedachte. Doch war die Festung

zu gut verwahrt und auch die Witterung allzu ungünstig. Denn die Kälte war so strenge, daß (1601) nahe an drei tausend Personen und über drei hundert Pferde bei dieser Belagerung erfroren. In den folgenden Jahren während welcher dieser furchtbare Türkenkrieg noch immer fortdauerte und diese barbarischen Völker beinahe ganz Ungarn überschwemmten, drangen sie auch bis Steyermark ein; wurden aber von den Truppen Ferdinands und von seinem Landvolke dergestalt empfangen, daß sie mit großem Verlust aus dem Lande weichen mußten.

Ein Jahr hierauf (1606) ward Kaiser Rudolph aus dringenden Ursachen bewogen, mit Einwilligung der Churfürsten einen Reichstag nach Regensburg auszuschreiben, und zwar war es Anfangs seine Absicht, demselben persönlich beizuwohnen. Doch der Regierungsgeschäfte ungewohnt, änderte er seinen Entschluß bald ab, und beschloß einen Commissär nach dieser Reichsstadt zu senden, der seine Stelle vertreten sollte. Hierzu ernannte er denn seinen Vetter, unsern Ferdinand, der aber diesen Auftrag nur ungern übernahm, theils weil er mit der Regierung seiner Länder vollauf zu thun hatte; theils auch, und zwar vorzüglich darum, weil er seine Oheime, besonders den ältesten derselben, den Erzherzog Mathias, den der Kaiser von dieser ehrenvollen Sendung ausgeschlossen, nicht beleidigen wollte. Denn schon damals hatte die Uneinigkeit zwischen diesem Prinzen und dem Kaiser angefangen, von welcher in der Folge die Rede seyn wird. Aus finsterm Argwohn

setzte der Kaiser seinen Bruder Mathias bei jeder Gelegenheit zurück, mißgönnte ihm die Thronfolge, wollte nicht einmal den Frieden ratifiziren, den dieser Erzherzog im folgenden Jahre mit Zustimmung der Gesandten der Königreiche und Länder mit den Türken schloß; ja er weigerte sich sogar, die nothwendigen Vorkehrungen zum Kriege gegen diesen mächtigen Feind der Christenheit zu treffen; wodurch beinahe, zur größten Schadenfreude Frankreichs, Venedigs und anderer feindlichen Mächte, die Erbländer in Gefahr geriethen, in die Gewalt der Türken zu kommen. Dies bewog denn Mathias mit den ersten und mächtigsten Herren in Österreich und Ungarn, ohne Unterschied der Religion, Rath zu halten, was in dieser schweren Gefahr zu thun sei; wozu er auch den Bischof von Wien, Melchior Klesel zog; und diese Rathsversammlung legte den Grund zu dem förmlichen Bruch des Erzherzogs mit dem, in beinahe gänzliche Unthätigkeit versunkenen Kaiser.

Indessen machte sich Ferdinand mit einem glänzenden Gefolge auf und begab sich nach Regensburg, den Vorsitz bei dem Reichstage zu führen, der vorzüglich wegen der Beisteuer an Hilfsgeldern und Kriegesvolk gegen die türkische Macht war ausgeschrieben worden. Denn es stand zu befürchten, daß die Türken, sobald sie die Perser besiegt hätten, mit ganzer Macht aufbrechen, und durch Ungarn in Deutschland einfallen würden. Es ward demnach vorgeschlagen, daß die Stände des Reiches zwanzig tau-

send Mann Fußvolkes und vier tausend Pferde unterhalten, oder aber eine genügende Summe zusammen schießen sollten, ein solches Kriegesheer zu unterhalten. Überdies war der Antrag, die Verwaltung der Justiz am kaiserlichen Kammergerichte zu reformiren; so wie auch wegen der Niederlande zu unterhandeln, die sich unter dem Namen Holland als eine eigene Republik vom Reiche lostrennen wollten, wodurch nicht nur der Krone Spanien eine Provinz, sondern auch dem deutschen Reiche sehr bedeutende Vortheile entrissen wurden; ferner sollte das Münzwesen regulirt, und endlich den beständigen Klagen wegen der Reichsmatrikel abgeholfen werden.

Als nun diese Vorträge geschehen waren, begann alsbald ein heftiger Streit zwischen den Protestanten und den Katholiken, welche Puncte zuerst sollten verhandelt werden. Denn die Katholiken begehrten, man sollte allerdings in der Ordnung vorgehen, wie solche waren vorgetragen worden, und alsbald bei der Steuer zu dem Türkenkriege beginnen. Dagegen aber behaupteten die Protestanten, nichts sei dringender nothwendig, als die Bedürfnisse des Reiches vorzunehmen und von der Reformation der Gerechtigkeitspflege und der Schlichtung der Mißhelligkeiten zu handeln, die wegen der Religion sich entsponnen hatten. Nachdem nun beide Parteien vier Monate lang hierüber gezankt hatten, und keine der andern nachgeben wollte, die Händel aber zwischen dem Kaiser Rudolph und seinem Bruder, dem Erzherzog Mathias täglich ernster wurden, zerschlug sich endlich

dieser Reichstag ohne Frucht, und es reisten die meisten Gesandten wieder ab. Ihrem Beispiele folgte endlich auch Ferdinand, besonders da er die Nachricht erhielt, die Erzherzogin, seine Mutter, liege in tödlicher Krankheit darnieder, und man erwarte täglich ihre Auflösung.

Die Betrübniß des Erzherzogs über den baldigen Tod seiner geliebten Mutter, einer so weisen als gottesfürchtigen Frau, wurde durch die Geburt eines Sohnes gemildert, der im nämlichen Jahre (1608) ihm geboren ward, und in der Taufe den Namen Ferdinand Ernst erhielt. Dies Ereigniß war um so erfreulicher, als der Stamm des österreichischen Hauses seinem Erlöschen nahe war. Denn nie hatte Rudolph selbst, ob er auch eben kein Feind des weiblichen Geschlechtes war, zur Ehe schreiten wollen; und eben so wenig hatte er dies auch seinen Brüdern gestattet, was die Erbitterung seines ältesten Bruders Mathias noch höher steigerte; der endlich, doch erst in seinem fünf und fünfzigsten Jahre, gegen dessen Willen, mit Anna, einer Tochter seines Oheims Ferdinand von Tyrol, sich vermählte.

Rudolphs unfürstliche Beschäftigungen mit Goldmacherei und andern Künsten dieser Art und seine Gleichgültigkeit, selbst gegen die dringendsten Angelegenheiten der Regierung hatte nicht nur seit längerer Zeit alle Gemüther von ihm abgewendet, sondern auch die verderblichsten Folgen nach sich gezogen. Denn war je zu einer Zeit dem deutschen Reiche ein weiser und thatkräftiger Kaiser nothwendig gewesen,

so war es gewiß jetzt, wo die Gährung in ganz Europa überhand genommen hatte, und ganz Deutschland vor der gewaltigen Übermacht der Türken zitterte. Auch hatte Heinrich IV., König von Frankreich, schon den räuberischen Plan entworfen, die österreichischen Lande an sich zu reißen, die, wie er erachtete, unter einer solchen Regierung leichten Kaufes wären. Wahrscheinlich auch hätte er diesen Plan, wenn nicht gänzlich, doch größtentheils ausgeführt, wofern nicht die allwaltende Vorsehung, die schirmend über Österreich wachte, seinem Ehrgeitz durch einen gewaltsamen Tod ein schnelles Ziel gesetzt hätte. Indessen verlor, Richelieu diesen Plan nie aus den Augen, und dieser so kluge als furchtbare und gehaßte Staatsmann, führte in der That so viel davon aus, als der zerrüttete Zustand von Europa ihm erlaubte.

Die Unthätigkeit des Kaisers war so groß, daß er kaum die Gesandten fremder Mächte vorließ, um das Kriegswesen sich gar nicht annahm, alle laufenden Geschäfte zur Seite legte, und dennoch, wenn in dringenden Fällen die Statthalter und andere Befehlshaber, ob auch nach Vernunft und Billigkeit entschieden hatten, in wundersamem Eigensinn, als Solche sie absetzte oder bestrafte, die ohne Auftrag und eigenmächtig gehandelt hätten. Oft hatte diese Handlungsweise Rudolphs seinen ältesten Bruder und Thronfolger bis ins Innerste entrüstet; der, hätte er ihn zur Regierung sich beigesellt, als ein talentvoller und thätiger Fürst, ihm den Ruhm einer

gesegneten Regierung gesichert hätte. Nun aber schwebte durch Rudolphs Schlaffheit die Monarchie bereits am Rande des Untergangs und forderte einen kräftigen Arm zu ihrer Rettung. Der Siebenbürger Stephan Botskay, den die ottomanische Pforte zum König von Ungarn ernannt hatte, wollte diesen Titel nicht vergeblich führen, sondern eilte mit bewaffneter Hand, sich in den wirklichen Besitz des Königreiches zu setzen; vertrieb den, durch seine gehässigen Vorkehrungen, die er auf Rudolphs Befehl in dem Religionswesen trieb, verhaßten italienischen Befehlshaber Belgiojoso aus Oberungarn, und die Nation selbst unterwarf sich ihm theils freiwillig, theils durch die Gewalt der Waffen gezwungen. Schon war sein ganzes Heer im Anzuge gegen Österreich, und verwüstete bereits einen Theil von Mähren, das Marchfeld und bedrohte sogar die Nähe von Wien.

In dieser äußersten Bedrängniß schnelle Hilfe zu schaffen, vereinten sich die erlauchten Brüder des Kaisers: Mathias, Maximilian und Albrecht, nebst ihren Vettern Maximilian Ernst und unserm Ferdinand, und erklärten in einer öffentlichen Acte den Kaiser Rudolph wegen seiner Gemüthskrankheit »für nicht allerdings tauglich zur Regierung«, weßhalb sie denn von der Noth der Zeiten bedrängt, den Ältesten des durchlauchtigsten Erzhauses, nämlich den Erzherzog und Herrn Mathias als die Säule und Stütze desselben erwählt hätten; dem sie auch nach ganzem Vermögen beistehen wollten. Auch berichteten sie dem

spanischen Hofe diesen Vorgang, zu welchem sie wegen periculi in mora nothgedrungen gewesen wären.

Nicht sobald war diese Anordnung getroffen, als Mathias sich aufmachte, den Botskay aus dem Lande schlug, und ihn aus Mähren und Ungarn bis nach Siebenbürgen verfolgte. Mit glänzendem Gepränge ging der ungarische Adel dem Sieger entgegen, der hierauf, auf dem Landtage zu Preßburg zwischen diesem Königreiche und Österreich eine Offensiv- und Defensiv-Allianz zur Vertheidigung gegen die Türken schloß; welche auch bei seiner Zurückkunft nach Wien die österreichischen Stände, wiewohl nach einigen Debatten, bestätigten. Durch diese treffliche Maßregel wurde endlich, nach langer Zeit, der Friede in Ungarn wieder hergestellt.

Stolz auf das Glück seiner Waffen, so wie auf das Ansehen, das er in Ungarn, Österreich und Mähren sich erworben hatte, zog nun Mathias ohne Zeitverlust, mit dem ganzen Kriegesvolke nach Prag, zu Rudolphs nicht geringer Verwunderung. Aber diese Verwunderung des Kaisers verwandelte sich in die größte Bestürzung, als er die, nie zu rechtfertigende Absicht seines Bruders vernahm, die ungarische Krone und das Erzherzogthum Österreich ihm abzunöthigen. Diese Handlung verdunkelte allen Glanz seines Sieges und der beinahe einzigen Großthat durch welche Mathias sich auszeichnete. Seine Erscheinung schreckte Rudolph aus dem Schlafe auf, er besann sich nicht lange, ließ alsbald die

böhmischen Stände und so viel Kriegesvolk zu Roß und zu Fuße als möglich versammeln, und rüstete sich, den Schlag abzuwenden, der ihm bevorstand. Mathias jedoch ward auf das genaueste von Allem unterrichtet, was in der Stadt vorging, und war ihm an Streitkraft weit überlegen. Dazu hatte er nicht wenige aus den Ständen auf seiner Seite; sogar die von der Augsburgischen Confession verhießen ihm ihre Zustimmung gegen unbeschränkte Religionsfreiheit; die er ihnen auch, trotz aller Vorstellungen seines Ministers, des Bischofs Klesel, und des böhmischen Kanzlers, Stenko Poppel von Lobkowitz und anderer Gutgesinnten zusagte. Indessen wirkten doch diese Vorstellungen so viel, daß Alles auf den nächsten Landtag verschoben ward; womit die Stände sich zufrieden gaben. Nach mehreren Unterhandlungen endlich ward zwischen beiden Brüdern Frieden geschlossen, und der Kaiser trat dem Erzherzog die Krone von Ungarn unter gewissen Bedingnissen ab, zu welchen auch diese gehörte, daß Mathias dem Kaiser seinen Antheil an Tyrol cediren, und bei den Landtagen von den, ihm überlassenen Provinzen ihm eine bedeutende Geldsumme erwirken sollte.

Nach diesen Verhandlungen zog Matthias unter den glänzendsten Feierlichkeiten und dem Donner der Kanonen durch prächtige Ehrenpforten in Wien, und kurz darauf eben so in Preßburg ein; mußte jedoch an beiden Orten seine königliche Würde von den Protestanten um erniedrigende Zugeständnisse und Privilegien erkaufen.

Im nämlichen Jahre noch (1609) ertheilte Rudolph, und zwar großentheils von den protestantischen Ständen dazu gedrängt, theils aber auch aus Erbitterung gegen den nunmehrigen König Matthias, den Hussiten, oder wie sie lieber sich nannten, den Utraquisten oder sub utraque (weil sie das Abendmahl unter beiden Gestalten empfingen und dadurch von den Katholiken sich unterschieden, die sie sub una nannten), den sogenannten Majestätsbrief, in welchem er ihnen völlige, unbedingte Religionsfreiheit ertheilte. Einen ähnlichen Majestätsbrief ertheilte er auch den Ständen in Schlesien, die ihre Gesandten deßfalls nach Prag abgeordnet hatten; und wiewohl der besagte oberste Kanzler, Poppel von Lobkowitz, selbst bei Androhung des zum Fensterhinauswerfens, sich weigerte, diese Urkunde zu unterschreiben, weil sie durchaus gegen sein Gewissen sei; und solche zuletzt von dem obersten Burggrafen mußte unterschrieben werden, so ließ dennoch Rudolph auch den Österreichischen Ständen einen ähnlichen Brief verheißen, wofern sie von Matthias abfallen wollten; was denn beide erlauchten Brüder für immer mit einander entzweite.

Lange schon hatte Erzherzog Ferdinand von Grätz aus mit innerlicher Wehmuth diesem leidigen Bruderzwiste zugesehen, und sich auf alle Art und Weise bemüht, beide erlauchten Brüder zu einem gütlichen Einverständnisse zu vermögen; so wie auch dahin zu wirken, daß die Stände sowohl in Böhmen als in Österreich zwar bei ihren alten Privilegien verblieben; doch zugleich auch weise zu verhüten, daß ih-

nen keine neuen verliehen würden, die dem Regententenhause zum Nachtheil, wo nicht zur Schmach gereichten. Denn er sah allerdings ein, daß, weil alle seine Oheime kinderlos waren, diese Königreiche und Länder ihm selbst einst erblich zufallen würden; und daß er dann mit denselben zugleich auch alle, der Religion und dem erlauchten Regentenhause nachtheiligen Privilegien mit übernehmen müsse, und (wie auch leider die Folge auf die traurigste Weise es zeigte), die Unruhigen und Friedensstörer, unter dem Vorwand der Religionsconcession und gestatteter Privilegien, Krieg und Aufruhr erwecken würden. Dies bewog ihn endlich selbst, eine Reise nach Prag zu thun, sich, wo möglich, ernstlich mit dem Kaiser zu besprechen.

Zu dieser Reise kam auch noch ein anderer, und zwar sehr dringender Grund. Sein eigener jüngster Bruder Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, ein noch junger, aber über die Gebühr ehr- und ländersüchtiger Herr, hatte mit so feiner Schlauheit die Gunst des Kaisers und seiner Minister zu erschmeicheln gewußt, daß sie sämmtlich damit umgingen, ja auch bereits Vorkehrungen trafen, ihm die Nachfolge im Königreiche Böhmen zu sichern; und dann mit den Churfürsten unterhandeln wollten, daß sie zum römischen Könige ihn erwählten. Sie hofften auch hierin um so leichteres Spiel zu haben, als es sie bedünkte, es würde sowohl den Churfürsten als den Böhmen selbst willkommen seyn, auf solche Weise die Erbfolge zu unterbrechen, und nicht immer

nothwendig Denjenigen zu erwählen, der ohnedies rechtmäßiger Erbe sei. Überdies, meinten sie, seien des Kaisers Brüder nun bereits bei Jahren und kränklich; von Matthias aber, den der Kaiser vorzüglich haßte, sei es sehr unwahrscheinlich, daß er je Kinder aus seiner Ehe gewinnen werde. Maximilian (des Kaisers zweiter Bruder) Hoch- und Deutschmeister, habe kein Verlangen nach der Succession; Albrecht aber, der ohnedies beständig krank sei, begnüge sich gern mit der Regierung der Niederlande; und was vollends den Erzherzog Ferdinand von Steyermark betreffe, sei er, wegen der Reformation der Religionsangelegenheiten in seinen Ländern, bei den Churfürsten von der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg so sehr verhaßt, daß sie ihn nimmermehr würden zur römischen Königskrone gelangen lassen. Daher sei es rathsam, den Mittelweg zu gehen und Leopold zum römischen König zu befördern. Um alle diese Ränke wußte Ferdinand; und darum auch drang er nun ernstlich auf eine Vermittlung zwischen dem Kaiser Rudolph und dessen Bruder Mathias, damit durch dieselbe das Erzhaus und die Königreiche und Länder desselben vor fernern Unruhen und vor gänzlicher Alienirung bewahrt würden.

Kaiser Rudolph selbst, von nagenden Sorgen bedrängt, hatte (1610) unsern Erzherzog nebst einigen Chur- und Reichsfürsten nach Prag zu einer Conferenz eingeladen, worin mehrere streitige Puncte in Angelegenheiten des Reiches, ganz vorzüglich aber die Versöhnung mit beiden Brüdern zur Ver-

handlung kommen sollten, um auf solche Weise das gegenseitige deutsche Vertrauen und gute Einverständniß wiederherzustellen, dem Kaiser billige Genugthuung zu geben und sein kaiserliches Ansehen zu seinem frühern Glanze wiederherzustellen.

Sogleich bei seinem Eintritt gewann Ferdinand alle Herzen. Die Reichsfürsten hatten nach der Schilderung der, von seinen Ländern ausgewanderten Protestanten, erwartet, einen finstern und leidenschaftlichen Tyrann zu sehen, der von Jesuiten sich regieren ließe, und in allen Dingen willkührlich, unbillig und unchristlich vorginge; — denn also hatten seine Feinde ihn verschrien, — und statt dessen sahen nun alle Chur- und Reichsfürsten, so wie alle böhmischen und schlesischen Stände, die bei dieser Versammlung zu Rathe waren, zu ihrer nicht geringen und freudigen Verwunderung, einen frommen, gerechten, ehr- und friedliebenden deutschen Fürsten, der nichts weniger als geneigt war, von irgend Jemand sich beherrschen zu lassen, zwar in Religionsangelegenheiten gleich andern Fürsten und Ständen das Reformationsrecht in seinen Landen mit Fug und Recht ausübe, doch darin nichts vornahm, außer was dem Religions- und Profan-Frieden gemäß war, und der sowohl in öffentlichen Verhandlungen als in besondern Unterredungen sich frei und offenherzig äußerte, er pflege die Verleihung neuer Concessionen und Privilegien früher wohl zu bedenken; halte dann aber auch getreu und aufs genaueste, was er einmal versprochen habe.

So groß der Haß gewesen war, mit welchem die Reichsfürsten, zumal der Churfürst von Sachsen, gegen ihn eingenommen war, so lieb gewannen ihn nun alle. Selbst die Stände der Utraquisten suchten sowohl bei Hofe als auf den Jagden ihm aufzuwarten; und so sehr zog er alle durch seine edle Freundlichkeit an, daß die Protestanten aufrichtig bekannten, es finde in den Verhandlungen durchaus kein Unterschied zwischen den katholischen und den übrigen Ständen Statt.

Da nun Rudolph die Rückgabe von Ober- und Unterösterreich so wie nicht minder von Mähren begehrte, und hierüber vielfältige Schwierigkeiten, Unterhandlungen und Gefahren sich ergaben, ward ein ämsiger Kurierwechsel zwischen Prag und Wien unterhalten, wo Mathias residirte; und da weder Schriften noch Gesandtschaften in dieser Sache etwas ausrichteten, erachteten endlich die anwesenden Erzherzoge, Chur- und Reichsfürsten, den Churfürsten von Kölln, den Erzherzog Ferdinand und den Herzog von Braunschweig zu dem König Mathias zu senden. Dieser empfing sie mit königlicher Pracht, fuhr ihnen mit fünfzig Kutschen entgegen; ließ die Kanonen rings auf den Basteien lösen und gab ihnen glänzende Feste. Nachdem es nun zu den Verhandlungen kam, ward zwischen Kaiser Rudolph und König Mathias folgender Vergleich geschlossen. »Der König sollte seinen Herrn Bruder Rudolph für einen Kaiser, für das höchste Haupt der Christenheit, und den Obern des Hauses Österreich anerkennen; — er

sollte wegen dessen was zwischen ihnen vorgefallen, Abbitte thun; — überdies dem Kaiser jährlich zwei tausend Eimer Wein senden, 100,000 Gulden bezahlen, so wie auch den Theil der Grafschaft Tyrol, den König Mathias inne gehabt, ihm abtreten; — beide sollten einander zur Dämpfung der rebellischen Unterthanen die Hand bieten; auch sollte König Mathias ohne des Kaisers Bewilligung keinen Krieg mit den Türken anfangen; — beide sollten ihr Kriegsvolk nach Monatsfrist abdanken; — die kaiserlichen und königlichen Minister, die diesen Vergleich nicht hielten, sollen ihrer Ämter alsbald entsetzt werden; — endlich sollten die zu Prag versammelten Herren Erzherzoge, Chur- und Reichsfürsten diesen Vergleich bestätigen und unterschreiben.«

Da nun einer der Vergleichsartikel erforderte, daß König Mathias dem Kaiser wegen der Abnöthigung seiner Königreiche und Länder Abbitte thun sollte, ward der Beschluß gefaßt, diese Abbitte durch die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand zu vollbringen. Ernst und feierlich stand der Kaiser unter dem Thronhimmel, als beide Erzherzoge in dieser Absicht in den Saal traten; da sie aber nach getroffener Übereinkunft sich auf die Knie niederlassen wollten, in dieser demüthigen Stellung abzubitten, nahm der Kaiser den Hut ab, und sprach: »Ob auch mein Bruder Mathias dies und noch weit mehr um mich verschuldet hat, so will ich dennoch unserm Hause die Schmach nicht anthun, daß Eure Liebden die Abbitte auf den Knien verrichten!« — Hierauf hieß er die

Erzherzoge niedersitzen, lenkte die Rede auf andere Dinge, begleitete sie bis in den Vorsaal, und entließ sie und ihre Kammerherren mit gebotener Hand, worauf Ferdinand nach Grätz zurückkehrte.

Unterdessen wurden die Anordnungen, die Ferdinand wegen der protestantischen Religion in Steyermark, Kärnthen und Krain getroffen hatte, mit möglichstem Glimpf befolgt. Viele Familien aber aus dem hohen Adel und auch andere Personen sowohl hohen als niedern Standes, ja sogar einige aus denen, die bereits ihre Güter verkauft, so wie auch andere, die aus dem Lande gewandert waren, erkannten ihres Landesherrn gute Absicht und sein unbestreitbares Recht, und kehrten in ihre Heimath zurück. Nicht wenige auch begaben sich in den Schooß der Kirche; Andere aber fügten sich und leisteten den Gehorsam, der nach Gottes Geheiß der Obrigkeit gebührt. Auch traf Ferdinand, als ein wahrer Vater seines Volkes, so treffliche Anstalten, daß alle seine Unterthanen in Frieden und Ruhe lebten, und Niemand Ursache zu gegründeten Klagen hatte.

Nicht minder auch war Ferdinand bemüht, das Einverständniß zwischen dem Kaiser und dem Könige Mathias zu erhalten, das großentheils durch seine Vermittlung war wiederhergestellt worden. Es war jedoch nicht schwer, vorzusehen, daß dieser Friede zwischen beiden nicht lange bestehen würde. Denn hatte Rudolph schon früher dahin gearbeitet, seinem Neffen Leopold die Krone Böhmens und mit derselben die römische Königskrone zu verschaffen, so bot

er nun, der sich nie aufrichtig mit dem König von Ungarn versöhnt hatte, Alles auf, diese Krone seinem Liebling zu sichern. Der Herzog von Jülich und Cleve war gestorben, ohne Erben zu hinterlassen; auf diese Fürstenthümer, zu welchen viele Fürsten als Erben sich meldeten, und die in der Folge die heftigsten Streitigkeiten und kriegerische Feindseligkeiten veranlaßten, glaubte auch Leopold Anspruch machen zu dürfen. Diesen Umstand benützte Rudolph, ihn zum König von Böhmen ausrufen zu lassen. In Eile und Stille ließ er ihn Truppen sammeln, unter dem Vorwand, die Jülichsche Erbschaft zu behaupten; ehe man aber dessen sich versah, rückte Leopold (1611) mit seinem Heere vor Prag und besetzte einen Theil der Stadt. König Mathias hatte dieß kaum erfahren, als er in größter Schnelligkeit ein Heer von 18000 Mann zusammenbrachte, und damit auf die nämliche Hauptstadt des Königreiches loszog. Rudolph, der ein ernstliches Treffen fürchtete, und für seine eigene Sicherheit besorgt war, bezahlte auf der Stelle die Passauischen Truppen aus seinem eigenen Schatze und drängte sie zum Abzuge, verglich sich mit Mathias, und willigte in seine Forderung, auf dem versammelten Landtage ihn zum designirten König von Böhmen ausrufen zu lassen, welchem Ausruf bald die feierliche Krönung folgte. Der Kaiser überlebte diese bittern Drangsale, die nach einander über ihn ergingen, nicht lange; er starb in den ersten Monaten des folgenden Jahres (1612) nach einer Regierung von 36 Jahren.

Nun fiel auf dem Wahltag, den der Churfürst von Mainz noch in dem nämlichen Jahre nach Frankfurt ausschrieb, und wo, mit Ausnahme Brandenburgs, alle deutschen Churfürsten persönlich erschienen, die Wahl einstimmig auf Mathias, dessen Krönung mit kaum je gesehenem Pomp vor sich ging. Eben so prachtvoll war sein Einzug in Wien. Dennoch war er weder bei den Katholiken beliebt, da er den Protestanten, und zwar nicht aus Ueberzeugung und von Herzen, sondern um die Krone seines Bruders und Kaisers an sich zu reißen, zu viel bewilligt hatte; noch trauten ihm auch die Protestanten, weil er sich von dem Bischof Klesel beherrschen ließ, der ihr entschiedenster Gegner war.

Im folgenden Sommer (1613) begab Kaiser Mathias sich nach Regensburg; wo er jedoch die deutschen Reichsfürsten vergeblich um Hilfsgelder gegen die Türken ansprach. Vor seiner Abreise berief er Ferdinand nach Wien, und übertrug ihm in seiner Abwesenheit die Regierung sämmtlicher innerösterreichischen Lande und zugleich die Leitung der ungarischen Angelegenheiten; wobei er ihm den Statthalter Sixtus Trautsam, und den Stadtobersten Hanns Freiherrn von Mollart zu Assistenzräthen beigab. Seine Weisheit, Milde und Festigkeit in der Führung der Geschäfte erregte bald allgemeine Bewunderung, und gewann ihm die Liebe und das Vertrauen dieser Länder. Hierauf sandte der Kaiser ihn nach Mähren, den Landtag daselbst abzuhalten, und berief ihn im folgenden Jahre nach

Linz, wohin wegen der Türkenhilfe eine allgemeine Ständeversammlung berufen würde; auf welcher jedoch so wenig als zu Regensburg ausgerichtet ward; so daß Matthias zuletzt sich genöthiget sah, einen theuern Waffenstillstand von den Türken zu erkaufen.

Eine schwere Widerwärtigkeit, die um dieselbe Zeit den edeln Ferdinand traf, waren die Forderungen, die das stolze und mächtige Venedig an ihn stellte, die Uskoken zu vertreiben; und der Krieg, den er deßhalb zu führen sich genöthiget sah. — Diese Uskoken waren ursprünglich Türken, die den christlichen Glauben angenommen hatten, und die friaulischen und croatischen Küstenländer bewohnten, wo sie Fischerei und Handel trieben; mitunter aber wohl auch Streifereien auf dem Meere sich erlaubten. Ferdinand machte Vorstellungen, und gab den Venetianern alle Genugthuung, die sie fordern konnten, ließ die Schuldigen bestrafen und erließ die triftigsten Anordnungen. Indessen war die Vertreibung der Uskoken und die Klage, über Unsicherheit des Meeres durch dieselben nur ein eitler Vorwand der Republik; denn eigentlich war es ihnen um den Besitz aller friaulischen und croatischen Seeplätze zu thun; in welcher Absicht sie auch eine stattliche Flotte ausrüsteten, jene Länder überfielen, sengten und brannten, und die grausamsten Feindseligkeiten verübten. Ja sie beschränkten ihre Feindseligkeiten nicht auf die Küstenländer, sondern sie drangen auch ins Innere, und nahmen Novi, einen guten Theil von Görz, und Gradiska hinweg. Ungleich an Kräften,

vermochte Ferdinand ihrer Uebermacht nicht Stand zu halten, und rief, da diese Gränzländer nicht sowohl zu seinen eigenen Provinzen, als vielmehr zum Königreich Ungarn gehörten, die Hilfe des Kaisers an. Lange harrete er vergeblich; er hatte, vielleicht ohne es zu wissen, einen mächtigen Widersacher an dem Minister des Kaisers *).

Indessen ward die Gefahr täglich dringender; nichts ließen die Venetianer unversucht, Oesterreich zu schwächen, und riefen in dieser Absicht sogar die Türken herbei. Gleichwie aber Ferdinand oft zu Gottes Ehre bekannte, der Herr habe ihn nie in der Noth verlassen, also erfuhr er auch hier anschaulich die Hilfe der Vorsehung, als die Noth aufs höchste

*) In einer Information, die in den folgenden Jahren über die Vergehungen des Cardinals Klesel im Drucke erschien, liest man unter andern, er habe sich unterstanden, öffentlich zu sagen: »er wolle Ferdinanden mit diesem Krieg wie das Feuer den Menschen verzehren; der Kaiser solle ihm keine Hilfe thun, bis ihm das Wasser ins Maul ginge; — den Venetianischen Gesandten habe er ein Originalschreiben Ferdinands, darin er dem Kaiser die Gewaltthätigkeiten, welche die Venetianer gegen seine und des Kaisers und des Reichs Lande verübten, zu Gemüth geführt, einhändigen lassen, mit dem Anhang, daß die Republik wegen einer Hilfe von Seite des Kaisers nicht das Geringste zu befürchten habe; ja daß nicht einmal von der Succession werde gehandelt werden, als bis Ferdinand mit Venedig ganz verglichen sei.« Eine allerdings höchst schwere Beschuldigung, wofern dieselbe gegründet war.

gestiegen war. Noch prunkte das herrische Venedig mit seinen Siegen, als Spanien dem Erzherzog zu Hilfe kam, den Herzog von Mailand mit großen Summen unterstützte, die Venetianer mit einem stattlichen Heere schlug, alle eroberten Plätze ihnen entriß, und, nach langwierigen Unterhandlungen und hartnäckigem Widerstand der Republik, einen Frieden zu Stande brachte, durch welchen Ferdinands Unterthanen die Freiheit des Handels, wenn auch noch nicht eben so jene der Schifffahrt erhielten, die einer andern Gelegenheit vorbehalten blieb.

Während dieser nämlichen Zeit ward Ferdinand von dem Kaiser adoptirt, und Manches wegen der künftigen Succession verhandelt. Zwar glaubte Spanien die nächsten Ansprüche auf die Verlassenschaft des Kaisers Mathias zu haben; da man jedoch diesem Hofe vorstellte, seine Ansprüche beruhten blos auf dem vermeintlichen Erbrechte der Mutter Philipps III., und er werde sich wohl erinnern, daß die österreichischen Prinzessinnen erst nach dem gänzlichen Erlöschen der männlichen Linie erben, gab derselbe sich zufrieden. Unterdessen wurde das Bedürfniß der Thronfolge immer fühlbarer; da Ferdinands kinderlose Oheime täglich älter wurden, die Verwirrungen täglich mehr überhand nahmen, und es einer männlichen Kraft bedurfte, das immer mehr herannahende Erlöschen und den Untergang des österreichischen Hauses abzuwenden. Alle hatten die Augen auf Ferdinand gerichtet; und gern verzichteten sämmtliche Erzherzoge um seinetwillen auf die

Thronfolge. Besonders bemühte sich Erzherzog Maximilian, diese wichtige Angelegenheit zu Stande zu bringen, und machte sogar zur strengsten Winterszeit und trotz seiner Kränklichkeit eine Reise nach den fernen Niederlanden, mit seinem erlauchten Bruder, dem Erzherzog Albrecht sich zu besprechen, dem Philipp II. mit seiner Tochter Elisabeth die Niederlande übergeben hatte. Ohne sonderliche Mühe vermochte er auch ihn dahin, Ferdinanden seine Anwartschaft mit allen Rechten auf die Nachfolge, sogar in den Niederlanden selbst, abzutreten. Deßgleichen wurden auch mit den Churfürsten selbst vorläufige Unterhandlungen wegen der künftigen Wahl des römischen Königs gepflogen; und Niemand verkannte den Fingerzeig der göttlichen Vorsehung, die, in den immer mißlicher sich gestaltenden Zeitverhältnissen in Ferdinand den Einzigen zeigte, der Kraft, Weisheit und Entschlossenheit genug hatte, den wankenden Thron zu stützen, Deutschland gegen seine Feinde zu beschirmen, und Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Dessen ungeachtet verzogen sich dennoch die Verhandlungen; und nicht ohne Grund ward vermuthet, daß Melchior Klesel, der indessen zum Cardinal war erhoben worden, und als solcher den Vortritt vor den Erzherzogen verlangte, das Ende derselben längere Zeit hindurch aus Herrschsucht und unter dem nichtigen Vorwand hinhielt, die schriftlichen Cessionen des Königs von Spanien und der Erzherzoge seien noch nicht angelangt; und auch

sonst unerschöpflich in Erfindung neuer Hindernisse war.

Kaiser Mathias indessen, der Ferdinands Weisheit und Treue oft erprobt hatte, und mit jedem Tage gebrechlicher ward, that kaum irgend mehr etwas von Wichtigkeit ohne seinen Rath; und Ferdinand selbst gewann die Achtung und das Vertrauen der Böhmen in so hohem Grade, daß, ob auch dies Königreich in vielerlei Factionen zerfallen war, und die Katholiken den Protestanten, so wie nicht minder die Protestanten den Calvinern daselbst feindselig gegenüber standen, dennoch als auf dem Landtage (1617) Kaiser Mathias ihn zu seinem Nachfolger und künftigen König in Böhmen vorschlug, alle Stände ihm ein lautes Vivat zuriefen, den Vorschlag einstimmig und mit Freuden annahmen, und ihn auch wenige Tage darauf feierlich krönten. Alle hofften von dem edlen und kraftvollen Fürsten die Ruhe, deren dies Königreich gar sehr bedurfte. Beinahe mit der nämlichen Eintracht empfingen die Stände von Schlesien den neugekrönten König; wo sehr viele Fürsten und Herren die Feier der Huldigung durch ihre Gegenwart erhöhten.

Schon damals hatte sich in Deutschland die Union der Protestanten gegen die katholischen Fürsten, besonders gegen das Haus Oesterreich gebildet, und der Churfürst und Pfalzgraf Friedrich, der damals die Seele derselben war, hatte kaum vernommen, daß Ferdinand zum König von Böhmen gekrönt war, als er schnell alles Erdenkliche aufbot,

seine Wahl zum römischen Kaiser zu verhindern. Da er wohl einsah, daß er mit seinen Unirten nicht mächtig genug sei, dieselbe zu hintertreiben, und daß die katholischen Churfürsten für Oesterreich sich vereinigen würden, gab er sich alle Mühe, fremde Mächte ins Interesse zu ziehen, und zweifelte nicht, durch seine Ränke der Kaiserwahl Ferdinands unübersteigliche Hindernisse zu legen. Sein Anschlag löste sich zwar, wie Ferdinand zu sagen pflegte, wie das Salz im Wasser auf; doch werden wir in der Folge sehen, wie mächtig die Verbindungen dieses Fürsten waren, und welchen beinahe unheilbaren Schaden er dem österreichischen Herrscherhause zufügte.

Kurze Zeit nach Ferdinands Krönung zum König von Böhmen, war eine neue Gährung in diesem Königreiche ausgebrochen, die nun täglich mehr überhand nahm, und in kurzer Zeit zur furchtbarsten Rebellion sich gestaltete. Die nächste Veranlassung dazu war die Klage des Abtes von Braunau gegen seine protestantischen Unterthanen gewesen, die wider seinen Willen und dem Majestätsbrief Rudolphs II. zum Trotz, der dies nur den Ständen, nicht eben so den Unterthanen erlaubte, — anfingen, einen protestantischen Tempel auf seinem Grund und Boden zu erbauen. Nicht zu viel würde behauptet, wer da behauptete, mit der Grundveste dieses Tempels sei das Fundament des dreißigjährigen Krieges gelegt worden. Ein kaiserlicher Hofbefehl verbot zwar augenblicklich die Fortsetzung des Bau's;

die Braunauer jedoch verschmähten diesen Befehl, fuhren fort zu bauen, und wendeten sich an die sogenannten Directoren oder Defensoren ihrer Religion, an deren Spitze Graf Mathias von Thurn, ein geborner Krainer, stand.

Thurn war aus der Anzahl Derjenigen, die ihre Güter verkauft hatten, und aus Ferdinands Ländern fortgewandert waren; und blieb, so lange er lebte, einer der unversöhnlichsten Feinde des edlen Fürsten. Er war nur wenig begütert in Böhmen; hatte aber durch seine Suade und seinen Eifer für den Protestantismus, wobei er immer die größte Devotion und Treue gegen den Kaiser heuchelte, es bis dahin gebracht, daß die Böhmen ihn zum Burggrafen von Carlstein ernannten; durch welche Würde er zugleich Hüter der Krone, der Reichskleinodien und der böhmischen Freiheitsbriefe war. Durch eine höchst unkluge Maßregel hatte Cardinal Klesel, der allgewaltige Minister des Kaisers Mathias, dahin gewirkt, daß dies Amt ihm abgenommen, und Jaroslaw von Martinitz, einem katholischen Herrn übertragen wurde. Dies entflammte diesen eben so ehrdurstigen und leidenschaftlichen als gewissenlosen Kopf zur feurigsten Rache. Kaum also hatten die Braunauer ihre Klagschrift an die Defensoren überreicht, als Thurn sogleich eine außerordentliche Versammlung der Protestanten aus jedem Kreise Böhmens nach Prag berief. Der Kaiser hatte nicht sobald diese Zusammenberufung erfahren, als er jeden Aufruhr zu verhüten, kraft einer kaiserlichen In-

hibition ihre Versammlungen verbot. Die Defensoren jedoch, weit entfernt zu gehorchen, hielten ihre Versammlungen ab, setzten solche fort, und erklärten sich dabei als treu gehorsamste Unterthanen, »die nur ihre, von Kaiser Rudolph ihnen verliehene Religionsfreiheit handhaben wollten, und durchaus nichts Unbilliges gegen Seine Kaiserliche Majestät vorzunehmen im Sinne hätten. Alles geschehe zur Ehre Gottes und zur Abwendung aller Bedrängniß ihrer Religion; weßwegen denn Jedermann Gott anrufen und bitten solle, daß derselbe Ihro Majestät Herz und Gemüth also gegen Ihre getreuen Stände lenken und neigen wolle, damit Alles ein gutes und glückseliges Ende gewinnen, ihre und Ihro Majestät Feinde zu Schanden gemacht und bekehrt würden, und sie noch eine lange Zeit in Fried und Ruh Gott dienen möchten.«

Als nun am 22. Mai 1618 die utraquistischen Stände (die in Religionsangelegenheiten Eine gemeinschaftliche Sache mit den Protestanten machten und sich wohl auch mit ihnen verschmolzen;) abermal versammelt waren, erhielten sie durch Abgeordnete den Auftrag, entweder sämmtlich oder durch Deputirte in der königlichen Hofkanzlei zu erscheinen, weil man ihnen ein kaiserliches Schreiben mitzutheilen habe. Nachdem die Deputirten erschienen waren, dankte ihnen der oberste Burggraf für ihre Willfährigkeit und ließ das Schreiben des Kaisers vorlesen; wodurch ihre Versammlungen ihnen abermal untersagt wurden, und ihnen vorgestellt ward, daß derlei Zusam-

menkünfte nur zur Schmählerung ihrer Freiheiten, des Majestätsbriefes und ihrer Privilegien gereichten; daß ihnen Alles würde gestattet werden, wozu sie irgend ein Recht hätten; und sie endlich ermahnt wurden, nicht selbst Ursache zu Mißverständnissen zu geben.

Am folgenden Tage trat Thurn an der Spitze der Utraquisten, mit bewaffneter Hand, unangemeldet in den Saal der königlichen Statthalterei, behauptete, man habe die Stadt gegen sie bewaffnet und brachte allerlei, aus der Luft gegriffene Beschwerden vor, die der oberste Burggraf leicht widerlegte. Sie aber fielen ihm in die Rede, es erhob sich ein verworrenes unbändiges Geschrei, und Einer aus den Rädelsführern der Rebellion, Paul von Titschin genannt, drängte sich hervor und sprach in langer Rede: »Sie hätten vernommen, Seine Kaiserliche Majestät habe ein scharfes Schreiben an die Statthalter erlassen, laut welchem behauptet werde, ihre Zusammenkünfte seien gegen Seiner Majestät eigene Person und das Königreich gerichtet; die Stände seien weiter gegangen als der Majestätsbrief gestatte, und sie wollten die Unterthanen gegen Seine Majestät aufhetzen; ja man wolle die vornehmsten Stände um ihre Köpfe bringen, und ihre Unterthanen durch unziemliche Mittel und Gewaltthätigkeiten zwingen, zur katholischen Religion überzutreten. Niemand aber könne den Kaiser zu solchem scharfen Schreiben beredet haben als die Statthalter selbst, weßwegen sie denn von ihnen zu wissen

verlangten, ob sie sich hierzu bekennen wollen oder nicht.«

Die Statthalter waren im Begriff ihnen zu antworten; doch die Wüthenden ließen ihnen keine Zeit dazu. Mathias Thurn, Lienhard von Vels und Wocabat Werkha traten aus der Schaar hervor, führten den obersten Burggrafen Adam von Sternberg, der die Person des Königs vertrat, und den obersten Kanzler und Großprior des Malthefer Ordens Leopold von Lobkowitz zu öffentlichem Spott aus der Kanzellei durch die aufrührische Stadt in ihre Häuser, und stürzten hierauf den Kammerpräsidenten Slawatka, den Burggrafen von Carlstein Martinitz, der dem Thurn vorzüglich verhaßt war, und den Sekretär Fabricius zum Fenster hinaus, die 28 Klafter tief in den Schloßgraben fielen. Es geschah aber aus einem verborgenen Gerichte der göttlichen Vorsehung, daß nicht nur Keiner aus ihnen besondern Schaden nahm; sondern daß sie auch in der Folge zu großen Ehren gelangten, indeß ihre Feinde eines gewaltsamen Todes starben.

Schwindelnd standen nun die Rebellen am Abgrunde. Sie sahen zu ihrem Schrecken, daß sie weiter gegangen waren, als vielleicht sie selbst Anfangs es gewollt hatten. Doch nicht mehr möglich war's, das Geschehene ungeschehen zu machen; und nimmer konnte dieses Attentat ihnen verziehen werden. Das fühlten sie; und darum waren sie nun entschlossen, ihr Schicksal durchzufechten, wie immer dasselbe ausfiele. Dieß war Thurns arglistiger Plan gewesen,

der sie mälig und mälig bis zu diesem Gewaltstreich angetrieben hatte, welcher ihnen keinen andern Ausweg mehr übrig ließ. Es verfaßten aber die sogenannten Directoren eine Apologie, (worin sie den Jesuiten alle Schuld der Empörung beimaßen!) weil sie den Kaiser gegen sie aufhetzten und alle erdenklichen Ränke anwendeten, die getreuen Stände sub utraque arglistiger Weise dem römischen Stuhl als fremder Obrigkeit zu unterwerfen; sich auch bitter beschwerten, daß man den Majestätsbrief aufhebe, sie in der Ausübung ihrer Religion störe, die ihnen doch durch diesen Brief verbürgt wäre; ihre Privilegien beeinträchtige; die Utraquisten ihrer Aemter entsetze, und solche an Katholiken übertrage; ferner, daß man behaupte, man sei ihnen als Ketzern weder Treue noch Glauben schuldig; u. s. w. u. s. w.

Diese Apologie übersandten sie dem Kaiser, der, wie wir weiter unten sehen werden, dieselbe sehr bündig beantworten ließ, und überdies den geheimen Rath Eusebius von Khayen nach Prag sandte, welcher bei dem Grafen Thurn und den übrigen protestantischen Ständen in Ansehen stand, und auch redlich alles aufbot, was nur geeignet war, die gereizten Gemüther zu besänftigen, und wo möglich den Frieden wiederherzustellen. Doch vergeblich. Er kehrte unverrichteter Dinge zurück und rieth dem Kaiser wohlmeinend, zu den Waffen zu greifen; da weder väterliche Ermahnungen noch vernünftige Vorstellungen irgend Fruchtbares bei den Rebellen auszurichten vermöchten. Auf alle Fälle mußte der Kaiser sich rüsten;

aber schmerzlich fiel es seinem Vaterherzen, Truppen gegen seine Unterthanen zu werben. Gleichwohl brachte er ein Heer zusammen, das er, bis zur Ankunft der Generale, Grafen Carl Buquoi und Grafen Heinrich Dampierre, (geübte Kriegesobersten und Zöglinge des berühmten Generals Spinola aus den Niederlanden,) einigen Kriegsräthen zu befehligen gab. Denn es war so weit gekommen, daß man das Commando keinem Inländer anvertrauen konnte. Auch schrieb er an die Churfürsten und an den König von Spanien. Erstere versprachen Hilfe; letzterer aber unterstützte auf des kaiserlichen Botschafters, Grafen Khevenhillers dringende Vorstellungen, den Kaiser bald darauf mit Truppen und einer ansehnlichen Summe Geldes.

Noch einmal wollten Kaiser Mathias und König Ferdinand den Weg der Güte versuchen, und beide erließen ein Manifest an den Landeshauptmann von Schlesien und an die mährischen Stände, um sie von aller Theilnahme an der Rebellion und Hilfleistung der Rebellen abzumahnen. In diesem Manifest ward auch jene denkwürdige Apologie widerlegt, die voll der Unwahrheiten; Uebertreibungen und Falschheiten war, das Volk zu bethören und gegen seinen rechtmäßigen König aufzubringen.

»Die Utraquisten, sprechen die erlauchten Monarchen, klagen über viele erlittene Drangsale, Aengstigungen und Beschwernisse des Gewissens. Wer weiß aber nicht, daß dies eine vorsetzliche Verleumdung und ein Ungrund ist? Denn was ist in Böhmen

freier als die Religion? Jedes Haus hat daselbst seine Ordnung und Disziplin; nur an die Religion ist Niemand gebunden; sondern es mag leider Jeder glauben was er will! Haben nicht die Kaiserliche Majestät mit Augen gesehen, daß sie in der Stadt Prag zwei ansehnliche Kirchen erbauten, worin sie ihre Religion frei und ungestört übten? Haben sie nicht zugesehen, wie die Piccarden (eine protestantische Secte, die man kaum noch dem Namen nach kennt) die dritte erbauten, die von sich selbst wieder einfiel? Wer hat ihnen dies verwehrt? — Sind nicht selbst einige neue Kirchen in der Kaiserlichen Majestät Städten und andern Orten im Königreich, — was nicht einmal der mindeste Edelmann dulden würde, — von Grund auf erbaut und an vielen Orten das Exercitium sub utraque eingeführt worden? Welchen haben Seine Majestät solches eingestellt?«

»Und hatten nicht die Kaiserliche Majestät dem Grafen Thurn das Schloß Carlstein, und also die Krone selbst vertraut, und Männer ohne Unterschied der Religion zu Landrichtern, Landkämmerern, zu Räthen des Land- und Kammergerichtes, und sogar des Hofgerichtes ernannt? Man sehe nur die Unterschriften dieses apologischen Pasquills. Sind nicht die meisten, die dasselbe unterschrieben und an die Kaiserliche Majestät abgehen ließen, Seiner Majestät Räthe, Beamtete und Diener? so wie selbst die meisten Rädelsführer aus ihnen den Kammerherrnschlüssel und viele andere Begünstigungen und Gnaden von Seiner Majestät empfangen haben! — Eben so

mag man in der Prager Stadt forschen, ob nicht die meisten Räthe und Stadtbeamtete Utraquisten sind.«

»Es trete auch nur Ein Landmann hervor, der mit Wahrheit sagen und erweisen könnte, daß er von Kaiserlicher Majestät der Religion wegen wäre geängstiget, bedrängt und gestört worden. Und anderer Beispiele zu geschweigen, hat nicht neulich noch Herr Schitzitzky auf allen seinen Gütern und Collaturen die Prediger sub utraque abgeschafft und durch Piccardische ersetzt?«

»So geben sie auch vor, man habe sich schriftlich und mündlich vernehmen lassen, als wären sie Ketzer, denen kein Glauben zu halten wäre; man habe ihnen heimlich nach Leib und Blut gestellt, und habe eben so ihre Weiber und Kinder ins äußerste Verderben bringen wollen. — Dies Alles ist die größte und schwerste Unwahrheit, da Kaiserliche Majestät sich vielmals erklärten, den ihnen confirmirten Majestätsbrief aufrecht zu erhalten; und von keinem Biedermann mit Ehren können bezüchtiget werden, daß Sie Ihr einmal gegebenes Wort jemals mit Willen gebrochen, oder solches auch nur jemals zu brechen im Sinne gehabt hätten. Weit weniger haben Sie irgend einem Menschen nach Leib und Leben getrachtet; sondern vielmehr Denen, die das Leben bei ihnen in Böhmen durch ihre Verbrechen verwirkt hatten, alle Gnade erzeigt. Haben aber Privatpersonen etwas dieser Art gesagt, so muß solches auf sie erwiesen, und nicht nur gedichtet, vermuthet, und mit leeren Worten in die Welt hinein gesagt werden.

Und hätten auch Privatpersonen aus übel verstandenem Eifer dies oder Ähnliches gesagt: warum sollen denn die Kaiserliche Majestät oder Ihr Königreich dessen die Schuld tragen? Wäre es von Predigern der katholischen Religion geschehen, so ist auf der andern Seite mit Schmähen und Lästern auch nichts unterlassen, und große Ursache dazu gegeben worden; beide Theile aber haben Seine Majestät durch getreue Räthe zur Bescheidenheit ermahnen lassen. Da nun Seiner Majestät deßfalls nichts klageweise vorgekommen, können Sie auch dessen keine Schuld tragen. Nur wenn Jemand deßfalls mit wahrhafter Beschwerde bei Kaiserlicher Majestät eingekommen, und Sie ihm die Billigkeit nicht hätten administriren lassen, hätte man Ursache gehabt, sich über Unbilligkeit zu beschweren.«

»Daß Seine Kaiserliche Majestät Ihre Hauptleute der Religion wegen von Ihren eigenen Herrschaften abgeschafft haben, wie die Apologie meldet, ist ebenfalls eine Unwahrheit. Denn es haben Seine Majestät zu Kruman, Klumetz, Königshof, Tortznitz und Zbirow Hauptleute sub utraque gehalten; an andern Orten aber die untauglichen sowohl sub una als sub utraque abgeschafft. Wäre dies der Religion wegen geschehen, so hätte man die sub una verbleiben lassen, und keine sub utraque befördert. Und am Ende was geht denn das die Stände an? Was haben die Kaiserliche Majestät mit Ihren Dienern in Ihrem eigenen Hause und auf Ihren Herrschaften sich Ordnungen vorschreiben zu lassen? Haben doch

Mehrere aus Denen, die sich Utraquisten nennen, selbst ihre Hauptleute, Beamteten und Kirchendiener sub utraque abgeschafft und Piccarden eingesetzt; Andere die Katholiken abgedankt, oder gar keine befördert, ohne daß Seine Majestät Jemand deßfalls Maß oder Gesetze gegeben; da Sie Jedermann in seinem Eigenthum schalten und walten lassen. Aber dies Alles sagen sie nur, die Gemüther zu erbittern; und Alles was Seine Majestät, um wichtiger Ursachen willen thun, wird von ihnen auf die Religion bezogen, und für Unrecht gehalten.«

»Dann geben sie auch vor, daß dies ein Religionsaufstand sei, weil man ihnen den Majestätsbrief nehmen, die Religion aufheben, sie im Gewissen beengen, und ihnen in nichts Wort halten wolle. Was aber dies für eine große Falschheit und Ungrund ist, erhellt schon aus Obigem, und mehr noch aus den Patenten und Schreiben, die Seine Majestät deßfalls erließen. Weil aber diese Apologisten wohl wußten, daß die Religion am besten in diesen ihren Kram taugen würde, ließen sie es sich belieben, ihre muthwillig gesuchte Rebellion mit dem Deckmantel derselben zu bedecken, da sie hofften, sie würden dadurch männiglich wider ihre ordentliche Obrigkeit aufbringen. Daß endlich diese Apologisten sagen, sie hielten die Kaiserliche Majestät für ihre von Gott gesetzte Obrigkeit, gäben auch derselben keine Schuld; sondern dies und Anderes sei von ihnen zur Erhaltung derselben geschehen, dies ist eine solche Lüge, daß dies Vorgeben mehr ein Spott und eine Ironie ist,

da vielmehr gerade das Gegentheil vor Aller Augen steht; ja ihre eigenen, hier oben aufgeführten und nunmehr weltkundigen Handlungen und Gewaltthätigkeiten legen es genugsam an den Tag.«

Indessen hatten die Directoren mancherlei Vorkehrungen getroffen, verschiedene Standespersonen verhaftet, ihre Schriften in Beschlag genommen, und an verschiedene protestantische Fürsten Gesandte abgeordnet, ihre Rebellion unter dem Vorwand der Religion zu rechtfertigen und in falschem Lichte darzustellen. Das Erste und Dringendste was sie hierauf vorzunehmen befanden, war die Vertreibung der Jesuiten. Am 9. Juni (1618) ließen sie dieselben durch fünfzig Musketiere bewachen, und sandten ihnen dann ein Dekret zu, kraft dessen sie für nun und immer aus dem Königreiche verbannt wären, und weder von dem Papste noch von irgend Jemand sonst wieder eingeführt werden könnten. In diesem Dekret beschuldigten sie die Jesuiten, seit langer Zeit hätten sie den Frieden und Wohlstand des Königreichs zerstört; sie suchten zur Erhöhung und Befestigung des römischen Stuhles alle Reiche und Länder der Welt dem Joch und der Gewalt desselben zu unterwerfen; ferner hetzten sie Potentaten und große Herren wider einander auf, richteten sowohl zwischen den Ständen, zumal zwischen solchen, die nicht einerlei Religion wären, als zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, Zwietracht und Uneinigkeit an, und wiegelten die Unterthanen wider die Könige selbst auf mit Rath und That, ja auch mit Verheißungen, daß sie das

ewige Leben erlangen und dem Fegefeuer entgehen würden. Dazu auch erforschten sie alle Heimlichkeiten durch die Beicht, herrschten dadurch über aller Menschen Gewissen, und trieben sie zu unredlichen Stücken an. Sie folgten den Fußstapfen der Tempelherren nach, indem sie viele schönen Güter an sich brächten. Sie mischten sich in das weltliche Regiment. Sie hielten und schrien Alle für Ketzer aus, die der römischen Kirche nicht gehorchten, und lehrten auch öffentlich, daß man denselben nicht Wort zu halten schuldig sei. Von diesen und andern listigen Anschlägen und lästerlichen Streichen wäre es leicht, aus andern Königreichen und Ländern, namentlich aus Frankreich, England, Ungarn, Venedig und andern Provinzen des römischen Reiches genugsame Beispiele und Zeugnisse anzuführen. (Auffallend ist es jedoch gewiß, daß diese Directoren auch nicht ein einziges persönliches Beispiel aus Böhmen selbst zur Legitimation ihrer ungerechten Verbannung anführen konnten!).

Noch warfen sie ihnen vor, »sie hätten, ungeachtet des, von Seiner Majestät weiland Rudolph II. christmilden Andenkens, ertheilten Majestätsbriefes, die freie Zulassung und Übung der Religion betreffend wie auch Kaiserlichen Majestät Vergleich hierüber mit den katholischen Ständen, die sub utraque, wie sie sich nennen, öffentlich in Predigten und Schriften zu lästern und zu schmähen nicht unterlassen, und unterstanden sich auch, die Worte des Majestätsbriefes parteilicher und widersinniger Weise auszulegen.

Ferner wären die Utraquisten oder evangelischen Lutheraner des Königreiches und andere Unterthanen katholischer Herrn durch ihren Rath und ihr Anstiften mit Gefängniß und andern Drangsalen zur katholischen Religion gezwungen worden; die vornehmsten Ämter sowohl am königlichen Hofe als in Städten und Flecken habe man an Katholiken verliehen; hingegen die Utraquisten, die sich aus schuldiger Pflicht und Gewissen dagegen widersetzten, seien ihrer Würden und Ämter sehr schmählicher Weise entsetzt worden.«

Die Jesuiten verließen ihr Vaterland mit religiöser Ergebung, gaben aber bald hierauf eine Schutzschrift in den Druck, worin sie ausführlich und gediegen auf alle Puncte antworteten, die in jenem Dekret ihnen vorgeworfen wurden, und woraus wir hier nur das Wesentlichste anführen wollen.

Sie antworteten also, gern verziehen sie den Utraquisten, dem Befehle Christi gemäß, um so mehr da selig Diejenigen seien, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden. Da sie jedoch ihres Berufes wegen eines guten Leumunds bedürften, sähen sie sich nothgedrungen, gegen jene schmählichen Beschuldigungen sich zu rechtfertigen; wornach sie hofften, die Herren Utraquisten würden ihren ungerechten Beschluß selbst wieder aufheben. Erstens also hätten sie der Gewalt nachgegeben und ihr Vaterland verlassen, weil unter diesen Umständen die Vernunft dies also erfordere, und auch Christus befohlen habe: »Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine an-

dere.« Denn was diese Sache selbst beträfe, könnten die Stände ihre Richter nicht seyn; da sie weder Recht noch Gewalt dazu hätten, die allein dem Könige gebühre; der aber vielmehr ihre Zusammenkünfte verboten, sie (die Jesuiten) ins Königreich berufen habe, und auch der Majestätsbrief diese Gewalt ihnen nicht einräume. Dazu müßten auch, um einen richterlichen Ausspruch zu thun, beide Theile angehört werden. — Die Utraquisten, sprechen sie ferner, gäben vor, sie empfingen den Leib und das Blut des Heilandes unter beiden Gestalten; da doch vielmehr die Meisten und Vornehmsten aus ihnen, nach Ausweisung ihrer Religion und Lehre fest glauben, der wahre Leib und das wahre Blut Christi seien von dem Abendmahl so weit als der Himmel von der Erde entfernt; daher sie sich nicht rühmen könnten, mit einander überein zu stimmen.

Was jenen Punct belange, daß so lange die Väter der Gesellschaft im Lande wären, daselbst weder Friede noch Ruhe sei, und so lange sie daselbst verblieben, kein Ende der Verwirrung zu hoffen wäre, hätten auch die Juden, die den Herrn getödtet, befunden, Er verkehre das Volk, und bald darauf öffentlich gesagt, Er habe das Volk bewegt, und durch das jüdische Land gelehrt. Dies also theilten sie mit Christo und mit seinen Aposteln. Dagegen fragten sie, ob es die Jesuiten gewesen seien, die Rudolph II. in dem Prager Schlosse gleichsam gefangen gehalten haben, jenen Majestätsbrief von ihm zu erzwingen? Ferner, ob die Jesuiten es waren, die am 20. Mai

desselben Jahres, zu Prag in allen hussitischen Kirchen unter dem Schein der Ermahnung zum Gebete, eine giftige Schrift abgelesen, die nichts anders als eine Trommel zum Aufruhr wider die Katholiken gewesen? Ob die Jesuiten es waren, die sich so feindselig gegen Seine Kaiserliche Majestät Mathias II. auflehnten, daß sie den Statthalter und die kaiserlichen Beamteten zum Fenster hinauswarfen, und, dies Attentat zu vertheidigen, Kriegsvolk geworben, und die Gelder an sich gezogen, die zur Tilgung der Schulden des Königreiches bestimmt waren? Wer also, fragten sie, sind die Unruhestifter? wer zerstört die allgemeine Ruhe und den Frieden? wer erregt Krieg und Aufruhr? wer wiegelt die Unterthanen gegen die hohen Obrigkeiten auf? wer hetzt die Bürger wider einander? — Diese Fragen möchten sich die Herren Utraquisten selbst beantworten.

Hinsichtlich der Gewalt des Papstes, sei dieselbe zweierlei, eine zeitliche und eine geistliche. Die erste erstrecke sich über ein kleines weltliches Gebiet, worüber er gleich andern souverainen Herren Landesfürst sei, und diese Gewalt ginge sie wenig an. Die geistliche Gewalt des Papstes aber sei eine Macht, die Gott ihm verliehen; sie erstrecke sich als eine Gewalt des Nachfolgers Petri, über die ganze Christenheit; da Christus den Petrus zum Felsen gesetzt habe, auf welchen Er seine Kirche erbaut, und ihm die Schlüssel des Himmelreiches übergeben habe. Dieser geistlichen Macht, die zur Förderung der ewigen Seligkeit der Menschen gereiche, und der zeitlichen

Macht keines Königs oder Fürsten den mindesten Eintrag thue, ließen sie vermöge ihres geistlichen Berufes sich allerdings angelegen seyn, alle Königreiche und Länder der Welt zu unterwerfen; da die katholische Kirche jene Arche sei, außerhalb welcher keine Rettung ist. Was aber jenen andern Punct belange, hielten sie für Häretiker Diejenigen, deren Glaube mit der katholischen Kirche nicht übereinstimme; weil der Herr selbst deutlich gesprochen habe, daß man Denjenigen, der die Kirche nicht anhöre, gleich einem Heiden und Zöllner betrachten soll. Was jedoch die Stände sub utraque beifügten, die Gesellschaft Jesu lehre, man sei nicht schuldig den Ketzern Treue und Glauben zu halten, sei dies eine öffentliche Verleumdung, da sie vielmehr lehrten, man sei verpflichtet, nicht nur den Gläubigen, sondern auch den Ungläubigen, ob sie Ketzer, Juden, Heiden oder Türken seien, getreu zu halten, was man ihnen versprochen und bei einem Eid verheißen habe.

Den Punct der Beicht anbelangend, wodurch dem Vorgeben der Utraquisten zufolge, die Jesuiten Alles erführen, und dadurch eine völlige Herrschaft über ihre Beichtkinder bekämen, sei ihnen dies Amt von Christo dem Herrn anvertraut und auch eine besondere Gewalt dazu gegeben worden, da Er gesprochen: »Nehmet hin den Heiligen Geist, welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.«

Die Utraquisten, sprechen sie ferner, behaupten in ihrem Dekret, die Väter der Gesellschaft hätten

durch ihre Ränke die Ihrigen um ihren Wohlstand gebracht und durch allerlei Drangsale zur katholischen Religion gezwungen; beschuldigten sie noch manches Andern, so wie nicht minder, sie hätten gegen den Majestätsbrief gehandelt. Weil sie aber nicht beifügen, wo, wann, wer, wen, wie, durch wen und mit wem dies oder Jenes geschehen, so sei es unnöthig, sich lange hierbei aufzuhalten. Was den Majestätsbrief selbst betreffe, hätten sie ihr Urtheil nie ex professo darüber ausgesprochen; hätte dies aber irgend ein Einzelner gethan, so sei auch derselbe allein, nicht aber die ganze Gesellschaft darum zu bestrafen. Überdies hätten Seine Majestät selbst sich ausgesprochen, die Utraquisten hätten sich mehr zu thun unterfangen, als in gedachtem Majestätsbrief ihnen gestattet worden; sonach also sei es kein sonderliches Vergehen, wenn man den besagten Majestätsbrief verschieden gedeutet habe.

Man wirft, fahren sie weiter fort, der Gesellschaft Jesu vor, sie zögen nach dem Beispiele der Tempelherren, die besten Güter an sich. Nun beständen aber im ganzen Königreiche nur fünf Collegien. Unter diesen habe ins besondere das Collegium zu Prag keine andern Güter und Einkünfte, als einen Meierhof, von dem man das Brot gewinne, und ein halbes Dorf, das Seine Majestät der Kaiser bei Errichtung dieses Collegiums demselben zum Geschenke gegeben. Dem Collegium zu Glatz wäre mit Bewilligung des Papstes, ohne den geringsten Nachtheil der Krone, ein Kloster eingeräumt worden;

die übrigen Collegien hätten durchaus keine liegenden Gründe; nur das zu Kommottau und jenes zu Neuhaus hätten jedes einen unbedeutenden Meierhof; so daß das gesammte jährliche Einkommen aller dieser Collegien, in welchen, ohne die Fremden und Gäste, bei 170 Personen unterhalten würden, nicht über 1000 Gulden betrage; welches Einkommen so schwer und kümmerlich zusammen gebracht werde, daß sie beinahe alle mit schweren Schulden belastet seien. Dies also wären die großen Reichthümer, die man mit der Macht und dem Reichthum der Tempelherren vergleichen wolle, welche ganze Städte, ja Land und Leute besaßen und mit ihrem eigenen Gelde ganze Kriegesheere ins Feld stellen konnten.

Jenes betreffend, daß Kaiser Rudolph den Majestätsbrief ohne Consens des Papstes nicht habe erlassen können, disputire die Gesellschaft Jesu nicht, was gedachter Kaiser in der Stadt, worin er sich damals befand, als er von denen sub utraque allenthalben mit Gewalt umgeben und gleichsam belagert war, zur Abwendung eines größern Übels, habe thun und zulassen können oder nicht. Im Allgemeinen aber davon zu sprechen, wäre ihre Ansicht, daß alle wesentlichen Dinge, welche die Religion betreffen, vor Denjenigen gehören, den Gott auf Erden zum Schiedsrichter über Religionssachen und Irrthümer gesetzt habe. Denn gleichwie weltliche Fürsten und Obrigkeiten es nicht dulden würden, wenn geistliche Prälaten in ihre Rechte eingreifen wollten, also gezieme es sich auch nicht, daß weltliche Fürsten oder

Obrigkeiten in Religionssachen aus eigener Anthorität etwas entschieden oder abänderten. Dem Kaiser wäre die höchste Gewalt über seine Städte und Länder anvertraut worden; sei er aber katholisch, so sei er ein Sohn der Kirche, und als Solchem gebühre es ihm, zu lernen und nicht zu lehren. Er habe seine Gewalt in der Handhabung der Gesetze und des Regimentes, die er von Gott erlangte, und sollte eben darum für solche Wohlthaten nicht undankbar seyn und etwas gegen die himmlische Anordnung vornehmen.

Endlich sagten die Stände sub utraque, der Papst habe über sie keine Macht oder Gewalt, da sie ihn nach der Lehre ihrer Religion gar nicht anerkennen. Hierin aber irreten sie weit, da nicht blos alle Rechtgläubigen, sondern auch die Abtrünnigen und Häretiker, welche die Taufe empfangen, dem Christenthum einverleibt und sonach, ob sie wollen oder nicht, der Kirche, und also dem römischen Papste, als Demjenigen, der von Christo zum Haupte derselben bestellt wurde, untergeben seien. Wie auch sonst habe der Apostel Paulus den Hymenäus und Alexander, die dem Glauben der Kirche entsagt hatten, in den Bann thun, wie den Bannfluch über Denjenigen sprechen können, der ein anderes Evangelium predigen würde, oder über solche, welche die Brüder durch falsche Lehren verführen, wenn die Kirche nicht über sie zu gebieten hätte? Sei es ja doch gegen die Gesetze aller Völker, daß ein flüchtiger Knecht darum frei werde, weil er seinem Herrn entlaufen.

und nicht wieder zu ihm zurückkehren wolle; oder daß ein Überläufer im Kriege nicht mehr von seinem Hauptmann dürfe angesprochen werden; oder daß ein Meineidiger deßhalb von seinem Meineid frei seyn sollte. Demnach also wären die Herren Stände, wenn gleich sie der katholischen Religion den Rücken gekehrt, der geistlichen Gewalt des Papstes, ob sie wollten oder nicht, unterworfen, und könnten mit keinem Fug und Recht das Haupt aus der Schlinge ziehen.

Die Väter beschlossen ihre Apologie mit den Worten Christi am Kreuze: »Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!«

Unterdessen hatten die Rebellen nach vielfältigen, schreienden Verbrechen, der kaiserlichen Post, wo sie alle Briefe erbrachen, der kaiserlichen Gefälle und überhaupt der ganzen Regierung sich bemächtigt. Sie gaben dem Grafen Thurn das Schloß Carlstein und die Reichsinsignien zurück, ordneten Gesandte ab, Hilfe wider ihren rechtmäßigen Herrn und König zu begehren, zogen die oberösterreichischen Lande mit in ihre Empörung, und warben Volk, dieselbe auf alle Art und Weise fortzusetzen. Zum Unglück war das Feuer der Zwietracht in Europa noch nicht so gänzlich gedämpft, daß es nicht bei diesen Stürmen hin und wieder abermal zur lebendigen Flamme ausgebrochen wäre. Die Schlesier sandten den Böhmen 3000 Mann zu Hilfe, die Mährer errichteten ein neues Directorium, die protestantische Partei in König Ferdinands Ländern erhob aufs neue ihr Haupt, faßte Muth und forderte abermal mit Ungestüm un-

bedingte Religionsfreiheit; die Ungarn zeigten sich schwierig, die Türken drohten, der Siebenbürger warb Truppen, die Unirten in Deutschland rüsteten sich, und forderten Frankreich, England, Dänemark, Schweden, die Schweitz und Venedig zu einem allgemeinen Bündnisse auf; von allen Seiten drohte ein furchtbares Ungewitter.

Gleich einem milden Vater, der die Ruthe drohend gegen das Kind erhebt, damit es von seinem Vergehen abstehe, ließ der Kaiser noch immer das Heer an den Gränzen Böhmens stehen, ohne mit demselben in das Königreich einzurücken; denn noch hoffte er, Alles durch Güte zu schlichten; auch schien dies unter so schwierigen Verhältnissen vielleicht das Rathsamste. Die Räthe des Kaisers jedoch und ganz vorzüglich Cardinal Klesel, bestanden darauf, die Rebellen zu blutiger Strafe zu ziehen, den abgedrungenen Majestätsbrief zu cassiren und ernste Maßregeln für die Zukunft zu treffen. »Seit die Ketzerei in diesen Königreichen eingegriffen hat, schrieb der Cardinal in einer ausführlichen Bedenkschrift, *) hat

---

*) Hormayr in dem Leben des Kaisers Mathias spricht: »Diese wichtigen Gründe stimmten Mathias sowohl als seinen allvermögenden Räthgeber, Bischof Klesel, zur Güte und zum Frieden, aber der in Spanien erzogene, unerschütterliche Erzherzog Ferdinand dachte ganz anders, übergab ein ausführliches Bedenken und drang darin auf bewaffnete Rache.« — Daß Ferdinand in Spanien erzogen worden, ist ein historischer

immer Trotz, Rebellion und Verachtung der Obrigkeit vorgeherrscht; von Seiten der katholischen Obrigkeiten dagegen gebrauchte man immer Güte, Gnade und Nachgiebigkeit, und accommodirte sich dem Willen der Unterthanen, um Frieden und Ruhe im Königreiche und Lande zu erhalten. Dadurch aber wurden die Secten täglich stärker und insolenter, und maßten sich die landesfürstliche Gewalt an; die Landesherren verloren unter dem Schein des Gewissens ihr Ansehen auch in politischen Dingen; da die Unkatholischen, nachdem sie im Geistlichen alle ihre Absichten erreicht hatten, nun auch zum Weltlichen übergingen, in das Regiment ihrer Landesfürsten eingriffen, und Regierung und Rath nach ihrem Gefallen besetzt und regiert haben wollten.«

»Damit waren die Einzelnen noch nicht zufrieden, sondern um ihre Herren nach ihrem Willen und Gefallen zu tractiren, und Seine Majestät und die Ihrigen opprimiren zu können, haben sie immer

Schnitzer, den der Verfasser in dem Leben dieses Monarchen selbst dadurch berichtigt, daß er erzählt, er sei zu Inspruck erzogen worden. Was aber den Rath zur Strenge und diese Bedenkschrift betrifft, scheint, wiewohl die Khevenhillerschen Annalen sie ausdrücklich dem Cardinal Klesel zuschreiben, solche in der That mehr den Ansichten und der Festigkeit Ferdinands gemäß; um so mehr, da, wie wir weiter unten sehen werden, schon damals dem Cardinal der Vorwurf gemacht wurde, er sei mit den Rebellen im Einverständniß.

gemeinsame Sache gemacht. Sobald nur ein Land glaubte, beleidigt zu seyn, und die Landesfürsten nicht nach ihrem Willen thun wollten, flohen sie zu ihren Conföderirten unter dem Schein, daß diese für sie intercediren möchten. Bei diesen Intercessions-Tractaten aber klagten sie Seine Majestät und ihre Landesfürsten an, wiegelten die andern Länder durch viele Anzüglichkeiten auf und erbitterten sie; wie sie denn auch sich nicht scheuten bei dem öffentlichen Landtage zu Preßburg die Krönung des jetzigen Kaisers zu verhindern, und von den Ständen als Conföderirten zu begehren, Seine Majestät nicht früher zu krönen, bis sie nicht hinsichtlich ihrer Religionsbeschwerden befriediget wären. Also trieben es die Böhmen mit den Schlesiern, also die Schlesier mit den Böhmen; die auch den Kaiser Rudolph nöthigten, ihnen eine Conföderation zu gestatten, welche, so lange der jetzige Stand der Dinge währt, alle Könige bestätigen müssen.«

»Ja auch dabei verblieb es nicht, sondern oft bemeldete Königreiche und Lande, besonders aber Österreich, das den Anfang machte, und immer an der Spitze stand, habe unter dem erwähnten Schein der Intercession, eben so bei allen Chur- und Reichsfürsten, die ihrer Religionsmeinung zugethan sind, ihre Herren und Landesfürsten durch Abgesandte unbillig zu mißhandeln gesucht, diese Fürsten gegen sie aufgewiegelt, fälschlich informirt, erbittert, und durch böse Rathschläge und Schriften dahin zu bringen gesucht, daß ihre Herren entweder der kaiserlichen Kro-

ne und des Beistandes gegen die Türken, der Liebe, guten Affection und Vertraulichkeit, und des guten Ausgangs der Reichstage gänzlich entrathen, oder aber Alles thun mußten, was ihren protestantischen Unterthanen nur träumte. Auf welche Weise sie denn ihre Herren in eine solche Knechtschaft brachten, daß sie in ihren eigenen ererbten Landen sich beinahe nicht rühren oder ihrer landesfürstlichen Autorität gebrauchen dürfen.«

»Auch ist wohl zu bedenken, daß diese Königreiche und Lande, um ihre Herren zu drücken, noch ein Hauptmittel brauchten, zu welchem ihre, von den Landesfürsten empfangenen Privilegien ihnen zum Vorwand dienten; nämlich daß außer seinen Kammergütern der Landesfürst kein Einkommen habe, sondern in Feindes- und seinen eigenen Nöthen die Bewilligung von den Ständen erhandeln und sich darüber reversiren mußte, daß solche keine schuldige, sondern eine freiwillige Gabe sei. Kam nun der Landesfürst in eine Noth, so zogen sie ihre Bewilligung ein, und beschränkten den Fürsten dermaßen, daß er sich entschließen mußte, Land und Leute zu verlieren oder Alles einzugehen, was diese Leute begehrten.«

»Ja auch bei dieser Insolenz blieb es nicht bewendet. Denn als der Adel für sich und die Seinigen Alles erlangt hatte, was sie nur wollten und begehren konnten, waren sie dennoch nicht daran ersättiget; sondern sie zogen auch, unter dem Vorwand der Nächstenliebe und des Gewissens, Seiner Majestät eigene Bürger und die Unterthanen Ihrer Kammergüter und

erkauften Herrschaften an sich und ihre Religions-Concession, um sie dadurch ihrer Religionsfreiheit theilhaftig zu machen; damit sie diese Städte und Unterthanen dadurch gewinnen, von Seiner Majestät ab- und zu sich ziehen möchten; Alles zu dem Ende, damit, im Fall die Unkatholischen aufständen, tumultuirten und rebellirten, die Kaiserliche Majestät und die Ihrigen im Lande auch nicht eine Spanne breit Örter hätten, sich zu vertheidigen, sondern um Land und Leute kommen müßten.«

»Durch dies Verfahren also blieben Seiner Majestät nichts als Ihre Residenz, Ihre Wohnungen, Burgen und Schlösser, so wie auch Klöster und Geistlichen. Da man aber auch Ihre Statthalter angriff, und sogar in Ihrer Burg und eigenen Kanzlei zum Fenster hinaus wirft, des königlichen Einkommens und der landtäglichen Verwilligungen sich bemächtigt und solche wider Kaiserliche Majestät selbst gebraucht, die Geistlichen, von welchen man keinen Widerstand befürchtet, zwar noch geduldet, doch in Einem Tage ausrotten kann, so steht nun Alles nur noch in des Kaisers, seines Nachfolgers, und in den Personen des Hauses Österreich; und es erübrigt den Unkatholischen keinen Staffel mehr zu ersteigen, als sich auch an ihnen selbst zu vergreifen.«

»Ist nun die Obrigkeit aus Gott, so ist dies Verfahren der Unterthanen gewiß aus dem Teufel; und kann also von Gott auch nicht anders als ein teuflisches Verbrechen bestraft werden. Eben so wenig aber ist Gott das Verfahren der Obrigkeit gefäl-

lig, das bis jetzt beobachtet wurde; daß man nämlich immer connivirt, nachgegeben, gewichen, dissimulirt, Alles gethan hat was die Ungehorsamen haben wollten, und bis auf diese Extremität gekommen ist. Deßwegen hat denn auch Gott diesen Aufruhr verhängt, damit die Obrigkeit einmal, von dieser Sclaverei erledigt werden möchte. Denn geschieht dies nicht bald, so ist es nicht möglich, daß diese Länder nicht endlich de facto unter sich eine Republik errichten (wie bereits in den vereinigten Niederlanden mit sieben Provinzen schon geschehen;) oder doch ihre Herren in noch größere Sclaverei versetzen.«

»Gewiß hat Gott diese Drangsale und diese so schrecklichen Thatsachen aus keiner andern Ursache verhängt. Denn der ganzen Welt und allen Vernünftigen, welcher Religion sie auch angehören mögen, müssen diese Gräuel abscheulich, unrecht, unevangelisch und aller Strafe würdig vorkommen; wodurch denn der Rebellen Hauptgrund zusammenfällt, den sie überall anführen, als sei dies eine Religionssache; gewiß auch werden viele Prädikanten, selbst aus den Ihrigen, dieselbe nnrecht heißen und vermaledeien.«

»Sonach also haben Seine Majestät und ihr ganzes Haus dadurch quo ad materiam dieser Rebellen die beste Gelegenheit, bei der ganzen Welt sich zu rechtfertigen, und jetzt auf Einmal dieses Joches und dieser Knechtschaft sich und Ihr ganzes Haus zu erledigen, und wieder in Ihre Landesfürstliche Authorität sich einzusetzen. Sie haben Gott und alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten für sich, die

Ihre Lande und Leute so wie auch Ihre fürstliche Authorität zu erhalten begehren; Sie verlieren nichts; da Sie ohnehin bei den vorerwähnten Attentaten der Stände Alles mit Schaden und Spott verlieren müßten. — Sollte man aber auch etwas verlieren, cum eventus belli sit dubius, so verlöre man es doch mit Ehren und nicht also schändlich und mit eigenem Willen, wie es bisher geschehen; und könne um so mehr gewinnen, wenn der Krieg wohl von Statten gehe. — So haben auch Seine Majestät einen großen Vortheil darin, daß nicht das Königreich, sondern nur einige Rebellen von Ihnen gewichen, durch deren Güter man alle Unkosten wieder erstatten kann. Sollten aber auch diese nicht wieder erstattet werden, so kann man doch des Hauses Oesterreich Interesse und Freiheiten, die es mit seinem Blut erworben, nicht zu theuer bezahlen. Dazu auch wird der Gehorsam, der durch die Strafe und Execution herbei geführt wird, in der Folge auf Landtagen und bei andern Gelegenheiten alles reichlich hereinbringen. Wäre aber auch dieß alles nicht, so müßte man sich endlich dennoch zu Einem aus beiden entschließen: entweder Land und Leute zu verlieren, oder in eine noch weit größere Knechtschaft zu kommen als bisher geschehen.«

Die That selbst bewies, daß dies, allerdings etwas starke Bedenkschreiben nur allzu sehr gegründet war. Denn ohne daß der Kaiser noch die mindeste Feindseligkeit gegen sie eröffnet hatte, waren die Schlesier vereint mit den Böhmen wider ihn zu

Felde gezogen und feindlich in Nieder-Oesterreich eingefallen; wo sie die Katholiken mißhandelten, plünderten und rohen Muthwillen und Grausamkeiten verübten. Nur Krummau, Pilsen und Budweis blieben dem Kaiser getreu.

Ungeachtet aller Ränke seiner Feinde aber, war dennoch indessen König Ferdinand am 16. Mai (1618) zum König von Ungarn gekrönt worden; was dem, von Alter und Kränklichkeit gebeugten Kaiser einigen Trost gewährte; weil dieß Königreich wegen der beständigen Raubzüge der Türken eines kräftigen Schutzes bedurfte, und es solchen allerdings durch Ferdinand erhielt. Seine Krönung war mit aller, der ungarischen Nation eigenen Prachtliebe vollzogen und mit großem Jubel gefeiert worden; worauf der König, von der herzlichsten Liebe und den Segenswünschen der Nation begleitet, nach Wien zurückgekehrt war, wo Kaiser Mathias einen Landtag ausgeschrieben hatte, und noch immer in vergeblicher Hoffnung lebte, das kriegerische Feuer der Rebellion durch kräftige Vorstellungen zu dämpfen; oder doch von den Ständen Hilfe zur Führung dieses Krieges zu erlangen.

Die großentheils protestantischen Stände jedoch, die mit den Böhmen gemeinschaftliche Sache machten, weigerten sich auf dem Landtage zu erscheinen; klagten abermal über Bedrückung von Seite der Katholiken, (die sie selbst auf grausame Weise bedrückten,) und antworteten auf ein abermaliges kaiserliches Monitorium, es sei seit undenklichen Zeiten Sit-

te, daß kein Offensiv-Krieg ohne Vorwissen des Landes unternommen werde; man habe ihnen aber den Krieg wider Böhmen nicht communicirt, und habe auch zur Führung dieses Krieges, was ihnen sehr schmerzlich fiele, beinahe lauter Fremde und katholische Kriegesobersten gewählt. Hätte man mit ihnen darüber deliberirt, so würden sie solche Mittel vorgeschlagen haben, wodurch Fried und Einigkeit wiederhergestellt worden wäre; dies böhmische Unwesen sei ihnen zwar sehr leid; aber alles Unheil sei Denjenigen beizumessen, die Seiner Majestät zur Schärfe gerathen, und diesen Krieg urgirt hätten.

Während diese Verhandlungen noch dauerten, übte Graf Thurn mit seinem Heere so große Feindseligkeiten, daß er dem Lande beinahe nicht geringern Schaden zufügte, als die Feinde selbst ihm hätten zufügen können. Bald war die Verwirrung allgemein. Da traten die, in Deutschland unirten protestantischen Fürsten und Stände zu Rottenburg zusammen, und schrieben an den Kaiser, an den Churfürsten von Sachsen und an die böhmischen Directoren; — an den Ersten, ihn zur Milde und Schonung zu bewegen, und ihn zu bitten, die Feindseligkeiten gegen Böhmen einzustellen; — an den Churfürsten, ihn aufmerksam zu machen, daß er bei dem Majestätsbrief selbst interessirt sei; daß Sachsen von uralten Zeiten her mit Böhmen immer in bestem Einverständnisse gewesen wäre, und er daher dieser Angelegenheit sich annehmen möchte; — an die Directoren endlich, sie im Nothfall ihrer Hilfe zu versichern.

Es zeigte sich bald, daß die Gewalt der Waffen das sicherste Mittel gewesen wäre, die Ordnung wiederherzustellen; wenn anders solche mit Nachdruck geführt wurden. Buquoi und Dampierre rückten endlich auf des Kaisers Befehl in Böhmen ein, und behandelten das rebellische Königreich als Feinde. Diesen Ernst hatten die Böhmen nicht erwartet, die immer nur gewohnt waren, den Kaiser ihren Launen nachgeben zu sehen. Sicherlich auch hätte dieser Krieg zu einem baldigen und ehrenvollen Frieden geführt; und schon schrieben die Böhmen an den Herzog von Bayern, beim Kaiser ihrer sich anzunehmen; aber zwei wesentliche Fehler vereitelten Alles. Der erste waren die zügellosen Ausschweifungen der Wallonen und Ungarn, die bei dem Heere sich befanden, und deren unbändige Rohheit selbst die gut Gesinnten entrüstete; der andere war die Verachtung, mit welcher man auf den Feind herab sah; da man die Truppen der böhmischen Stände als ein zusammen gerottetes Gesindel betrachtete, das leicht aus einander zu treiben wäre. Doch die Erfahrung zeigte den Feldherren bald, daß sie hierin sich ganz gewaltig geirrt hatten. Dampierre ward in einem Treffen bei Zschaslau, wo beide Heere Anfangs einander aus dem groben Geschütze begrüßten, geschlagen, und mußte sich in einen Wald retiriren, wo seine Truppen dem bittersten Hunger preisgegeben waren; und diejenigen die nach Proviant ausgingen, von den Bauern erschlagen wurden; Buquoi fühlte sich zu schwach, etwas Bedeutendes zu unternehmen, und beschränkte

sich darauf, bis Verstärkung erschien, in einem vortheilhaften Posten sich zu behaupten. — Die böhmischen Reiter nahmen acht und dreißig Wagen mit Munition und Lebensmittel für den Winter, nebst einer großen Summe Geldes, das dem kaiserlichen Kriegesvolk von Wien aus zugesandt ward; und 800 fürstenbergische Soldaten, welche diese Wagen convoyirten, wurden theils niedergehauen, theils in die Flucht gejagt. Auch belagerten die böhmischen Truppen die, dem Kaiser treu gebliebenen Städte, Pilsen, Krummau und Budweis, ohne daß die Kaiserlichen es wehren konnten.

Ueber dies Alles kam den Böhmen noch eine Hilfe von einer Seite zu, woher sie dieselbe in diesem Augenblicke nicht erwartet hatten. Ernst von Mannsfeld, den die Khevenhillerischen Annalen immer nur mit dem Namen des Bastards nennen, um ihn von seinem Vater, dem Grafen Ernst von Mannsfeld, damals Befehlshaber in den Niederlanden zu unterscheiden, der ihn aus ungleicher Ehe erzeugt hatte, — führte den Ständen ein treffliches, kampfgeübtes Corps von 4000 Mann zu. Er selbst war ein geübter Kriegesmann, der einst unter Erzherzogs Leopolds Fahnen im Elsaß wider die Protestanten gekriegt hatte; späterhin aber selbst, weil der Erzherzog seinen Geld- und Ehrgeiz nicht über die Gebühr ersättiget hatte, zu den Protestanten übergetreten war. Dies stattliche Corps, mit welchem er nach Böhmen kam, hatte unter ihm für den Herzog von Savoyen gegen Spanien gefochten. Nachdem

nun zwischen beiden Mächten der Friede wiederhergestellt war, überließ der Herzog von Savoyen, der mit den unirten protestantischen Fürsten verbündet war, diese ihm nun entbehrlichen Truppen der protestantischen Union, welche solche alsogleich begierig in Empfang nahm, den böhmischen Rebellen damit freundschaftlich zu Hilfe zu kommen.

Auf ihr bisheriges Glück pochend, und den Kaiser gänzlich außer Stand zu setzen, den Krieg gegen sie mit Nachdruck fortzusetzen, sandten sie einen schlesischen Edelmann, Namens Colin als Gesandten nach Constantinopel, die Pforte zum Krieg gegen den Kaiser Mathias anzureizen; mit Vorgeben, daß es niemals leichter als jetzt gewesen sei, Oesterreich durch die Waffen zu besiegen; da alle Provinzen von dem Kaiser abgewendet, und er selbst im Krieg mit seinen eigenen Unterthanen begriffen wäre. Der Kaiser, zeitlich genug von ihrem Vorhaben unterrichtet, kam ihnen zuvor, sandte in Eile den Freiherrn von Mollart, mit stattlicher Begleitung an den ottomanischen Hof, einen zwanzigjährigen Frieden abzuschließen; und der Botschafter fand auch daselbst gute Aufnahme und vollbrachte seinen Auftrag zur Zufriedenheit des Kaisers.

Bei diesem Schritte ließen es aber die Directoren nicht bewenden; sondern sie sandten Mannsfeld an den Herzog von Savoyen ab, die ganze Mannschaft, die nach dem Friedensschlusse mit Venedig noch auf den Beinen war und aus 15000 Mann zu Pferd, und zu Fuße bestand, zu erhandeln, um damit ins

Elsaß einzufallen und jene Lande der Churpfalz erblich einzuräumen; den Ozean mit dem adriatischen Meere zu verbinden, und in dieser Absicht die Pässe gegen Tyrol hin, so wie die übrigen Pässe nach Italien zu öffnen. Mannsfeld reiste also dahin ab und brachte Briefe mit von dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz, von dem Fürsten Christian von Anhalt und von dem Markgrafen Johann Ernst von Brandenburg. Geld zur Ausführung ihrer Absicht verhieß die Union. Um sie fest an ihr Interesse zu ketten, zeigten diese Verbündeten dem Herzog von Savoyen die Kaiserkrone, dem Churfürsten Pfalzgrafen aber die Krone von Böhmen. Habe nur erst, schrieben sie dem Savoyer, der Pfalzgraf die böhmische Krone durch die Truppen, die der Herzog ihm verschaffen sollte und seinen anderweitigen Beistand erlangt, so sei kein Zweifel, er werde ihm, seinem Helfer und Wohlthäter zur Kaiserkrone verhelfen; da er als Churfürst von der Pfalz und von Böhmen dann zwei Vota habe, Brandenburg gleichsam von der Pfalz abhänge, und überdies auch gute Hoffnung sei, Churtrier zu gewinnen. Ein abenteuerlicher, aber dem ersten Anscheine nach leicht auszuführender Plan, den sie aber so wenig im Sinne hatten auszuführen, als wenig es in ihrer Macht lag, ihn durchzusetzen.

Die katholischen Fürsten Deutschlands sahen mit Entsetzen, welches Feuer aus dieser, Anfangs leicht zu dämpfenden Empörung aufgegangen war, und verhießen nun dem Kaiser ernstlich Hilfe. Spanien sandte 1,200,000 Gulden und sogar Papst Paulus V.

sandte der katholische Ligue, an deren Spitze der Herzog Maximilian von Bayern stand, eine Summe von 200,000 Gulden. Siegmund III., König von Pohlen erließ ein Schreiben an die Rebellen, worin er ihnen in den stärksten Ausdrücken ihren Starrsinn, ihre Widersetzlichkeit gegen den Kaiser, ihren von Gott gesetzten Oberherrn, und ihre Rebellion verwies; und sie ernstlich bedrohte, wofern sie nicht alsbald die Waffen niederlegten und des Kaisers Gnade sich ergäben, kraft seines mit dem Kaiser aufgerichteten Bündnisses und seiner Blutsfreundschaft mit ihm, Seiner Majestät mit Hilfe wider sie beizustehen, und sie mit den Waffen heimzusuchen. Die Böhmen beantworteten dies Schreiben mit ihrer gewöhnlichen Liede; trugen ihre alten, ungegründeten und so oft widerlegten Lamentationen über Bedrückung ihres Gewissens, Verletzung des Majestätsbriefes 2c. vor, und baten den König, fremden Mißgönnern und Friedensstörern doch ja keinen Glauben beizumessen; sondern die reine Wahrheit zu glauben, die sie in ihrem unterthänigsten Schreiben getreu darstellten.

Noch einmal versuchte der, so oft getäuschte Kaiser den Weg der Güte und erließ am 1. December (1618) ein sehr väterliches und ergreifendes Abmahnungsschreiben an die Böhmen, worin er den Ständen vorstellte, wie sie durch ihre Attentate das schöne Königreich gänzlich zu Grunde richteten, fremdes Kriegsvolk in das Land zögen und die strengste Rache Gottes durch ihre Rebellion und das Vergießen so vielen Blutes auf sich lüden. Dringend auch stellte

er ihnen vor und bezeugte vor Gott und der Welt, daß er alles Erdenkliche gethan habe, das Unheil abzuwenden und den Frieden wiederherzustellen; und daß er an ihrem Verderben keine Schuld habe. — Die Rebellen sahen aus diesem väterlichen Ermahnungsschreiben, das nicht von dem Nachdruck der Waffen begleitet war, nur die Ohnmacht des Kaisers, sie zu bestrafen. Da sie indessen die Rüstungen des nahen Pohlens so wie auch die Hilfe der katholischen Ligue fürchteten, die sich der Union gegenüber gebildet hatte; und auch wußten, daß der Kaiser nun im Stande sei, ein stattliches Heer zu werben, benützten sie diese Gelegenheit, Zeit zu gewinnen.

Erasmus von Tschernembel, gleich dem Grafen Matthias Thurn, ein reicher, wegen der Religion ausgewanderter Krainer, überreichte im Namen der Utraquisten ein wahrhaft pharisäisches, mit großer Schlauheit, doch in sehr friedlichem und unterwürfigem Styl abgefaßtes Denkschreiben, worin er dem Kaiser vorstellte, es sei zur Zeit noch schwer, über den Aufstand in Böhmen zu urtheilen; da nicht alle Parteien zur Genüge wären vernommen worden. Wären aber auch die Utraquisten wirklich Rebellen, so gereiche dennoch dem Regentenhause nichts zu größerm Schaden und zu größerer Schmählerung seines großen Rufes, als die Waffen wider die Böhmen zu ergreifen. Denn siegte der Kaiser, so gewinne er doch nur das Seinige zurück, und zwar in erbärmlichem Zustande, und müßte auch, den Krieg führen zu können, andere Länder beschweren; so daß

er dann aus seinem Lande Einkommen und die zur Türkenhilfe und andern Staatsbedürfnissen nothwendigen Gelder erhalten könne. Auf Ausländer sei sich nicht zu verlassen, da fremde Fürsten entweder nicht helfen können, oder nicht helfen wollen, und am Ende auch ihre Hilfe sich so theuer bezahlen lassen, daß die Länder die Summen nicht erschwingen können. Durch Confiscation könne der Kaiser sich nicht decken, da er es mit mächtigen Ständen und einem großen Adel zu thun habe, und überdies die Kriegsunkosten jeden Monat über 200,000 Gulden sich beliefen. Dazu auch sei der Kaiser alt und krank; auf den König Ferdinand aber sei nicht zu bauen, da schon manche Könige gekrönt worden, und dennoch niemals in den Besitz ihrer Länder gekommen seien. Auch sei der Sieg nicht so gewiß; denn die Hussiten hätten gezeigt, was die Desperation eines Volkes vermöge, und ein kleiner Haufe derselben habe Kaiser Siegmunds, des Papstes und der Erzherzoge ganzes Heer geschlagen. Eben so wenig habe die ganze spanische Macht gegen das kleine Holland ausgerichtet, das wegen der Inquisition sich losgerissen habe. Ja es komme der Kaiser auch in Gefahr, daß die ohnehin nicht pünctlich bezahlte Soldateska sich zu dem Feinde schlage, wie man dessen viele Beispiele habe. Ginge aber Böhmen verloren, so ziehe dieser Verlust, auch den der Kaiserkrone nach sich.

Des Kaisers Majestät zwar sagen, Sie seien als das Haupt der Christenheit schuldig, das Unrecht zu bestrafen. Dies sei auch allerdings billig; wenn

solche Strafe ohne große Ungerechtigkeit, und Unterdrückung der Unschuldigen, und zur Besserung des gemeinen Wesens sich üben lasse; wo aber der Unschuldige durch solche Buße mehr leide als der Schuldige, sei es besser, hundert Sünder zu absolviren als Einen Gerechten zu verdammen. So klagten Kaiserliche Majestät über dreißig Personen; und deßwegen müßten viele tausend arme und unschuldige Männer, Weiber, Kinder, Geistliche und Weltliche durch Krieg, Mord, Raub, Brand, Plünderung, Verwüstung, Schändung und entsetzliche Mißhandlungen bestraft, die Polizei umgekehrt und alles Recht mit Füßen getreten werden, was eine Devastation, und keine Renovation zu nennen sei. Gleichwie also ein trefflicher Arzt einen schwer und ungeduldigen Kranken durch fleißige Wartung, gesunde Wohnung und reine und angenehme Arzeneien besser behandelt als einen Gesunden, und, wofern er dies nicht thut, die Krankheit mehr überhand nehme, er aber mehr Mühe und weniger Ehre davon habe, also blase man auch bei jeder Rebellion und Unruhe dieser Art, wenn man solche mit Gewalt und Schärfe dämpfen wolle, das Feuer derselben nur um so mehr auf, und die Flamme werde nur um so stärker. Durch Weisheit und Moderation hingegen werde Alles zum Besten gekehrt; und Waffen und ausländische Hilfe seien dazu keineswegs nothwendig. (Sonderbar! und sie selbst erlaubten sich solche gegen ihren Landesfürsten!) Überdies hätten Seine Majestät beim Antritt der Regierung versprochen, friedlich zu regieren; weßhalb das Blut-

daß unverantwortlich wäre. Schlage ja doch auch ein Vater, wenn die Kinder zuweilen muthwillig und böse seien, dieselben nicht todt, damit er sich selbst nicht beraube und sich Herzeleid erwecke; also wären auch rebellirende Unterthanen nicht mit der Schärfe des Schwertes wie Fremde und Feinde, sondern durch väterliche Verweise, Schonung und Nachgiebigkeit zu züchtigen (?!) damit der Kaiser des Seinigen nicht mit schwerer Verantwortung, zum Nachtheil seiner Nachkommen sich beraube.

Endlich wolle man den Kaiser zu dem Glauben bewegen, es sei gegen den schuldigen Gehorsam und die Reputation Seiner Majestät, daß die Böhmen sich bewaffneten; doch diesem sei nicht also. Es sei durch viele Beispiele erwiesen, daß manche Länder dies gethan, und dennoch große Kaiser und Potentaten hierüber kein Bedenken getragen; ja auch wenn sie schon Kriegesvolk geworben, dasselbe wieder entlassen hätten. Wer die jetzige Zeit wohl ins Auge fasse, der werde befinden, daß die Böhmen sich eigentlich aus Furcht vor einer Offension von Seiten Seiner Majestät bewaffneten, weil sie den Landofficieren und Andern gedroht haben; zumal die Jesuiten sie gar sehr zur Rache antreiben, und weil sie, da sie nicht trauen, nur gegen den Angriff sich versichern wollen; wie es der Böhmen Schriften öffentlich bezeugten. Die Kaiserliche Majestät dagegen bewaffneten sich nicht aus Furcht vor den Böhmen, noch weniger zur Sicherheit Ihrer Person, oder ihrer Länder, sondern die Böhmen zum Gehorsam zu treiben, und könnten

also ohne Schmählerung Ihrer Ehre. Ihr kaiserliches Volk entlassen (!!!) und dadurch Ihren Ländern die Last abnehmen; dies würde die Großmuth Seiner Majestät in schönem Lichte zeigen, und auch genugsam an den Tag legen, daß Sie die Waffen Ihrer Unterthanen gleichsam für nichts achten; ja diese Niederlegung der Waffen würde Ihre Authorität und Ihr Vertrauen weit mehr zeigen, als wenn Sie mit Ihren Unterthanen fechten wollten. Unterließen dagegen Seine Majestät Ihre Truppenwerbungen nicht, so würde dies nicht nur bei Fremden, sondern auch bei Ihren andern österreichischen Ländern großes Mißtrauen erwecken und viele andere verderbliche Folgen nach sich ziehen. Somit also könne Seiner Majestät kein schädlicherer und gefährlicherer Rath gegeben werden als die Böhmen zu bekriegen; und darum möchten Seine Majestät sich allergnädigst resolviren, dieser Sache ein Ende zu machen, damit die Krone Böhmen für Sie und Ihre Nachkommen in Frieden und Ruhe erhalten werde.

Dies arglistige Schreiben, das den Kaiser zur Niederlegung der Waffen bewegen sollte, während die Rebellen solche gegen ihn fortführten, war um so sonderbarer und um so heimtückischer, als die Böhmen nicht nur kein friedliches Mittel hatten annehmen wollen, sondern auch mit ihren Feindseligkeiten dem kaiserlichen Hoflager immer näher kamen, und bereits mit dem Pfalzgrafen Friederich wegen der Krone Böhmen in wirklicher Unterhandlung waren. Nichts desto weniger ergriff der schmerzlich bedrängte, die-

ses unglückseligen Aufruhrs müde und nach Frieden und Ruhe schmachtende Kaiser, selbst diese Gelegenheit, den Böhmen einen Waffenstillstand von zwei Monaten zu bewilligen, und indessen einen Versammlungstag nach Eger zu bestimmen, wo, durch Chursachsens Vermittlung, nebst den kaiserlichen Commissarien die Churfürsten von Mainz, von der Pfalz, von Sachsen, und der Herzog von Bayern, wenn nicht persönlich, doch durch ihre Gesandten erscheinen, und auch die Stände durch ihre Abgeordneten sich einfinden sollten, ihre Beschwerden vorzutragen. Nichts lag dem unglücklichen Kaiser so dringend am Herzen als diese heillose Fehde noch beendigt zu sehen, bevor er die müden Augen schlösse.

Vieles hatte beigetragen, dem lebenssatten Kaiser seine letzten Jahre zu verbittern; und nicht beglückt hatten ihn die Kronen, die er um wenige Jahre früher zu tragen, seinen Bruder Rudolph gezwungen hatte, niederzulegen, ohne solche selbst mit größerem Ruhme zu tragen. Denn es fehlte viel, daß er der Erwartung entsprochen hätte, die man allgemein von ihm hatte; ja Viele wünschten während seiner Regierung Rudolphs Zeiten zurück. Auch mußte er von seinem Nachfolger beinahe die nämliche Begegnung erfahren, die sein Bruder Rudolph von ihm hatte erfahren müssen; nur daß Ferdinand mit mehr Glimpf und Schonung dabei vorging. Eine der bittersten Kränkungen, die er von dem König erdulden mußte, war die Verhaftung seines (wie er erachtete), einzigen Freundes und getreuesten Rathgebers, des Cardinals Klesel, die etwa ein Jahr zuvor geschehen war.

Offenbar hatte dieser Minister sich Vieles zu schulden kommen lassen. Er hatte, so viel an ihm lag, die Angelegenheit der Succession, worauf das Heil des ganzen Erzhauses beruhte, durch allerlei Ränke und Hindernisse, und vielleicht blos darum verzögert, weil er fürchtete bei dem selbstständigen, festen und weisen Ferdinand den allmächtigen Einfluß zu verlieren, den er auf den Kaiser Mathias ausübte. Denn dies ging so weit, daß er oft in hochfahrendem Übermuth pochend auf die Brust schlug und sprach: Hier sitzt der Kaiser! Diesen Einfluß zu behaupten, hatte er auch beständige Zwietracht zwischen dem Kaiser und den Erzherzogen unterhalten. Überdies vermuthete man, er sei Schuld, daß das kaiserliche Kriegesvolk so langsam in Böhmen vorgerückt war; er habe geflissentlich einige Obersten und Hauptleute eingesetzt, von welchen er wußte, daß sie mit dem Feind im Einverständniß waren, ja er selbst habe mit den Rebellen correspondirt, um alle ihre Resolutionen und Vorkehrungen gewußt, und sich darnach benommen. Diese Vermuthungen wurden durch die Schriften, die man bei seiner Verhaftung in Beschlag nahm, und noch mehr vielleicht durch 400,000 Ducaten bestätigt, die man in seiner Geldkiste fand, und die grell gegen die Noth contrastirten, in welcher der Hof damals sich befand *). Auch warf man ihm vor, er habe zum un-

*) Der Cardinal rechtfertigte sich späterhin (1627) auf folgende Weise hierüber. Er sprach: »er halte den modum reformandi für zu scharf; man verliere dadurch

ersetzlichen Schaden Ungarns, den Türken zu viel eingeräumt, das Justitz-, Kriegs- und Finanzwesen in die gräulichste Verwirrung gebracht und dem Kaiser viele verderbliche Rathschläge gegeben.

Aus diesen und noch andern Gründen beschlossen König Ferdinand und Erzherzog Maximilian mit Einverständniß des Spanischen Botschafters Ognate, den Cardinal in aller Stille zu entfernen. Dies um so sicherer zu thun, besuchten beide Fürsten ihn in seinem Hause, um ihn zu einem Gegenbesuche zu verpflichten. Da nun der Cardinal in die Burg zu dem König sich begeben wollte, trat ihm der Kam-

---

dem Landesfürsten die Liebe, dem Lande das Geld, und dem Himmel viele Seelen; — die Liebe, da man die Leute nicht nur emigriren mache, sondern sie des Landes verweisse, als ob sie Schelme und Diebe wären; — das Geld und die Commerzien, weil die reichsten Leute hinwegzögen, und groses Gut mit sich führten. Man gewinne aber die Seelen nicht, weil die Unkatholischen nicht katholisch werden, sondern sammt ihren Kindern das Land räumen, und also Kindeskinder auf ewig in ihrem Irrthum bleiben. Wenn man aber die Ältern im Lande ohne Exercitium und Schulen bei ihrer Religion liese, so würden die Kinder katholisch werden, und also die ganze Posterität in infinitum katholisch bleiben, das Geld nicht aus dem Lande geführt werden, die Commerzien sich nicht verlieren, und der Landesfürst nicht an allen Orten so verhaßt seyn, und auch, wenn etwa Einer unrecht thäte, Gelegenheit haben, ihn an Leib und Gut zu strafen.»

merherr von Breunter auf der Treppe entgegen, begleitete ihn in ein besonderes Zimmer und kündigte ihm daselbst an, »das ganze durchlauchtigste Erzhaus habe mit Seiner Heiligkeit sich dahin verglichen, seine Person wegen vieler Unthaten und übel geführten Hofregiments, dieses Ortes nicht länger zu gedulden; weßwegen er seinen Cardinalshut und Mantel ab-, einen andern schwarzen und bereit liegenden anzulegen und mit den beiden Kriegesobersten, Grafen Collalto und Dampierre (die hierauf aus dem Nebenzimmer hervortraten, wo sie bis dahin verborgen waren) abzugehen habe.« Über diese Ankündigung fing der Cardinal an, heftig zu protestiren; da er jedoch Ernst sah, fügte er sich, ward durch einen verdeckten Gang zur Burg hinaus, auf die Bastei herab, und von dort durch eine starke Escorte zuerst nach Steyermark, von dort aber auf das feste Schloß Ambraß nach Tyrol gebracht. Späterhin (1623) ordnete der Papst ein Gericht von Cardinälen über ihn an; weil aber kein Kläger erschien, ward er losgesprochen und dann abermal in sein Bisthum zu Wien eingesetzt. Der Papst selbst empfahl ihn dem damaligen Kaiser Ferdinand in einem eigenen Breve; und wirklich auch bediente Kaiser Ferdinand II. sich oftmals seines Rathes.

Eine Stunde nachdem der Cardinal entfernt war, zeigten der König und Erzherzog Maximilian dem Kaiser an was geschehen war. Wie schmerzlich aber dies auch dem Kaiser fiel, erwiederte er dennoch kein Wort. Er lag eben damals an peinlichen

Gichtschmerzen, zu Bette, und nahm während des Vortrags das Bettuch erröthend vor den Mund. Mit um so größerer Empfindlichkeit antwortete die Kaiserin, der diese Sache tief zu Herzen ging, sie sehe wohl was man mit ihrem Gemahl vorhabe, er lebe zu lange, und man sei seiner bereits überdrüssig. Es kränkte sich auch diese fromme Fürstin so tief, daß sie noch in demselben Jahre starb. Immer hatte sie ein sehr frommes Leben geführt und unter andern vier Kapuzinerklöster gestiftet, zu Steyer, zu Regensburg, zu Budweis und zu Wien; welchem letztern sie 30,000 Ducaten zur Vollendung des Baues, zur Einrichtung und Dotirung hinterließ. Drei ganze Jahre hatte sie aller ihrer Einkünfte zum Besten armer Kirchen sich enthalten.

Als die Gesandten der Chur- und Reichsfürsten am 14. April (1619) zu Eger sich versammelt hatten, erschienen daselbst die Abgeordneten der böhmischen Stände und trugen ihre Beschwerden und Forderungen vor. Es war ihnen jedoch so wenig Ernst, mit dem Kaiser sich zu versöhnen, daß sie vielmehr entschlossen waren, die Feindseligkeiten um jeden Preis fortzusetzen, wozu sie während des Waffenstillstandes alle Vorkehrungen getroffen hatten; und darum auch spannten sie ihre Forderungen so übertrieben hoch, daß selbst die Interponenten solche mit Ärger verwarfen. Hierauf zerschlug sich die ganze Vermittlung, und beide Partheien rüsteten sich ernstlicher denn jemals zum Kriege. Kaiser Mathias erlebte diese undankbare Vergeltung seiner Güte und Versöhnlichkeit

nicht mehr. Gleichsam fremd und verlassen auf dem Throne, folgte er seiner geliebten Gemahlin, schon nach drei Monaten in die Ewigkeit. Ein Schlagfluß rührte ihn am 20. Mai 1619. Beide wurden die ersten in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern bestattet, deren Bau der Kaiser kurz zuvor vollendet hatte.

Zweites Buch

Von dem Regierungsantritt Ferdinands bis zum Restitutionsedikt.

(J. 1619 — bis — 1629.)

War je ein Monarch in einer verzweiflungsvollen Lage, ohne Aussicht auf Rettung, und gleichsam augenscheinlich verloren, so war es gewiß Ferdinand nach Kaisers Mathias Tode. Sein kleines, geschlagenes, entmuthigtes, über die Hälfte herabgesunkenes Heer stand in Böhmen sich selbst überlassen, bei Budweis und Krummau wie eingeschlossen, von den Rebellen, die mit Hilfe der Schlesier ganz Böhmen beherrschten, und mit den königlichen Einkünften selbst Krieg wider ihren rechtmäßigen König führten. Auch besorgte man stündlich, die niederschlagende Nachricht zu vernehmen, daß dieses, ohnehin allseitigem Mangel preisgegebene, aber dennoch einzige kaiserliche Heer in Böhmen, die Waffen gestreckt habe. — Dazu forderte Ferdinand als gekrönter König von Böhmen Abgeordnete nach Wien, um sich mit ihnen über die Abhilfe ihrer Beschwerden und Beilegung ihrer Unruhen zu berathen; empfing aber statt der Antwort, von den Statthaltern einen Bericht, die Directoren, (die Ferdinand nie als solche

anerkannt hatte) hätten sich geweigert, das Schreiben Seiner Majestät anzunehmen, weil man sie nicht Directoren genannt, noch auch den Ständen den Titel: sub utraque gegeben hätte; — (da doch die Angelegenheiten des Landes nicht blos die Utraquisten, sondern alle Stände überhaupt betrafen!) Eben so verweigerten die Ober- und Nieder-Österreichischen Stände die Huldigung; und erhoben Schwierigkeiten gegen die Vollmacht, die Erzherzog Albrecht aus den Niederlanden schon früher an Ferdinand gesandt hatte, seinen Antheil an den österreichischen Landen zu übernehmen, und zu regieren. Die Protestanten sprachen geradezu, sie würden keinem andern als einem solchen Fürsten huldigen, der ihre Privilegien in allen Puncten bestätigte; und um zu zeigen, daß sie dies keines Weges im Scherze meinten, legten die Stände ob der Enns alsbald die Kammergüter unter Beschlag.

Indessen nahm Thurn, der in Mähren eingedrungen war, die Abtei Goldberg ein, rückte nach Brünn vor, zwang den Bürgermeister dieser Hauptstadt, die Stadtschlüssel herauszugeben; forderte die Bürgerschaft auf, bei einem Eide sich zu verpflichten, daß sie es mit den löblichen (protestantischen) Ständen halten wollten, und bedrohte den Cardinal Dietrichstein, der mit dem Fürsten Carl Liechtenstein das Land bisher noch in der Treue erhalten hatte, mit augenblicklicher Hinauswerfung zum Fenster, wofern er nicht auf der Stelle das General-Amt niederlege. Als nun der ernste und weise Prälat, nach

vergeblichen Vorstellungen, der Gewalt gewichen war, ernannten die Mährischen Stände alsbald fünf Directoren, setzten den katholischen Stadtrath sowohl zu Brünn als zu Olmütz ab, ernannten an ihrer Statt protestantische Räthe, vertrieben die Jesuiten und öffneten die Kirche derselben den Utraquistischen Predigern. Da nun Thurn keinen Feind mehr im Rücken zu befürchten hatte, drang er bei dieser allgemeinen Gährung der Gemüther immer näher vor, und erschien endlich (am 9. Juni 1619) vor Wien selbst. —

Es hatten aber auch die meineidigen Verhandlungen der Rebellen sowohl in Deutschland als in der Türkei ihre Früchte getragen. Die Protestanten im deutschen Reiche warben Truppen und rüsteten sich; der Fürst von Siebenbürgen Bethlen Gabor, im Einverständniß mit den Ungarn, und verbündet mit den Türken und Böhmen, hatte bereits Kaschau und Preßburg erobert; und Alles zitterte zu Wien, daß beide feindliche Heere vor dieser Stadt sich vereinigten, die auf keine Belagerung gefaßt war. Die Noth stieg mit jedem Tage. Schon hatte Thurn bei St. Ulrich Batterien aufgeworfen, und angefangen die Burg zu beschießen; Kugeln flogen bis mitten in die Stadt. Auch schwärmten bereits einige Horden Bethlen Gabors mit ungarischen Protestanten bis über die Fischa. Übermüthig jubelten Österreichs protestantische Stände; eilten von allen Seiten, sich zu bewaffnen und mit den böhmischen Rebellen gemeinsame Sache zu machen. Schon sprachen sie laut da-

von, Ferdinand in ein Kloster zu sperren, seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen zu lassen, einen Fürsten dieser Confession zu erwählen, Böhmen aber und den dazu gehörigen Landen ihren eigenen König zu geben; und endlich Österreich, Steyermark, Kärnthen und Krain mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. In der Hauptstadt selbst waren die Gemüther gespannt; die Protestanten standen mit dem Feinde im Einverständniß; und wiewohl 1500 getreue katholische Bürger mit 600 Studenten vereint, allen Gefahren großmüthig trotzend, die Waffen ergriffen und, um alle Verrätherei zu verhüten, die Stadtthore besetzten, so nahm doch Angst, Gefahr und Noth mit jedem Augenblick zu.

In dieser äußersten Bedrängniß beschworen selbst Ferdinands getreueste Diener und Räthe ihren Herrn, der Übermacht zu weichen; oder aber heimlich nach Tyrol zu entfliehen. Sogar die Jesuiten riethen ihm, für den Augenblick nachzugeben; da mit der Zeit wohl auch Rath kommen würde. Einige seiner Getreuen hatten, sogar auf die Gefahr hin, die Gnade des Königs, ja vielleicht ihr Leben zu verlieren, heimlich mit Thurn unterhandelt, und ihm Anträge zur Versöhnung gethan; mit Verheißung die Glaubensfreiheit anzuerkennen, den Majestätsbrief zu erneuern, ihre Privilegien zu bestätigen und eine allgemeine Amnestie zu erwirken. Doch dieser stolze Rebell, auf seine Siege pochend und Ferdinand bereits als seinen Gefangenen betrachtend, mit welchem er nach Gefallen handeln und von dem er erzwingen könne was

ihm beliebe, würdigte diese Friedensversuche nicht einmal einer Antwort; sondern forderte vielmehr, man sollte ihm, wie die protestantische Partei es ihm verheißen, ein Thor der Stadt einräumen; bis dahin aber fuhr er fort, die kaiserliche Burg zu beschießen.

Es gehört fürwahr ein außerordentliches, mehr denn heldenmüthiges Herz dazu, unter solchen Verhältnissen und in so großer Verlassenheit und Verrath von allen Seiten nicht zu verzagen. Dennoch zeigte sich Ferdinand niemals unerschütterlicher als in dieser dringendsten aller Gefahren. Mit männlichem Ernst und Unwillen verwarf er den Rath zur Nachgiebigkeit so wie zur Flucht. Oft hatte er erfahren, daß Gott, auf den er fest und unwandelbar vertraute, ihm niemals näher war, als wenn aller menschliche Rath und alle menschliche Hilfe ihm versiegte; daher auch stieg sein Vertrauen immer mit der Größe der Noth. Indeß also seine getreuesten Freunde, in Kleinmuth versunken, Alles für verloren hielten, verschloß er sich einsam in sein Kabinet, ergoß sein Herz vor dem wahrhaften und einzigen Retter in der Noth, und flehte seine allmächtige Hilfe in diesem entscheidenden Augenblick an. Mit größter Ruhe und Zuversicht erhob er sich von seinem inbrünstigen Gebet; er hatte im Innern die Verheißung himmlischer Erhörung empfangen. Sein Vertrauen auf Gottes Vorsehung sollte alsbald in seiner ganzen Größe sich zeigen, und durch eine fürwahr wunderbare Belohnung gekrönt werden. Kaum hatte er

vom Gebet sich erhoben, als plötzlich unangemeldet sechzehn protestantische Oesterreicher aus dem Herren- und Ritterstande, Tschernembel *) an ihrer Spitze, in die, von böhmischen Bomben durchlöcherte Burg traten und ungestüm die Anerkennung ihrer Conföderation und die Billigung ihrer Rüstungen wider ihn, ihren König und Herrn von ihm verlangten. In frechem Uebermuth wagte es sogar Heinrich Thonradel, Herr zu Thernberg und Evergassing, den König bei den obern Knöpfen seines Wamses zu ergreifen und mit drohendem Blick ihn anzuschreien: »Nun Ferdinand, wirst du nicht unterschreiben?«

»Nun und nimmer!« rief der König mit männlicher Entschlossenheit. Und sieh da, im nämlichen Augenblick ertönen urplötzlich Trompeten und Pauken auf dem Burgplatz. Die Rebellen erblaßten. Bouquoi hatte Mittel gefunden, das Dampierrische Regiment **) unter dem Obersten Saint Hilaire nach Wien zu senden, das durch das Fischerthor eingedrungen, und, ehe die Rebellen dessen sich

*) Der nämliche, der jenes Denkschreiben verfaßt hatte, von welchem S. 81 die Rede war.

**) Dies Regiment, das noch heut zu Tage unter dem Namen Graf Hardegg besteht, erhielt das Privilegium, mit klingendem Spiele durch die Stadt zu ziehen und seinen Werbtisch auf dem Burgplatz aufzuschlagen; welches Recht dasselbe auch noch vor wenigen Jahren ausübte.

versehen hatten, auf dem Burgplatz aufmarschirt war. Der Trompetenschall tönte den Rebellen gleich der Posaune des Weltgerichtes; ihr frecher Uebermuth verschwand; sie flüchteten sich in Eile in das Thurnsche Lager, oder verbargen sich wohin sie konnten. Denn alle zitterten, und fürchteten, der König würde den Rath des Spanischen Bothschafters, Grafen Ognate befolgen und ihnen die Köpfe zu den Füßen legen lassen.

Dies fröhliche Ereigniß verwandelte die Bestürzung der katholischen Bürger in Freude und Muth, der durch neuen Jubel vermehrt ward, als die Nachricht eintraf, Graf Bouquoi, der der Stadt Wien ein Regiment zu Hilfe gesandt, habe den Mannsfeld aufs Haupt geschlagen, und ziehe nun geraden Weges nach Prag. — Thurn, der Wien vergeblich belagert und beschossen hatte, brach nun ebenfalls in grimmigem Zorne auf, schalt auf die österreichischen protestantischen Stände, die ihn nach Wien berufen und ihm Hoffnung gegeben, er werde ohne Verlust Eines Mannes einziehen können; da er doch vielmehr das Gegentheil erfahren und manchen tapfern Streiter durch das grobe Geschütz von den Basteien verloren habe. Die Oesterreicher, sprach er, hätten ihn belogen, die Ungarn betrogen. Gleichsam flüchtig, zog er in Eile dem General Bouquoi nach, Prag für die Rebellen zu retten. Ferdinand aber säumte nun nicht länger, da die Wege offen waren, nach Frankfurt zu ziehen, wo die Churfürsten sich zur Kaiserwahl versammelt hatten; und übergab während seiner

Abwesenheit die Regierung der Erblande seinem Bruder, dem Erzherzog Leopold.

Der König fand zu Frankfurt unerwartete Wahlgäste. Böhmische Abgeordnete waren dort erschienen; und zwar boten sie alles Erdenkliche auf, Ferdinands Wahl zu verhindern. Sie hatten dem Churfürsten von Mainz ein langes ausführliches Schreiben überreichen lassen, worin sie sowohl durch die goldene Bulle als durch Beispiele aus vergangenen Zeiten erweisen wollten, Ferdinand sei nicht befähigt, der Churfürstenwahl beizuwohnen, geschweige denn erwählt zu werden; da er nicht wirklicher Churfürst von Böhmen sei; sintemal er niemals in Böhmen regiert, wohl aber das Land mit seiner Armee verheert habe; und auch gegenwärtig nicht im Besitz des Königreiches sei; was geradezu gegen die Ausdrücke der goldenen Bulle streite; so wie kraft dieser nämlichen Bulle den Statthaltern des Königreiches in solchen Fällen das Recht zustehe, die Stelle des Churfürsten von Böhmen zu vertreten. — Der Churfürst von Mainz antwortete hierauf, er wisse was seines Amtes sei. Ferdinand sei von ihnen zum König erwählt, als solcher mit allen gewöhnlichen Ceremonien gekrönt, öffentlich ausgerufen und anerkannt worden; und es könne ihm nicht zum Präjudiz gereichen, daß sie ihn nun an dem wirklichen Besitz des Landes verhinderten. — Ein ähnliches Schreiben hatten die Directoren an den Churfürsten von Sachsen übersendet, der sie an die Berathschlagungen des gesammten Churfürsten-Collegiums verwies. Dieser

Antwort zu Folge waren die Abgeordneten nach Frankfurt auf den Wahltag gekommen, wo ihnen aber als erste Demüthigung widerfuhr, daß ihnen die Audienz versagt, und ihnen verboten wurde, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen. So groß war, trotz aller schwierigen Zeitverhältnisse, die Hochachtung der Churfürsten gegen Ferdinand, daß auf diese Protestation (außer von Seiten Churpfalz) durchaus keine Rücksicht genommen, und er ungeachtet aller Gegenbemühungen seiner thätigen Feinde, (am 28. August 1619) durch entschiedene Mehrheit der Stimmen zum Kaiser erwählt ward.

Es waren aber diese Bemühungen der Feinde Ferdinands, und in ihm der katholischen Sache, von nicht geringer Bedeutung; denn im Einverständniß mit den Böhmen und mit ihnen vereint, hielten der Churfürst-Pfalzgraf, der Markgraf von Anspach, der Herzog von Anhalt und andere protestantische Fürsten Rath, wie man nicht nur das römische Reich vom Hause Oesterreich losreißen, sondern dasselbe auch um seine erblichen Königreiche und Länder bringen könne. In dieser Absicht reiste im Namen der Uebrigen der Herzog von Anhalt nach Savoyen und trug dem Herzog Carl Emmanuel die Krone Böhmen und das römische Reich unter der Bedingniß an, daß er dem Pfalzgrafen Friederich das Elsaß erobern helfen und ihn zu seinem Nachfolger in den Königreichen Ungarn und Böhmen ernennen sollte *). Das

*) Bei dieser Conferenz wurde unter andern Dingen auch

churbrandenburgische und churpfälzische Votum sei ihm, sprach er, gewiß; die geistlichen Churfürsten aber, (deren Länder sie schon unter sich getheilt hatten,) würden sie mit Gewalt zwingen, für ihn zu stimmen. Es kamen auch die Sachen wirklich so weit, daß Savoyen jährlich achthalb Tonnen Goldes zum Kriege gegen Oesterreich bewilligte, und es über sich nahm, auf drei Jahre eben so viel von Venedig zu erhalten; dann den König Ferdinand in Friaul mit Kriegesmacht anzugreifen, Triest, Görz, Gradisca und die Uferländer zu erobern; Frankreich dahin zu stimmen, daß es der Kaiserwahl sich widersetze; und, — um auch Spanien um so wirksamer mit Krieg zu überziehen, die Generalstaaten dahin zu vermögen, den Waffenstillstand zu brechen; und endlich den König Ferdinand durch die Türken und auf alle Art und Weise zu bekriegen.

Während dieser Verhandlungen feierten auch die Stände in Böhmen selbst nicht; die Defensoren beriefen zu ihrem Defensionswesen eine große landtäg-

---

der Plan entworfen, Genua zu erobern, und mit dem Reichthum desselben, den man auf 32 Millionen schätzte, ihre Absichten auszuführen. Der Wahnsinn der Conferenten ging so weit, daß sie hinsichtlich der Kaiserkrone sprachen, es sei besser, den Türken, ja den Teufel selbst, als Ferdinand zu derselben zu befördern. Also lauten die Worte des Protokolls: „Qu'il seroit mieux de prendre plustost un Turc, avoire un diable à la succession de l'Empire que de la laisser venir à Ferdinand."

liche Versammlung zusammen; auf welcher sie die katholische Religion zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, doch factisch aus dem Lande schafften; da sie den Katholiken so erniedrigende und bedrückende Bedingnisse setzten, daß kein ehrliebender Mensch solchen sich unterwerfen konnte; dem König beinahe alle Macht benahmen und ihn von ihren Launen abhängig machten; wollte er aber denselben sich nicht fügen, von ihren Pflichten gegen ihn sich lossagten. Allen einzelnen Bezirken schrieben sie die Mannschaft vor, die sie zu Roß und zu Fuße zur allgemeinen Defension zu stellen hätten; nahmen auch die öffentlichen Einkünfte zu ihren Defensionen in Beschlag, und beschlossen, in den Prager Städten keine königlichen Hauptleute mehr zu dulden.

Endlich setzten sie auf dieser National-Versammlung den König Ferdinand von seiner königlichen Würde ab, weil er feindliches Kriegesvolk in das Land geführt, die solche Grausamkeiten verübt hätten, daß sie nicht einmal des Kindes im Mutterleibe verschonten; (!) — heimlich ohne Wissen und Willen der Stände, Verträge zum gänzlichen Untergang und Verderben des Königreiches aufgerichtet; (!!) — den Eid nicht gehalten, den er dem Lande geleistet habe; (!!!) und setzten endlich »aus sonderbarer Eingebung Gottes des Allmächtigen, auch durch seinen gnädigen Rath und Willen, den Pfalzgrafen und Churfürsten Friederich V., einen gottesfürchtigen Herrn, der Gott, die Seligkeit, Gerechtigkeit und den gemeinen Nutzen lieb

hat; auch mit Verstand, Weisheit, Fürsichtigkeit und mit vielen andern hocherlauchten Gaben und Tugenden von Gott geziert, dazu eines hocherhabenen Stammes, deßgleichen mit vielen hochansehnlichen Königen und Potentaten nahe befreundet ist, und mit denselben in guter Correspondenz steht, zu einem böhmischen König ein,« worauf sie noch verschiedene andere Anordnungen für die Regierung des Landes verfaßten.

Diese »aus sonderbarer Eingebung Gottes auch durch seinen Rath und Willen« getroffene Wahl wollte indessen Vielen nicht gefallen; nicht weil sie mit der Entthronung ihres rechtmäßigen Königs und Herrn nicht wären einverstanden gewesen; sondern weil sie die calvinische Secte, zu welcher der Pfalzgraf sich bekannte, nicht weniger als den Katholicismus selbst haßten, und die allmälige Einführung und Ueberhandnahme desselben im Königreiche fürchteten. Um daher ihre eigene Sache nicht zu verderben, schlugen die Directoren, wiewohl sie fest entschlossen waren, von dem Pfalzgrafen nicht abzugehen, der Versammlung zum Scheine noch drei andere Candidaten fürstlichen Standes und anderer Religion zur Wahl vor; nämlich den Herzog von Savoyen, den König von Dänemark, und den Churfürsten Johann Georg von Sachsen.

Gegen den Ersten jedoch erhoben sich alsbald große Bedenklichkeiten; denn 1), sagten sie, werde ein König, der eine fremde Sprache rede, immer als ein Ausländer betrachtet. 2) Wäre er, — und dies

war bedenklicher als alles Andere, päpstischer Religion, und sein Sohn Cardinal; weßwegen sehr zu besorgen stand, daß er die Reformation im Königreich Böhmen nicht zulassen würde. Zwar hatte Mannsfeld Hoffnung gegeben, er werde die utraquistische Religion annehmen; doch wollte Vielen die Wahrscheinlichkeit dessen nicht einleuchten. 3) Wußte man, daß der Herzog mit Genf oftmals Verträge errichtet, aber keinen einzigen derselben gehalten habe. 4) Fürchtete man, daß er, wenn er einmal König wäre und die Macht in Händen hätte, mit den Erzherzogen sich leicht ins Einvernehmen setzen, und gegen Ersatz von Seite Spaniens, zum Nachtheil der evangelischen Religion, Alles wider die Böhmen tentiren könne. 5) Hatte er Kinder; diese aber würde er unfehlbar wollen zur Succession bringen, da er schon bei Jahren wäre; dadurch aber entginge ihnen die freie Wahl; u. s. w.

Annehmbarer war der König von Dänemark, weil er protestantischer Religion war. Indessen fand man dennoch auch gegen ihn einzuwenden: 1) daß er ein Herr sei, der nach einer absoluten Herrschaft strebe; weßhalb er die hohen Privilegien der Böhmen nicht sonderlich achten würde; 2) daß die Stände ihn nicht würden aus Dänemark fortziehen lassen; wie man im Braunschweigischen Kriege gesehen.

Weit mehr Gründe fanden sich für die Exclusive des Churfürsten von Sachsen; nämlich erstens: sagten sie, sei er zu mächtig an Volk, Land, Leuten und Geld; daher würde er suchen Böhmen erb-

lich zu machen, wie alle seine Länder es wären, und könne auch mit seiner Hausmacht Vieles ausrichten. 2) Würde er die böhmischen Freiheiten beschneiden. 3) Je mächtiger er sei, um so leichter könne er die Böhmen unterdrücken. 4) Würden die Böhmen, wofern er ihnen aus ihren Schulden helfe, ihre Landgüter und ihr Eigenthum ihm verschreiben müssen, wodurch er einen guten Theil des Landes an sich brächte; da die verderbten Güter ihm wohlfeil genug in die Hände kämen, und er wegen der Succession seiner Kinder auf nichts verzichten würde. 5) Auch habe er sich um Böhmen nicht verdient gemacht; ihnen mehr geschadet als genützt; und er allein wäre Schuld, daß Budweis nicht in ihre Gewalt gekommen, und von dem Grafen Bouquoi so viele Ungelegenheiten leiden müsse. 6) Würde er an der österreichischen Regierung wenig genug reformiren. 7) Würde er in die Abschaffung der Klöster nicht willigen; sondern die Restitution der verpfändeten Güter für billig halten. 8) Wäre er zu heftig gegen die Reformirten, weßhalb die im Lande würden Verfolgung auszustehen haben. 9) Würde er die Böhmen durch den Adel regieren, und endlich sich eher zu den Päpstischen schlagen; und schwere Bedingnisse zum Frieden setzen. — Das Ende aller dieser Verhandlungen war also mit Ausnahme von sechs Stimmen die förmliche Ernennung des Pfalzgrafen Friederich zum König von Böhmen, dem sie auch solche ungesäumt notifizirten.

Die Churfürsten aber schrieben ihm wohlmeinend zu, warnten ihn und mahnten ihn dringend ab, den

Antrag der böhmischen Rebellen anzunehmen, die den Kaiser Ferdinand, ihren rechtmäßigen, gesalbten und gekrönten König aus allerlei nichtigen und ungerechten Vorwänden des Königreiches verlustig erklärt hätten; — stellten ihm alles Unheil vor, das er sowohl über sein eigenes Haupt, als über Böhmen selbst und das ganze deutsche Reich bringen würde, wofern er solchen Frevel beginge; da diese Krone nicht erledigt sei, und der Kaiser nichts außer Acht gelassen habe, die Rebellion zu dämpfen; auch überdies mächtig genug sei, dies empörte Reich wieder unter seine Gewalt zu bringen.

Friederich war vernünftig genug, das Wahre einzusehen, das in dieser wohl erörterten Vorstellung lag; erkannte auch wohl selbst, daß er nicht mächtig genug sei, diese Krone gegen den Kaiser zu behaupten, und schwankte längere Zeit unentschlossen. Doch wie einst Adam, ob er auch wohl einsah, daß er durch den Apfel, den Eva ihm zeigte, den Göttern nicht gleich werden, sondern vielmehr die Strafe des Ungehorsams sich zuziehen würde, ihr dennoch nachgab, also gab auch der Pfalzgraf trotz seiner bessern Einsicht, den schmeichelnden Bitten seiner Gemahlin, (einer Tochter Jacobs I., Königs von England,) nach, die auf den Reichsapfel von Böhmen wies, und mit den Worten ihn bestürmte: »Wie, du konntest dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man dir freiwillig entgegen bringt? Lieber will ich Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an dei-

nem churfürstlichen Tische schwelgen!« — Diese Rede entschied. Der Pfalzgraf brach gegen Ende October 1619 mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und seinem ganzen Hofstaat von Amberg auf *); die Böhmen aber zogen ihm (bis Waldsachsen) an die Gränzen des Reiches entgegen; und Graf Johann Andreas Schlick empfing ihn mit einer Rede, worin er alle vorgeblichen Ursachen anführte, warum sie den Kaiser Ferdinand nicht zum Besitz des Königreiches zulassen könnten; und einen andern gottesfürchtigen und billigen Fürsten erwählt hätten; und es daher als eine besondere Fügung Gottes betrachteten, daß Seine Churfürstlichen Gnaden diese göttliche Vocation anerkannt hätten. Es möchten daher Seine Churfürstlichen Gnaden zur Annehmung des Königreiches und zur Krönung und andern Ceremonien mit ihnen, den Deputirten, nach Prag reisen; vorher aber geruhen, den gewöhnlichen Revers einzuhändigen.

Der Pfalzgraf empfing die Gesandten mit entblößtem Haupte, den Hut in der Hand. Auf ihre

*) Friedrich soll das Wahldekret der Böhmen mit weinenden Augen und im Vorgefühl seines Schicksals unterschrieben haben. Außer seiner stolzen Gemahlin vermochte ihn vorzüglich sein fanatischer Hofprediger, der calvinische Superintendent Scultetus zu diesem Schritte; wie ernstlich und dringend auch sein Schwiegervater, der König Jacob I., seine Mutter, die verwittwete Churfürstin Louise Juliane, der Dresdner Hof, und sein Stammvetter der Herzog Maximilian von Bayern ihm abriethen.

Rede erwiederte er, »er erkenne mit Gnaden und Wohlgefallen der Gesandten große Liebe, und das Vertrauen, das sie zu ihm gefaßt hätten; und er wolle sich befleißen, solches mit gleicher Liebe und Affection zu erwiedern. Er habe zwar hochwichtige Bedenken gehabt, in ihr Anbringen zu willigen; weil jedoch seine Räthe dies Alles wohl in Betrachtung gezogen, und die einhellige Wahl der Stände Böhmens auf ihn gefallen sei, so könne er die wunderbare Schickung und Vocation Gottes nicht verkennen. Darum auch wolle er sich nicht widersetzen; sondern sich vielmehr dazu bequemen, und den Allerhöchsten bitten, Er wolle dies ganze Werk zu seiner Glorie und Herrlichkeit leiten. Im Übrigen verspreche er als ein deutscher Fürst, die Privilegien und Freiheiten der böhmischen, und derselben incorporirten Länder zu schützen und fest zu halten, und das Königreich mit Gottes Hilfe also zu guberniren, daß Niemand billige Ursache haben werde, über ihn zu klagen; und sei der Hoffnung, Alles friedlich und zu gutem Stande zu wenden.«

Nach dieser Rede küßten die Stände dem neuen Könige die Hand und begaben sich dann zur Pfalzgräfin, die sie in französischer Sprache anredeten, und ihr unterthänigst dankten, daß sie durch ihre Intercession ihren durchlauchtigsten Gemahl dahin bewogen, daß er dies arme und bedrängte Königreich über sich genommen, dasselbe wieder in erwünschten Stand zu bringen; und sie bäten die göttliche Allmacht, Ihrer Majestät viel Glück und Heil zu

dieser angetretenen Regierung zu verleihen, in deren Schutz die gehorsamsten Stände sich unterthänigst empfählen. — Die Pfalzgräfin, die sich mit süßem Wohlgefallen zum ersten Mal als Majestät begrüßen hörte, antwortete ihnen, was sie gethan, sei Alles zur Erbauung, zur Ehre Gottes und seiner Religion, und aus besonderm Wohlgefallen gegen die Stände geschehen; und sie werde auch in Zukunft keine Gelegenheit vorüberlassen, wo sie ihnen Liebes und Gutes erzeigen könne.

Am 4. November (1619) geschah die Krönung des Pfalzgrafen, nachdem er den Ständen reversirt was immer sie verlangt hatten, auf eine in Böhmen bis dahin noch nie gesehene Weise. Als nämlich die Stände ihn in die Kirche geführt, harrete seiner dort der calvinische Superintendent mit einigen Prädikanten, die ihn in die St. Wenzeslai-Capelle geleiteten, wo sie ihm die königlichen Gewande anlegten, die Krone aufsetzten, die Reichsinsignien in die Hände gaben und dabei alle Ceremonien und Gebete in lateinischer Sprache nach dem römischen Krönungsritual abhielten; nur daß statt des Hochamtes, Predigten mit Gebeten und Liedern abwechselten. Eben so ward wenige Tage hernach die Pfalzgräfin gekrönt und gesalbt.

Nun wurden die Kirchen der Jesuiten den calvinischen Predigern eingeräumt; in der Hofkirche ward deutsch, in der St. Wenzeslai-Capelle französisch gepredigt. Und da der calvinische Hof die Kirche auf Art und Weise ihrer Confession einrichten

wollte, brachen sie alle Altäre, Cruzifixe und Bilder ab, schlugen mit Äxten und Beilen drein; und als in einer Kirche die Arbeiter ein großes Cruzifix langsam herablassen wollten, damit es nicht zerbräche, ward ihnen befohlen, solches herunter zu werfen, was unter furchtbarem Krachen geschah; worauf Einer der Stände, Michael Berbisdorf, dasselbe mit dem Fuße stoßend, sprach: »Da liege und hilf dir selbst!« — Mit den schönen Standbildern der seligsten Jungfrau trieben sie vielen Spott und gottlosen Hohn; schlugen auch die Cruzifixe von allen Epitaphien ab, und kaum gelang es Herrn Wilhelm Poppel von Lobkowitz, das überaus kunstreiche Cruzifix für sich zu erbitten, das Kaiser Rudolph um theures Geld hatte bringen lassen, und das bei dem königlichen Grabmahle stand. Die Reliquien der Heiligen traten sie mit Füßen; und die Diener der Prädikanten trugen ganze Körbe voll derselben zusammen, solche mit allen kunstreichen und kostbaren Behältnissen zu verbrennen. Das Holz von den Altären, Standbildern und Cruzifixen gebrauchten sie zum Einheitzen und Kochen; und machten sich ein großes Gewissen daraus, den Katholiken, selbst um bares Geld Einiges davon zu überlassen, weil sie fürchteten, der Sünde und Abgötterei schuldig zu werden.

Am heiligen Weihnachtsabend ward im Presbyterium der Hofkirche ein Tisch mit zwölf Stühlen zum calvinischen Abendmahl aufgestellt, und ein Credenztisch beigesetzt. Am hohen Christfeste selbst brachte der Pfalzgraf sich einen Kuchen mit, den Übrigen

aber wurden Schnitten auf Schalen gereicht, von welchen dann jeder Einzelne einen nahm, denselben aß, und dieß Abendmahl mit einem Trunk Weines beschloß. Es fanden sich bei dieser Feier eine große Anzahl Katholiken sowohl als Utraquisten als Zuschauer ein, und alle entsetzten sich darüber, und ließen es sich höchlich gereuen, daß sie einen solchen König zu ihrem Oberhaupt erwählt hätten. Dazu kam denn auch noch, daß die lutherischen Prediger heftig wider die Bilderstürmerei predigten; wodurch eine solche Verwirrung entstand, daß das Volk anfing, mißmuthig und schwierig zu werden, und des Königs eigene Leute sich ängstigten und sagten, sie seien in ein Land geführt worden, wo sie ihres Lebens nicht sicher wären.

Nichts desto minder ließ nach einigen Tagen der Pfalzgraf dem Rath der Altstadt bedeuten, sie sollten das große Cruzifix auf der Brücke abschaffen. Diese aber ließen ihm unterthänigst erwiedern, es stehe dies nicht in ihrer Macht; die gesammte Bürgerschaft habe dasselbe dahin setzen lassen; und ohne ihre Beistimmung könnten sie es auch nicht hinweg nehmen. Sollten aber Seine königliche Majestät solches aus eigener Anordnung hinweg thun lassen, und es entstände durch das gemeine Volk eine Ungelegenheit daraus, so wollten sie dessen keine Verantwortung haben; könnten auch nicht gut dafür stehen. Da nun das Gerücht von dieser Hinwegnahme unter die Leute kam, ward der Wache auf der Brücke befohlen, sorgfältig Acht zu haben, und den Ersten, der sich

vermessen würde, das Bild des gekreuzigten Heilandes anzutasten, wer immer er seyn möchte, und ob er auch ein noch so großer Herr wäre, ohne weitere Umstände über die Brücke in die Moldau zu werfen. — Graf Mathias Thurn selbst, der eifrigste Freund und Protector des gekrönten Pfalzgrafen, verwies es ihm, daß er die Bilder und Altäre aus den Hauptkirchen des Königreiches habe hinauswerfen lassen; und sagte ihm, daß ein solches Unternehmen gefährlich sei, und Tumult und Aufruhr in der Stadt erwecken könne; so daß Seine Majestät dann selbst nicht mehr in ihrem Schlosse sicher wären; denn dies ließe sich hier nicht eben so leicht abthun als in der Pfalz.

Kaiser Ferdinand II., der wichtiger Angelegenheiten wegen, noch in Deutschland sich aufhielt, hatte diesen rebellischen Unfug und die Vermessenheit des eingedrungenen Nebenkönigs aufs genaueste erfahren, und darüber einen ausführlichen Bericht und eine feierliche Cassation in den Druck gegeben, die Viele der Rebellen zur Besinnung brachte. Dazu auch waren die Großen unzufrieden, die Anfangs reiche Schätze aus Brittanien, neue Statthalterschaften und andere glänzende Stellen in den österreichischen Landen sich versprochen hatten; wozu aber die Hoffnung täglich mehr verschwand. Die Besonnensten sahen es jetzt schon ein, daß der gegenwärtige Stand der Dinge nicht in die Länge dauern, und daß es dann den Ständen, zumal den Directoren, den eigentlichen Stiftern und Beförderern der Unruhen,

übel ergehen werde. Gleichwohl schien dieser Augenblick noch fern; denn ein neues Ungewitter schien sich zusammen zu ziehen, und den Kaiser mächtig zu bedrohen. Bethlen Gabor, der, nach dem Morde Bathori's, von dem Großsultan zum Fürsten von Siebenbürgen, und bald darauf zum designirten König von Ungarn ernannt ward *), hatte, trotz der Freund-

*) Eine köstliche Probe des Türkischen Hofkanzleistyles damaliger Zeit ist folgendes Patent Solimans, kraft dessen er den Bethlen Gabor zum König von Ungarn ernannte.

„Ich, Sultan Soliman, von Gottes Gnaden unüberwindlicher Türkischer Kaiser, schwöre bei des höchsten Gottes Allmächtigkeit und des allmächtigen Gottes Heiligkeit, Durchlauchtigkeit und auf sein Reich, bei des Himmels Kräften, der Sonne, dem Mond, den Sternen, bei der Erde und der Erde Schatten, auf meiner Mutter Kopf, auf mein Brot, Waffen, Leib und Seele, auf den heiligen, großen Mahomet und W'iz W'm, W'iz W'rr, und Wizzemirre und aller Wizurmanen Beschneidung und Seligkeit, daß ich dich, meinen Bruder und Sohn, nämlich Bethlen Gabor, nächstkünftigen König von Ungarn, in keiner wichtigen Sache verlassen will, und wenn auch darüber alle meine Reiche und meine große Macht sollten niedergetreten und zu nichte werden. Und wenn ich auch nur allein mit Einem Türken, oder mit zwei, drei oder vier Personen übrig bleibe, so soll und will ich auch mit denselben verpflichtet und verbunden seyn, dich zu beschützen, und bereit seyn, Denjenigen zu helfen, die dich ersuchen und dir angehören; da du mit mir schalten kannst wie du willst, und ich dir auch in

schaft, die er gegen Ferdinand heuchelte, einen festen Bund mit den Ungarn gegen Österreich geschlossen, ein großes Heer von 60,000 Mann auf die Beine gebracht und überdies eine bedeutende Anzahl rebellischer Ungarn an sich gezogen, mit welchen er in Eile nach Oberungarn aufbrach und täglich näher gegen Wien heranrückte. Die Hauptstadt selbst zitterte. Erzherzog Leopold, dem der Kaiser die Obhut derselben während seiner Abwesenheit anvertraut hatte, wußte sich keinen Rath, und beging den großen Fehler, den Grafen Bouquoi mit seiner Armee aus Böhmen zu berufen; wodurch die Böhmen nicht nur die, von diesem tapfern Feldherrn eingenommenen Orte leichtlich wieder gewannen; sondern auch Thurn, der ihm auf dem Fuße nachfolgte, mit Bethlens Armee sich vereinigen und Bouquoi zwischen zwei Feuer bringen konnte. Als der Kaiser von Frankfurt zurück kehrte, fand er Wien von mehr als 80,000 Feinden belagert, die bereits alle Umgegenden furchtbar verwüstet hat-

---

Allem willfahren will. Und im Fall ich diesem meinem Gelübde kein Genüge leiste, so soll alsdann des höchsten Gottes Zorn und des gerechten Gottes Gerechtigkeit über meinen Kopf kommen und mich gänzlich verderben; und was meinen Leib betrifft, wolle der allerhöchste Gott solchen in einen Steinfelsen verwandeln, und die Kräfte der Erde mich nicht dulden auf ihr zu gehen; sondern es soll die Erde sich von einander theilen und mich mit Leib und Seele verschlingen.«
»Gegeben in unsrer kaiserlichen Stadt Constantinopel am 3. November 1619.«

ten. Bouquoi und Dampierre litten in den Gefechten mit einem so sehr überlegenen Feinde beständigen Verlust; hatten Mangel an Lebensmitteln; und da die protestantischen Stände überall die mächtigsten, und weit entfernt waren, dem Kaiser beizustehen, auch von keiner andern Seite Hilfe erscheinen wollte, und den Feind nichts verhindern konnte, der ganzen Monarchie sich zu bemächtigen, schien Alles unwiederbringlich verloren.

Ferdinand, der sich nie stärker fühlte, als wenn alle menschliche Hilfe ihn verlassen hatte, nahm seine Zuflucht wie gewöhnlich zum Gebet, und empfahl seine Sache dem allmächtigen Herrn der Heerscharen; mit dem festen Vertrauen, daß Gott ihn nicht verlassen würde. Es gibt gewiß keinen denkenden Menschen, der, wenn anders er einzelne Hauptepochen seines Lebens überdenkt, wo er in schwerster Bedrängniß sich befand, weder Ausgang noch Rettung aus labyrinthischen Verhältnissen sah, und schon den unvermeidlichsten Untergang erwartete, nicht bekennen müßte, daß er plötzlich auf wunderbare Weise, durch eine unbegreifliche Verkettung günstiger, zusammentreffender und unerwarteter Verhältnisse errettet ward. Eine solche Hilfe dem Zufall beimessen ist barer Undank gegen Gottes allwaltende Vorsehung. Ferdinand erlebte derlei Wunder der Vorsehung in vielen Umständen seines Lebens, und erkannte dankbar die unsichtbare Hand, die solche für ihn wirkte; und diese Erfahrung erhob ihn über allen Kleinmuth. Auch nun, wo Alles gänzlich verloren schien, und man mit je-

der Stunde den Hauptschlag erwartete, ward urplötzlich Licht in der Nacht.

Ehe ein Mensch dessen sich versah, war Bethlen Gabor verschwunden. Hommonay, der königliche Juder curiä, der schon früher mit Bethlen sich versucht hatte, aber von ihm zurückgedrängt wurde, hatte indessen mit 8000 tapfern Pohlen einen Einfall in Ungarn gethan, Bethlen Gabor's Statthalter, Georg Rakoczy bei Kaschau ereilt, auf das Haupt geschlagen; und, nachdem 10,000 getreue Ungarn unter Roguli und Grafen Altheim mit ihm sich vereint hatten, den Feinden eine solche Niederlage beigebracht, daß Gabor in Eile aufbrach; und, sein Ansehen bei der Pforte zu retten, einen Brief voll derber Lügen an den Sultan über die Siege schrieb, die er über Ferdinand erfochten, dem ein einziges Treffen 30,000 Mann gekostet hätte. — Thurn, der eine zahlreiche Mannschaft durch Krankheiten und Hunger verloren hatte, und allein mit dem tapfern Bouquoi sich nicht messen konnte; noch auch Lust fühlte, die Ankunft der Armee abzuwarten, die aus Deutschland im Anzug war, machte sich nach Bethlens Abzug ebenfalls auf, und zog nach Böhmen zurück; auf welche Weise Wien auf einmal aller Gefahr entrissen war.

Nach dieser, ans Wunderbare gränzenden Befreiung Wiens, gedachte der Kaiser die Erbhuldigung in beiden Provinzen vorzunehmen. Doch es schien als sollte das Leben dieses edeln Monarchen nur eine Kette von Widerwärtigkeiten seyn. Kein Monarch war friedfertiger als er; und keiner hatte

mehr Unruhen und Kriege zu bestehen. Nie fehlte es ihm an schweren Prüfungen; aber auch nie verließ ihn der Herr; und wenn seine Feinde glaubten, nun sei sein Untergang gewiß, ging er glorreich aus dem Kampfe hervor. — Schon hatte Ferdinand die österreichischen Stände zum zweiten Male zur Huldigung auffordern lassen. Die katholischen zwar fanden sich willig; aber die protestantischen waren durchaus nicht dazu zu bewegen; schrieben dem Landesfürsten allerlei schmähliche Bedingnisse vor, warben Truppen und bewaffneten ihre Bauern, ihre Widersetzlichkeit zu behaupten. Immer forderten sie neuen Aufschub, und brachten neue Beschwerden und neue Forderungen vor. Endlich setzte der Kaiser einen letzten Termin für den ersten Juni (1620) fest; und erklärte Diejenigen, die nicht erscheinen würden, des Hochverrathes schuldig. Nach vielfältigen Protestationen, Rescripten und Drohungen leisteten endlich die niederösterreichischen Stände den 13. Juni die Erbhuldigung; die Obderennsischen aber blieben starrsinnig, bis endlich bayerische Truppen in das Land kamen, ihren Starrsinn brachen, und ihrer Verfassung ein Ende machten.

Ferdinand war nämlich nach seiner Krönung zu Frankfurt über München gereist, wo der Herzog Maximilian, sein Jugendfreund, ihn mit königlicher Pracht und großer Freude empfangen, und ihm glänzende Feste gegeben hatte. Auch war er willig und bereit, dem Kaiser in so dringenden Verlegenheiten mit allem nur möglichen Beistand an die Hand zu

gehen. Da indessen die Unkosten zur Bestreitung eines Kriegesheeres und andere Hilfsgelder, deren der Kaiser zur Stillung der Unruhen und zur Führung seiner Kriege bedurfte, sich auf dreizehn Millionen Gulden beliefen, verpfändete er dem Herzog indessen das Land ob der Enns, das Maximilian bis zur Rückzahlung dieser Summen mit seinen Truppen besetzt hielt. Es hatten aber auch die katholischen Churfürsten den Kaiser ihrer Hilfe versichert, und nicht minder hatte Khevenhiller durch treffliche Vorstellungen und rastlose Bemühungen die unzähligen Bedenklichkeiten des spanischen Hofes überwunden, der seit Jahren sich kaltsinnig gegen die österreichische Linie bewiesen hatte. Und da dieser Minister dem spanischen Kabinet die verderblichen Folgen ihres Zauderns und ihrer theilnahmlosen Gleichgültigkeit gegen diesen Stand der Dinge in Europa anschaulich zeigte, wurden endlich bedeutende Hilfsgelder bewilligt, und die Vicekönige erhielten Befehl sich zu rüsten, und dem Winterkönig (wie die Geschichte den Pfalzgrafen Friederich nennt,) von den Niederlanden aus in die Rheinpfalz zu fallen.

Alles war auf einen weit aussehenden Krieg gefaßt. Der Kaiser und Bayern warben Truppen; die protestantischen unirten Fürsten versammelten sich zu Ulm, hielten Rath und warben deßgleichen. Anspach und Baden sollten in diesem Unionskriege die wichtigste Rolle übernehmen. Der Winterkönig hatte alsbald nach seiner Krönung den Grafen Solms zu dem Churfürsten von Sachsen nach Dresden ge-

sandt, daselbst um Kriegesvolk sich zu bewerben. Dieser aber ward dort mit Verachtung empfangen und verspottet. Der Churfürst ließ ihn einen Spruch lesen, den er über seine Tafel hatte setzen lassen, des Inhaltes: »Ich fürchte Gott, liebe die Gerechtigkeit, und ehre meinen Kaiser.« — Sei es, daß es den Churfürsten verdrossen hatte, daß die Böhmen nicht ihn, sondern Friederich von der Pfalz zum König erwählt hatten; sei es aus Haß gegen die schlaue Feinheit des Calvinismus, den er mit den meisten Protestanten theilte; sei es endlich aus wirklicher Anhänglichkeit an den Kaiser und aus Liebe zum Frieden, genug der Churfürst trat, zum Erstaunen aller unirten protestantischen Fürsten, der katholischen Ligue bei, die, zu Mühlhausen versammelt, nichts außer Acht ließ, den allgemeinen Frieden zu fördern. Die dort versammelten Chur- und Reichsfürsten erließen Schreiben an die böhmischen Stände, an die Unionsfürsten, an die Reichsritterschaft und Reichsstände, um sie zu ermahnen, dem böhmischen Rebellionswesen nicht beizutreten; ja sie schrieben auch an den Pfalzgrafen selbst; und ermahnten nicht minder die Stände in Ungarn, Schlesien, Mähren, in der Lausitz und in Ober- und Niederösterreich zum Gehorsam gegen den Kaiser; den, wie sie versicherten, sie nicht hilflos lassen, sondern ihrer Pflicht gemäß, nach ihren Kräften unterstützen würden. Der Kaiser selbst erließ einige Monitorial-Schreiben an die protestantischen Reichsfürsten und Reichsstädte. Die Antworten aber, die sowohl an ihn als an die

Churfürsten einliefen, gaben in allgemeinen und ehrerbietigen Ausdrücken zu verstehen, daß die Fürsten, Städte und Stände zwar den Frieden wünschten; doch auch Alles thun würden, ihre Religion zu vertheidigen, (die doch wahrlich der Kaiser nicht anfocht.) Der Pfalzgraf nahm es den Churfürsten sehr übel, daß sie ihm den königlichen Titel versagt hätten, da doch verschiedene Potentaten, Könige und Stände, sowohl im deutschen Reiche als außerhalb desselben, ihm solchen gegeben; — und ersuchte sie, ihm nicht feindselig zu begegnen; da er sich und sein Königreich sonst wohl wissen würde zu vertheidigen.

Während diese Schriften hin und wieder gewechselt wurden, begab sich das Kriegsvolk, das der Kaiser und der Herzog von Bayern in den Niederlanden geworben, auf den Marsch; auch Spinola und Corduba waren mit einem spanischen Heer von 24000 Mann im Anzuge, die Pfalz zu besetzen; Baden aber fiel in die österreichischen Vorlande feindlich ein, den Durchzug dieser Truppen zu verhindern. Die Unirten versammelten ihre Truppen in der Gegend von Ulm; während die Streitkräfte der Ligue zwischen Lauingen und Günzburg an der Donau sich zusammen zogen; als plötzlich zu nicht geringer Verwunderung sowohl der Katholiken als der Protestanten, besonders aber der Böhmen, der Friede geschlossen wurde. Diese letztern hatten ihre ganze Hoffnung auf den Beistand der Union gesetzt; und vernahmen nun mit Entsetzen, daß sie, die nicht ohne Grund besorgte, ihre Truppen würden zwischen zwei Feuer ge-

rathen und von der, aus den Niederlanden heranzie- henden Armee und den Bayern aufgerieben werden, Frankreichs Vermittlung angenommen hatte; das, selbst mit den Reformirten in schwerem Kampfe, die- sem Kriege höchst ungern zusah; der, gewann die Li- gue den Sieg, zur Befestigung der österreichischen Macht gereichte; — siegten aber die Protestanten, von verderblichstem Einfluß auf ihr eigenes Reich seyn konnte, weil es ihnen dann ein Leichtes war, ihren einverstandenen Brüdern in Frankreich die Hände zu bieten. Wie richtig sie den Stand der Din- ge zu beurtheilen wußten, erhellt aus einer Schrift, die dazumal (1619) zu Paris im Druck erschien: Ad- vis sur les causes des Mouvements de l' Europe Envoyé aux Rois et Princes pour la conservation de leurs Royaumes et Principautés. Faict par Messire Alerimand Conrad Baron de Friedem- bourg. Es sandte also Ludwig XIII. den Herzog von Angoulème und die Herren von Bethunes und von Aubespine nach Deutschland, mit den Herren sowohl der Union als der Ligue sich zu besprechen und den Frieden zu vermitteln, dessen wesentlichster Vergleichungspunct darin bestand, daß die Union jeder Einmischung in die böhmischen Händel sich ent- halten, und die Hilfe, die sie ihrem Haupte, dem Churfürsten Friederich leisten würde, auf die pfälzi- schen Lande desselben sich beschränken sollte. Dies war das Ende der berühmten Union, die dem Kaiser, dem Herzog von Bayern und der ganzen katholischen Ligue mit so großer Prahlerei gedroht hatte. Eilf Jahre

lang hatte sie sich immer geschäftig vorbereitet, um dann nichts zu thun, und am Ende sich lächerlich zu machen.

Nachdem nun die Union diesen erniedrigenden Vergleich hatte unterzeichnen müssen, rückte der Herzog Maximilian von Bayern zum Schrecken der Oberösterreicher in das Land ob der Enns, das ihm war zum Unterpfand gegeben worden; und ließ die Stände zur Interims-Huldigung auffordern. In den strengsten Ausdrücken warf er ihnen ihren Meineid vor, daß sie mit den böhmischen Rebellen vereint, in Nieder-Österreich eingefallen, ihnen mit Geld, Mannschaft und Kriegsbedürfnissen beigestanden, und sich nie hätten zur Erbhuldigung verstehen wollen; es sei denn man habe ihren Hochmuth, ihren Ungehorsam, ihre nie zu duldenden Verschwörungen ihnen gestattet; wodurch sie die Unterthanen zum Abfall von ihrem rechtmäßigen Herrn verleitet, und sich lieber den Türken als der sanften Regierung ihres Landesfürsten hätten unterwerfen wollen.

Ungeachtet dieses strengen Patentes, der Drohungen, und des stattlichen Heeres, durch welches Maximilian dieselben unterstützte, gelang es ihm dennoch nicht so leicht, die Stände zur Huldigung zu bewegen. Seine Truppen hatten einen hartnäckigen Kampf mit den bewaffneten Bauern zu bestehen, von welchen später die Rede seyn wird; und der Herzog sah sich genöthigt, den General, Grafen Tilly, *)

*) Schon der Vater dieses, in der Weltgeschichte so berühmten und von den damaligen Protestanten so un-

mit noch 6000 Mann nachrücken zu lassen. Trotz dieser Übermacht forderten die Stände, bevor sie die Interims-Huldigung leisteten: 1) Die Bestätigung aller ihrer sowohl geistlichen als weltlichen Privilegien; 2) die Fortschaffung des bayrischen Heeres aus dem Lande, und die Befreiung von aller Besatzung sowohl für die Stadt Linz als für die andern Orte; 3) einen General-Pardon für alles Vorhergegangene. Endlich beschwerten sie sich wegen Abreissung der Siegel von den, mit den Böhmen getroffenen Bündnissen, weil dies — ihrer Meinung nach, — ihrer Ehre und ihrem Gewissen nachtheilig sei; da sie dadurch meineidig würden, weil es beschworene Pacte wären.

Aufgefangene Schreiben zeigten zum Theil, woher dieser widersinnige Trotz den Ständen kam. Der gekrönte Pfalzgraf und die böhmischen Directoren hatten nämlich den Oberösterreichern wacker zugesprochen und ihnen baldige Hilfe verheißen; auch gaben sie ihnen ihr Wort, die Dinge also zu richten, und die Bayern bald also zu beschäftigen, daß sie bei Zeiten sollten nach Hause gehen müssen; indes-

gerecht beurtheilten Helden war Kriegsrath Rudolph II. gewesen. Er selbst hatte von Jugend auf im Kriege gedient und als Oberstlieutenant den Sieg bei Canischa miterfochten, von welchem das Schicksal Österreichs abhing. Im Sturm der Hauptstadt Ofen war er verwundet worden. Nach dem Wienerfrieden trat er in die Dienste Bayerns und befehligte späterhin das Heer der katholischen Ligue.

sen aber sollten die österreichischen Stände weder Herz noch Muth sinken lassen; sondern ihre ganze Kraft zusammen nehmen, gegen das bayrische Volk sich zu vertheidigen, bis der verheißene Succurs erfolge.

Maximilian hatte nicht Lust, in einen langen Schriftenwechsel mit den aufrührischen Ständen sich einzulassen; sondern befahl ihnen im Einverständniß mit dem kaiserlichen Gesandten, Carl, Herrn von Harrach, seinen Befehlen in allen Dingen sich zu fügen; und dann ihre Truppen abzudanken, die er selbst in Eid und Pflicht nahm. Hierauf legte er, trotz ihrer Protestationen, Besatzung ein, und dies zwar sowohl zu Linz als in andern Orten, wo er es für nothwendig befand; und schrieb ihnen die Eidesformel vor. Die Abwesenden wurden durch ein Edict aufgefordert, in einem vorgeschriebenen Termin sich zum Gehorsam zu erklären, widrigen Falls gegen sie nach Recht würde verfahren werden. Um eben diese Zeit (den 8. August 1620) erhielt auch der Herzog einen Kurier vom Kaiser Ferdinand, durch den die Nachricht ihm mitgetheilt wurde, der Churfürst von Sachsen habe die Ernennung Seiner Majestät zum Commissarius angenommen, und bereits in dieser Absicht 8000 Mann Fußvolkes und 2500 Reiter werben lassen; denn er gedenke mit einem Heere von 12000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde ins Feld zu ziehen und am 16. August in der Lausitz zu beginnen; damit man, wenn dieselben Lande zum Gehorsam gebracht wären, in Böhmen einrücken und mit gesammter Hand den Feinden Widerstand thun könne.

Dem gekrönten Pfalzgrafen und seinen Getreuen begann bei diesem Stand der Dinge bange zu werden; er bereitete sich auf verzweifelten Widerstand. Vor Allem erließ er ein Patent zu einem allgemeinen Aufgebote; dann ließ er die Juden und Katholiken schätzen, die geistlichen Güter verkaufen, die Gelder der Witwen und Waisen nach Hofe abliefern, und wendete allerlei gewaltsame und grausame Mittel an. Um aber den Segen des Himmels um so wirksamer zu erflehen, ließ er alle Unterthanen des Königreiches zum Gebet, zur Gottesfurcht, und zu einem reinen, guten Leben ermahnen. Zur Fülle der Andacht gab er Befehl in der Bilderstürmerei fleißig fortzufahren und die Kirchen vollends auszuleeren. Und wiewohl die Prediger der Augsburgischen Confession allenthalben wider diese heillose Bilderstürmerei sich erhoben, so lief dennoch das Volk aus Liebhaberei der Neuheit in die calvinischen Predigten, wo der Oberhofprediger Scultetus diese Stürmerei mit solcher Beredsamkeit als ein gutes, gottgefälliges Werk anrühmte, daß er Viele bethörte, und beinahe die Stände beredete, dieselbe im ganzen Königreiche anzuordnen. Am meisten war Friederich wider den Churfürsten von Sachsen entrüstet, der bereits nach der Lausitz gezogen war; und entsetzte ihn, als König von Böhmen, schimpflicher Weise aller böhmischen Lehen; worüber Viele sich verwunderten; da sie erachteten, er sollte in so großer Noth, sich vielmehr bemühen, einen so mächtigen Fürsten durch Ehrenbezeugung zu gewinnen, als ihn so schwer beleidigen.

Es kam aber den Böhmen auch mancherlei Beistand. Bethlen Gabor hatte ihnen unter dem General Bornemissa ein stattliches Corps Reiterei gesandt und noch mehr Hilfe verheißen. Überdies führte ihnen Graf Styrum 500 Mann Fußvolks und 200 Pferde, der Herzog von Sachsen Weimar 2000 Musketiere zu. Nebst diesen stand noch ein bedeutendes Heer in Mähren, das jeden Augenblick bereit war, zu ihnen zu stoßen. Unter den Befehlshabern des gesammten Heeres befanden sich der Fürst von Anhalt, Generalissimus, mit seinem Sohne, die Herzoge von Weimar und von Lauenburg; die Grafen Thurn, Vater und Sohn, Ernst Mannsfeld, zwei Grafen Styrum, ein Graf von der Lippe und viele andern Grafen und Herren aus den ersten Häusern des deutschen Reichsadels. Der Pfalzgraf selbst beschloß, als die Dinge sich immer gefährlicher gestalteten, persönlich ins Feld zu ziehen, und hoffte, es würden auch die Stände sich entschließen, ihm zu folgen; doch bei weitem die meisten entschuldigten sich unter mancherlei Vorwänden. Den Officieren des Landvolkes war bei dem ganzen Handel eben nicht sonderlich wohl zu Muthe; dennoch brüsteten sie sich in unerhörter Prahlerei, nannten den Kaiser und Maximilian mit den schimpflichsten Namen; und meinten, es sei ihnen nur ein Spiel, dies zusammengeraffte Heer von Trunkenbolden in die Pfanne zu hauen.

Es war aber auch die Gegenwart des Pfalzgrafen nicht sonderlich geeignet, ihnen ernsten Muth, noch dem zagenden Adel Ergebenheit und standhafte

Treue einzuflößen. Denn das Heer litt bittere Noth, indeß er selbst in königlichem Pomp aufzog und durch seine Verschwendungen ihrer gleichsam spottete. Und wie auch hätten die Böhmen zu ihrem selbst geschaffenen Könige Liebe gewinnen können, der die Güter und Würden des Landes nicht ihnen, sondern den fremden Pfälzern zuwendete, die er an seinen Hof gezogen hatte!

Während also der Pfalzgraf Vorkehrungen traf, das Lager durch Schanzen befestigen, die Bürger gegen ihren rechtmäßigen Kaiser schwören und die Stadt in Vertheidigungsstand setzen ließ, suchte Herzog Maximilian mit Bouquoi sich zu vereinigen, der noch immer den Bethlen Gabor beobachtete. Dieser hatte sich indessen zum König von Ungarn proclamiren lassen, und rückte eben neuerdings mit 10,000 Mann gegen Preßburg vor, als innerliche Unruhen abermal ihn nöthigten, nach Siebenbürgen, sich zurück zu begeben. Sobald diese Gefahr vorüber war, stieß dieser Feldherr mit dem kaiserlichen Volke zu dem Herzog. Gern zwar hätte er sein ermüdetes Heer in Mähren sich erholen lassen; doch von Maximilians dringenden und triftigen Vorstellungen besiegt, gab er endlich nach, und zog mit ihm gegen Prag vor; auf welchem Zuge beide Heere noch einiger von den böhmischen Rebellen besetzten Städte sich bemächtigten, und die Rebellen in einzelnen Scharmützeln schlugen. Weise hatte Maximilian dem Grafen Bouquoi bemerkt, daß wenn einmal die Hauptstadt und der eigentliche Herd des Krieges erobert

sei, alles Übrige sich von selbst gebe. Durch den Marsch nach Prag werde man die Feinde am sichersten zu einer Hauptschlacht zwingen; da sie es sich zum Schimpf und zur Schande rechnen müßten, wenn sie nicht das Äußerste gethan hätten, die Hauptstadt zu vertheidigen. Nichts auch wäre gefährlicher, als den Krieg in die Länge zu spielen und den Böhmen Zeit zu lassen, den Winter hindurch neue Kräfte zu sammeln.

Die Folge zeigte, wie richtig der Herzog gesehen und wie wahr er gesprochen hatte. Bevor es aber zu einem entscheidenden Treffen kam, wollte der Pfalzgraf, dessen Krone immer mehr auf seinem Haupte schwankte, noch einen Versuch wagen, ob er nicht durch Güte erlangen könne, was er durch die Waffen kaum zu erlangen hoffte. Er begehrte also durch einen Trompeter die Erlaubniß, einen Gesandten an Maximilian abzuordnen; und als dies ihm gestattet wurde, schrieb er an den Herzog einen freundschaftlichen Brief, worin er sich beklagte, daß seine eigenen Verwandten, deren Erhöhung er doch immer, und zwar mit eigenem Schaden gesucht, als öffentliche Feinde in sein Königreich einfielen; und bat um eine mündliche Unterredung mit ihm, in welcher man sich vielleicht vergleichen und Mittel finden könne, die Sachen auf bessere Wege zu bringen. Endlich ersuchte er um die Erklärung der Parenthese in dem Edict wider ihn und die Stände, worin gesagt werde, daß Jene, die sich gutwillig ergeben, in Seiner Kaiserlichen Majestät Gnade

aufgenommen, die Übrigen aber nach Kriegesgebrauch mit Schärfe behandelt werden würden; (mit Seiner, des Pfalzgrafen Liebden aber habe es eine andere Bewandtniß.) — Der Herzog erwiederte höflich, er habe als ein naher, aufrichtiger, deutscher Blutsfreund nichts unterlassen, den Pfalzgrafen zu warnen, dieser Dinge sich nicht anzunehmen; und bedaure, daß man seine wohlgemeinte Erinnerung bei Seite gesetzt habe. Er handle auch nicht aus persönlicher Feindschaft gegen ihn, sondern auf Beschluß der, zu Mühlhausen versammelten Churfürsten. Eine persönliche Zusammenkunft wäre ihm angenehm; doch sei solche nicht möglich, er habe denn zuvor Seiner Majestät dem Kaiser, als wahrem und einzigem gekrönten König von Böhmen, dies ganze Königreich und die dazu gehörigen Länder zurück gestellt. Jene Parenthese endlich habe keinen andern Sinn als die Worte selbst setzten; da Seine kaiserliche Majestät ihn nicht in der Amnestie mitbegriffen habe.

Nach diesen vergeblichen Unterhandlungen erübrigte dem Pfalzgrafen nichts anders, als zu tapferer Gegenwehr sich zu rüsten und seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Das Rebellenheer, das von Mähren heranrückte, die Hauptstadt zu decken, erhöhte den Muth der Feinde, die nun in der That zahlreich genug waren, unter der Anführung eines kriegsgeübten Feldherrn, den kaiserlichen und bayrischen Truppen die Spitze zu bieten; zumal da sie trefflich verschanzt und im Vortheil gegen die vereinigte Armee sich befanden. Der Herzog von Bayern

selbst, und mit ihm Bouquoi und Tilly sahen ihr wohl geordnetes Treffen nicht ohne Achtung.

Es war am 8. November 1620, als beide Armeen auf dem weißen Berge bei Prag mit einander zum ernstlichen Gefechte kamen. Maximilian commandirte in eigener Person; unter ihm Bouquoi und Tilly. Die Hauptfahne des Heeres führte das Bild der jungfräulichen Gottesmutter. Als nun alle Anordnungen getroffen waren, gab Maximilian zwischen zwölf und ein Uhr Mittags die Loosung zur Schlacht mit den Worten: Sancta Maria! auf welchen Ruf das katholische Heer mit freudigem Muth und erstaunlicher Schnelligkeit das Treffen eröffnete, in welchem von beiden Seiten so tapfer geschossen und gefochten wurde, daß es nicht abzusehen war, welcher Partei der Sieg zu Theil werden würde; denn Freunde und Feinde standen einander wie feste Mauern gegenüber. Endlich traf Christian von Anhalt mit seiner Reiterei so gewaltig auf den rechten Flügel der Kaiserlichen, daß diese zu wanken anfingen, und die Regimenter von Tiefenbach und Breuner nach sich rissen. Doch nicht sobald hatte Tilly wahrgenommen, daß die Linie unterbrochen war, als er im Augenblick den Obersten Craz, der den rechten Flügel der Bayern commandirte, mit seiner Cavallerie auf den Fürsten von Anhalt eindringen ließ, der auch mit solcher Wuth auf ihn einhieb, daß der Fürst selbst schwer verwundet und gefangen genommen, sein Corps aber auseinander gesprengt und in die Flucht getrieben wurde. Nun ward der Angriff

allgemein; Bouquoi erstürmte die Schanzen, die feindlichen Truppen geriethen in Unordnung; die Bethlensche Reiterei ergriff die Flucht, und ihnen folgte bald alles Fußvolk der Rebellen. Kaum eine Stunde hatte die Schlacht gedauert, und der vollkommenste Sieg war erfochten. Sechs Tausende von dem böhmischen Kriegsvolke lagen auf der Wahlstatt; viele ertranken auf der Flucht in der Moldau, 500 wurden gefangen. Kaum vier hundert Kaiserliche und Liguisten waren in der Schlacht gefallen; und die zehn Kanonen, welche die Feinde in das Schlachtfeld gebracht hatten, befanden sich in den Händen der Sieger.

Allgemein betrachtete man es als eine besondere Fügung Gottes, daß diese Schlacht, genau an dem Orte vorfiel, wo die Böhmen den Pfalzgrafen als ihren König begrüßt hatten, und gerade an dem Sonntage gewonnen ward, wo das Evangelium gelesen wird: »Gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist.« — Der Aufmarsch der kaiserlich-bayerischen Truppen, spricht Hormayr, geschah durch Defileen, und insbesondere über eine schmale, dem beherrschenden feindlichen Feuer ausgesetzte Brücke. Bouquoi schüttelte den Kopf. Mehrere kaiserliche Obersten, insbesondere der nachhin so berühmte Wallenstein ließen sich die gefährliche Vorrückung mehrmals befehlen, und griffen Tilly wenige Wochen darauf in einer eigenen Flugschrift an; welcher der arme Mann freilich nichts anders entgegen zu setzen hatte als seinen glänzenden Sieg.

Pfalzgraf Friederich saß eben mit seiner Gemahlin bei einem glänzenden Gastmahle, als der Kanonendonner den Anbeginn der Schlacht verkündigte. Er ließ alsbald satteln, und setzte sich zu Pferd, in das Lager zu reiten. Er war aber noch nicht auf den Wall gekommen, als sein Generalissimus, Herzog Christian von Anhalt, ihm ohne Hut begegnete, und den Verlust der Schlacht ihm anzeigte. Diesem folgten bald viele andern Flüchtlinge, welchen er das verschlossene Stadtthor öffnen ließ; und er sah nun mit eigenen Augen, daß Alles verloren sei. Eilig kehrte er in den Pallast zurück, flüchtete mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und seinen vorzüglichsten Anhängern in die Altstadt, und von dort nach Breslau. Alle Fahrnisse, (und, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller mit komischer Naivetät bemerkt, »sein Hosenband des englischen Ordens, jarretière genannt, und seine Gemahlin sogar ihren eigenen Nachtzeug,«) ließ er im Stiche. Doch wichtigere, und den Siegern willkommnere Trophäen waren seine Krone und seine Papiere; woraus der Kaiser den ganzen Umfang der Verschwörung ersah, und seine geheimen Feinde kennen lernte; welchen er großmüthig genug war, stillschweigend eine Frist von drei Monaten zur Flucht zu gestatten. Also gab diese einzige, denkwürdige Schlacht dem Kaiser was des Kaisers war; sie gab ihm Böhmen, Mähren und Schlesien zurück; die dem, vor Kurzem noch so schwer bedrängten Monarchen nun ohne Bedingniß sich unterwarfen und huldigten.

Friederich hatte einen achtstündigen Stillstand

von dem Sieger erhalten; und die Böhmen hatten ihn dringend ermahnt, zu bleiben und sich selbst nicht zu verlassen. Sie versicherten ihn feierlich, sie würden ihn auf keinen Fall verlassen, da seine Sache zugleich die ihrige sei. Prag, sprachen sie, könne sich halten; sie hätten noch Kräfte genug, ein bedeutendes Heer selbst in der Stadt zu werben, das mit den Truppen sich vereinigen werde, die aus dem Treffen entkommen wären. Auch hielte das Mannsfeldische Armeecorps Pilsen und Falkenau besetzt und ständen dem Feinde in Rücken. Ueber alles dieses aber wäre Tilly auf keine lange Belagerung gefaßt, zumal nun, zur Winterszeit. Für Religion, Freiheit und selbst aus Furcht vor der Strafe des Hochverraths würden die Böhmen das Aeußerste wagen. Aber der, ganz vor Angst betäubte Pfalzgraf blieb bei seinem Entschlusse, worin er überdies noch durch den Argwohn bestärkt ward, die Prager hätten die treulose Absicht, ihn dem Kaiser auszuliefern, um sich dadurch ihre Aussöhnung zu erkaufen.

Von Breslau, wohin er sich geflüchtet hatte, schrieb der Pfalzgraf an den Grafen Mathias Thurn, der sich noch einige Zeit in der Altstadt umhertrieb, ihn um Rath zu fragen, und sowohl ihn als Andere zur Beständigkeit zu ermahnen. Auch erließ er ein Schreiben an die Union und an die Stände von Schlesien. Da jedoch seine Hoffnungen von keiner Seite erfüllt wurden, floh er endlich von Breslau zu dem Churfürsten von Brandenburg nach Berlin, wo er indessen sich aufhielt, bis günstigere Aus-

sichten sich für ihn eröffneten; und endlich von dort nach Holland.

Erst im Jannar (1621) sandte Kaiser Ferdinand den Fürsten Carl von Liechtenstein als Commissarius nach Böhmen, die Hauptrebellen und Verbrecher der beleidigten Majestät nach der Strenge der Gesetze zu richten. Nun wurden im ganzen Königreiche an Einem Tag und zu Einer Stunde die vorzüglichsten Urheber der Rebellion gefänglich eingezogen. Nach gerichtlichem Verhör und Aburtheilung aber wurden am 21. Juni auf dem großen Platze bei dem Rathhause zu Prag vier und zwanzig Personen öffentlich durch die Schärfe des Schwertes gerichtet. Merkwürdig dürfte es allerdings bedünken, daß unter dieser großen Anzahl nur ein einziger Katholik sich befand. Das Todesurtheil vieler Andern änderte Ferdinand, der so gern schonte, wo er nur schonen konnte, in lebenslängliche Gefängnißstrafe ab. Neun und zwanzig Hauptrebellen, Thurn an ihrer Spitze, hatten klüglich die Zeit benützt, die bis zu dieser Verhaftung verfloß, und waren aus dem Königreich entwichen. Gleichwohl ward auch ihnen als Hochverräthern der Prozeß gemacht, und ihre Güter eingezogen. Hierauf wurden die protestantischen Prediger verwiesen, und die unbedingte Religionsfreiheit aufgehoben.

So sehr auch der Schatz des Kaisers durch diesen langwierigen häuslichen Krieg erschöpft, ja so sehr auch Ferdinand dadurch verschuldet war, verwendete er dennoch den Ertrag der confiscirten Güter nur zu frommen Zwecken; erbaute damit Kirchen und

stiftete Klöster; unter andern das Kloster der Carmeliten, das der Paulaner auf der Wieden, der Benedictiner von Montserrat in Spanien, Schwarzspanier genannt, zu Wien, und das der Kamaldulenser auf dem Kahlenberge. Die Stände zitterten und waren auf eine gänzliche Aufhebung ihrer Privilegien gefaßt; da es nun dem Kaiser, als Sieger, ein Leichtes war, wegen ihrer so vielfältigen Frevel gerechte Rache an ihnen zu nehmen. Ferdinand jedoch, der keine andere Leidenschaft kannte, als Gottes Ehre zu fördern, und ein wahrer Vater seiner Völker war, bestätigte ihnen alle ihre Freiheiten, und änderte durchaus nichts an der Verfassung des Landes; nur cassirte er den Majestätsbrief, den die aufrührischen Stände dem Kaiser Rudolph abgedrungen hatten, und der die Veranlassung zu so vielen blutigen Uebeln gewesen war. Den Pfalzgrafen aber und seine vorzüglichsten Helfer, besonders Georg den ältern, Markgrafen von Brandenburg, Christian, Herzog von Anhalt und einige Andern erklärte der Kaiser in die Reichsacht und ihrer Würden und Länder verlustig. Der Herzog Maximilian von Bayern und der König von Spanien, als Herr des Burgundischen Kreises, wurden zu Vollziehern der Acht ernannt. — Bald hierauf entsagten die freien Reichsstädte der Union; ihnen aber folgten nach und nach beinahe alle Reichsfürsten, welche auch feierlich gelobten, dieselbe nie wieder zu erneuern, und ihre Truppen verabschiedeten.

Schon seit fünf Jahren war Ferdinand Witwer gewesen, und hatte diese ganze Zeit hindurch keine

Ruhe gekannt. Nach dem Siege beim weißen Berge aber, der seine Länder ihm unterworfen hatte, schien die Sonne des Friedens über seine Regierung aufgehen zu wollen; und der Kaiser, aus mancherlei Gründen bewogen, beschloß, zu einer neuen Ehe zu schreiten. Er war damals im drei und vierzigsten Jahre seines Alters. Seine Wahl fiel auf Eleonore von Mantua, eine sehr tugendhafte und liebreiche Prinzessin. Er sandte also seinen ersten Minister, den Fürsten von Eggenberg, dahin ab, und ließ sich, nachdem alle Bedingnisse ins Reine gebracht waren, durch Procuration mit ihr vermählen. Der Kaiser selbst reiste ihr bis Inspruck entgegen, wo am 2. Februar (1622) die Vermählung selbst mit ungemeiner Pracht und Festlichkeit vollzogen ward. Zu den vorzüglichsten Gründen, die den Kaiser zu dieser Heirath bestimmten, gehörte auch der, daß die ganze männliche Nachkommenschaft des Hauses Oesterreich, woran der katholischen Religion so Vieles gelegen war, blos in den beiden Söhnen des Kaisers bestand; denn der dritte derselben war in seinen Kinderjahren gestorben.

Der Jubel, mit welchem das kaiserliche Ehepaar zu Wien empfangen wurde, und die allgemeine Freude des Volkes über eine so fromme und wohlthätige Landesfürstin, ward bald durch allerlei Besorgnisse gestört. So sehr nämlich alle Parteien den Frieden wünschten, war dennoch kein dauernder Friede zu hoffen, so lange Einige der Hauptunruhestifter lebten. Zu diesen gehörte vorzüglich der ge-

ächtete Abenteurer Mannsfeld, der die Stadt Pilsen noch lange nach der Schlacht bei dem weißen Berge auf eigene Faust tapfer vertheidigte, bis endlich während er für kurze Zeit auf eine Versammlung unruhiger Protestanten nach Heilbronn sich begab, seine ausgehungerten Truppen, von der Noth getrieben, diesen wichtigen Waffenplatz für bares Geld an die Kaiserlichen verkauften, und sich zerstreuten. Dreißig tausend Thaler wurden auf seinen Kopf gesetzt. Doch er war verschwunden; Niemand wußte wohin; und schon hoffte man Ruhe, als plötzlich der kriegsdurstige Aventurier in der obern Pfalz erschien, und ohne Geld und andere Hilfsquellen als sein gutes Glück, ein neues Kriegsheer von 20000 Mann beisammen hatte, das aus den, nun herrenlosen Kriegesknechten der Union bestand; — und sich verlauten ließ, er hoffe wohl Prag wieder zu erobern. Einem Neopolitaner, welcher Lust hatte, jene 30000 Thaler zu verdienen, bekam sein Versuch übel; Mannsfeld ließ ihn durch ausgesuchte Martern zu Tode peinigen.

Es läßt sich leicht erachten, daß ein so furchtbares Heer, das für seine Bezahlung auf Raub und Plünderung angewiesen war, auch die blühendsten Länder in kurzer Zeit verwüsten mußte. Daher auch setzte der tapfere Tilly ihm nach, ihn aus der obern Pfalz zu verdrängen; was indessen nur unter beständigen Scharmützeln und Verlust von beiden Seiten geschah. Durch die Uebermacht gezwungen, drang endlich Mannsfeld in die untere Pfalz ein; wo seine

Truppen nicht weniger Räubereien und rohe Gewaltthätigkeiten ausübten, Flecken und Dörfer verbrannten, und wegen ihrer Grausamkeit von Freunden und Feinden verflucht wurden. Der General Corduba, gab mit seinen Spaniern Frankenthal auf, das er eben belagerte, und bereitete sich, wiewohl zitternd vor Mannsfelds überlegenem Heere, zu kräftigem Widerstande. Tilly eilte ihm zu Hilfe. Doch Mannsfeld, der diesem Feldherrn durch listige Eilmärsche ausgewichen war, hatte keineswegs Lust, um den Besitz der Pfalz für den geächteten Winterkönig zu kämpfen, dessen Stammland sie gewesen war; seine Absicht war, seine unbezahlten, hungerleidenden und halbnackten Helden in das blühende und reiche Elsaß zu führen, damit sie dort sich erholten und zu neuen Heldenthaten sich stärkten. Um aber um so schneller dahin zu gelangen, ließ er alle Pferde, deren er nur irgend habhaft werden konnte, hinwegnehmen; setzte seine Musketiere darauf, und eilte mit Blitzesschnelle über den Rhein. Der Schade, den diese Räuberhorden nur im Bisthum Straßburg anrichteten, war nicht zu berechnen; sie forderten von der kleinen Stadt Hagenau allein 200,000 Gulden Brandschatzung, plünderten sie dessen ungeachtet, und in kurzer Zeit glich das herrliche Land einer Wüste.

Unterdessen hatte der engländische König Jakob I., wiewohl etwas spät, sich entschlossen, seinem Eidam, dem Pfalzgrafen Friederich thätig zu Hilfe zu kommen. Nothwendig mußte es, als Vater, ihn

schmerzen, seine Tochter, die Pfalzgräfin und seine Enkel, ohne Land und Leute in der Verbannung umher irren zu sehen. Er that also seine Schätze auf, unterstützte Mannsfelden mit Truppen und Geld; forderte den König Christian von Dänemark zu thätiger Hilfe auf, und bewarb sich auch im deutschen Reiche, und zwar nicht ohne Erfolg, um kräftige Unterstützung. Schon schien dem vertriebenen Pfalzgrafen ein neuer Stern aufzugehen. Würtemberg warb frische Truppen; der Markgraf von Baden Durlach aber, der gleich dem Herzog von Würtemberg erst vor Kurzem der Union entsagt hatte, verstärkte sein Heer so bedeutend, daß der Kaiser ihn um die Ursache dieser so außerordentlichen Zurüstungen befragen ließ. Er versicherte jedoch den Kaiser auf sein fürstliches Wort, er habe keine andere Absicht als seine eigenen Lande gegen die Raubzüge der Mannsfeldischen Horden zu beschützen. Zu gleicher Zeit aber übergab er seinem ältesten Sohne die Regierung, zog mit seinen Haustruppen, dem neugeworbenen und dem bewaffneten Landvolke, — einem Heere, das, die Artillerie nicht mitgerechnet, sich auf 15000 Mann belief, — zu Felde, und erklärte feierlich, er werde die Waffen nicht früher niederlegen, bis er nicht den Pfalzgrafen wieder in seine Lande eingesetzt, den katholischen Geistlichen alle Gewalt abgenommen, die calvinische Religion fest gegründet, die katholische vernichtet, die geistlichen Churfürsten gefangen genommen, das Herzogthum Bayern erobert, und Churmainz, Würzburg und Speier, die alles Un-

heil angerichtet, mit dem Schwerte gerichtet habe. Zu gleich erstaunlichem Eifer wollte er auch den Herzog von Würtemberg anfeuern; dieser aber, besonnener, ermahnte ihn, sich zu mäßigen, langsamer vorzugehen; und war nicht zu bewegen, seine Truppen weiter als in den Zabergau zu verlegen.

Was den Muth dieser Verbündeten erhöhte, war, daß nun eben das Ende eines Waffenstillstandes zwischen Spanien und den Generalstaaten zu Ende ging; wodurch die spanischen Truppen in den Niederlanden vollauf zu thun bekamen; so daß der Kaiser, von dort aus, der Ligue nicht zu Hilfe kommen konnte. Mannsfeld, ein Abenteurer ohne Treue und Glauben, benützte sogar diesen Umstand, Geld zu erhalten, um das allein ihm zu thun war, bot der bedrängten Regentin, Infantin Isabella, der Gemahlin des verstorbenen Erzherzogs Albrecht, seine Dienste an, und wußte auch seinen Anschlag so listig auszuführen, daß die Regentin ihm traute, mit dem Kaiser ihn auszusöhnen und die Würde eines Reichsgrafen ihm zu ermitteln verhieß, ihm 100,000 Kronen sandte, und sogar ein ehrenvolles Commando mit 6000 Kronen monatlicher Besoldung, in den Niederlanden ihm antrug.

Zu allem diesem kam auch noch, daß der bundbrüchige Bethlen Gabor, der in Ungarn beinahe unumschränkt als König herrschte, von den, zu ihm geflüchteten Grafen Mathias Thurn und Markgrafen von Jägerndorf, unaufhörlich angetrieben, die Pforte gegen Ferdinand zu bewaffnen, Miene

machte, in die österreichischen Lande einzufallen. Dies nöthigte den Kaiser, den tapfern und kriegsgeübten Feldherrn Bouquoi abermal in Eile nach Ungarn abzurufen; wo er trotz aller tapfern Gegenwehr des Feindes, Preßburg, Tyrnau, Altenburg, Neutra, und die ganze Insel Schütt nach einander einnahm, und sich eben anschickte, Neuhäusel zu belagern, als der tapfere Held auf einem Recognoscirungsaustritt, nur leicht bewaffnet, von einer Schaar feindlicher Ungarn überfallen ward, und von sechzehn Lanzenstichen durchbohrt, zu Boden fiel. Ungern war dieser einzige große General Ferdinands in das Königreich gezogen, wo auch der tapfere Dampierre vor Preßburg seinen Tod gefunden hatte; ihm selbst hatte geahnet, daß er nicht wieder von dort zurückkehren würde. Der Verlust dieses ausgezeichneten Feldherrn zog den Verlust aller wiedereroberten Orte und beinahe aller österreichischen Truppen nach sich; zumal da kein kaiserlicher Befehlshaber dem andern sich unterordnen wollte; ja die Bethlenschen Truppen wurden dadurch so übermüthig, daß sie nach Oesterreich einfielen, das ganze Marchfeld durch Plünderung und Feuer verwüsteten, bis nach Stockerau und an die Mährischen Gränzen vordrangen, unerhörte Grausamkeiten verübten, und über fünf hundert Städte, Flecken und Dörfer in Brand steckten.

Während dieser Zeit, war der vertriebene und geächtete Pfalzgraf Friederich, als Kaufmann verkleidet, in der Unterpfalz erschienen, wo der, aus dem Elsaß zurückgekehrte Mannsfeld ihn als König

begrüßte. Die obere Pfalz, sein ehemaliges Stammland, worin aber Mannsfeld barbarisch gehaust hatte, war im Besitz des Herzogs von Bayern. Der Kaiser nämlich hatte diese Lande, die, nach der Aechtung des Pfalzgrafen, ihm und dem deutschen Reiche anheimgefallen waren, dem Herzog gegen das Land ob der Enns, das er bis dahin als Pfand inne gehabt hatte, übergeben, und Maximilian hätte daselbst bereits die Huldigung empfangen; auch hatte er mit Mannsfeld einen Vertrag geschlossen, das Land zu räumen. Mannsfeld aber, der nie Wort hielt, behauptete sich nicht nur daselbst, sondern vereinigte sich auch mit dem Markgrafen von Baden-Durlach. Die Heere Beider beliefen sich auf 40,000 Mann. Da es jedoch schwer hielt, in dem ohnehin erschöpften Lande eine solche Armee zu erhalten, trennten sich beide bald wieder; und der Markgraf zog, nachdem er unter Weges einige kleine Städte eingenommen, mit seinem ganzen Volke und einem Theile der Mannsfeldischen sich zwischen Wimpfen und Heilbronn.

Tilly, ein Meister nicht minder in der Defensive als im Angriff, hatte bis dahin dies furchtbare Heer durch listige und beständige Eilmärsche auf seinen Flanken umgangen, und war einer entscheidenden Schlacht sorgfältig ausgewichen. Kaum aber war diese Trennung zu seiner Kunde gelangt, als er in Eile seine Streitkräfte sammelte, den General Cordua an sich zog, und dann plötzlich aufbrach und den Markgrafen bei Wimpfen am Neckar ereilte, wo am 8. Mai (1622) bei Tagesanbruch die Vorpo-

ten beider Heere ein Gefecht anhuben, das so lange dauerte, bis beide Treffen sich entwickelt hatten.

Tilly hatte eine Anhöhe erreicht; der Markgraf aber stand in der Ebene von einer Wagenburg umschanzt. Keiner wollte seine vortheilhafte Stellung verlassen; und lange brüllte der fürchterliche Kanonendonner Tillys vergeblich. Eben so wenig entschieden die kleinen Gefechte; Georg Friedrich war nicht ins Freie zu bringen. Schon gewann es das Ansehen, als ob dieser Tag nichts entscheiden sollte, als Tilly plötzlich auf die Wagenburg selbst losstürmte und sie mit aller Macht angriff. Nun begann das Treffen mörderisch zu werden. Der Markgraf wehrte sich mit dem Muth der Verzweiflung; gleich einem jungen Löwen kämpfte unter ihm der junge Bernard von Weimar und Magnus von Würtemberg, unter dem das dritte Pferd erschossen ward. Der Sieg schwankte; schon schien er zu den Markgräflichen sich zu neigen; die bayerischen Regimenter geriethen in Unordnung. Da stellte Corduba mit seinen Spaniern das Treffen abermal her und trieb des Markgrafen Reiterei in die Flucht. Ein neapolitanisches Regiment stürzte sich wüthend auf die Kanonen, die zahlreich und trefflich bedient, eine fürchterliche Verwüstung in den Reihen der Liguisten angerichtet hatten. Sie kehrten das eroberte Geschütz augenblicklich auf den Feind; einige badensche Pulverkarren flogen entzündet und mit schrecklichem Geprassel in die Luft. Die Schlacht war entschieden; das Schlachtfeld mit Leichen von Menschen und Rossen bedeckt.

Unter den Todten befanden sich, außer vielen andern Fürsten, Grafen und Herren, der junge Markgraf Carl von Baden-Durlach, der Herzog Magnus von Würtemberg, ein junger Pfalzgraf von Birkenfeld; — ein Herzog von Weimar war tödlich verwundet. Die Kaiserlichen hatten nicht mehr als 200 Mann verloren. Sie eroberten die ganze zahlreiche und treffliche Artillerie, zwei wohlbeladene Wagen mit Geld, eine große Anzahl Fahnen, und machten 1100 Gefangene; worunter viele Officiere vom ersten Rang. Der vor Kurzem noch so übermüthig prahlende Markgraf von Baden-Durlach warf auf der Flucht seine Rüstung von sich; und sein Sohn erließ ein sehr devotes Schreiben an den Herzog Maximilian von Bayern, worin er ihn ersuchte, da er selbst den Krieg nicht angefangen, und als Sohn dem Willen seines Vaters sich habe fügen müssen, ihm als einem angehenden Regenten, Gnade und Versöhnung bei Seiner Majestät, dem Kaiser zu vermitteln.

Nun schien die Ruhe abermal hergestellt, und vielleicht auch wäre, trotz des noch hin und wieder unter der Asche glimmenden Feuers, durch kluge Vermittlung ein dauerhafter Friede zwischen der Union und der Ligue zu Stande gekommen, wenn nicht Mannsfeld's böses Beispiel gewuchert und einen andern Abenteurer auf die Bahn gebracht hätte, der gleich ihm Lust bekam, den Krieg um des Krieges und der Beute willen zu führen. Dies war Herzog Christian von Braunschweig, Administrator des Bisthums Halberstadt, arm an Ländern und an

Geld, doch um so reicher an glänzenden, zum Theil hochverdienten Ahnen. Ob auch selbst dem geistlichen Stande angehörig, war es dennoch sein Wahlspruch: **Gottes Freund und aller Pfaffen Feind!** Diese Sentenz ließ er auf die Münzen prägen, die er aus geraubtem Kirchensilber schlagen ließ. Er verstand aber unter diesen Pfaffen den katholischen Clerus, besonders die reichen Churfürsten und Fürstbischöfe, die ihm ein Dorn in den Augen waren; und welche zu berauben, er (der Schüler übertraf beinahe seinen Meister Mannsfeld,) in Niedersachsen in kurzer Zeit, ohne Geld, ein Heer von 20,000 Mann auf die Beine brachte und erhielt. Schiller, der ihn mit ziemlich grellen Farben schildert, sagt selbst von ihm, daß er die Vertheidigung des Pfalzgrafen Friederich und der deutschen Freiheit nur zum Deckmantel seiner Räubereien nahm.

Seine ersten Ausflüge auf gut Glück begann er im Herzogthum Braunschweig selbst, dann in den Bisthümern Minden, Hildesheim und in andern Orten in Westphalen, wo seine verheerenden Räuberhorden solche Grausamkeiten verübten, daß Herzog Friederich Ulrich von Braunschweig, die Herzoge von Lüneburg und andere Herren, sowohl den Durchzug ihnen zu wehren, als vor ihren Räubereien und Mordthaten sich zu sichern, ihre Bauern gegen sie bewaffneten, die einen guten Theil derselben erschlugen. Nichts desto minder kam er noch mit einem stattlichen Heere, das seinen Weg durch ausgeraubte und brennende Ortschaften bezeichnete, nach Hessen; wo aber

der Graf von Anhald, Obrister der Ligue ihm auflauerte. Von dort drängte er sich, nach einem bedeutenden Verluste, in das Bisthum Mainz, eroberte nächst andern das Städtchen Höchst, dessen Inwohner er grausam ermorden, und hierauf dem Bischof von Bamberg und Würzburg sagen ließ, er werde ihm nächstens Eins zu Würzburg zubringen. Der Bischof antwortete, er möchte nur kommen, er wolle ihm tapfer einschenken lassen.

Nachdem er nun Höchst eingenommen, ließ er eine Brücke über den Main schlagen, fiel aber dort dem Heere Tilly's und Corduba's in die Hände, die ihn alsbald aus dem groben Geschütze begrüßten und ihn zu einer Schlacht zwangen, wo (am 2. Juli 1622) nach einem sehr hartnäckigen Gefecht, des Administrators Heer von den Kaiserlichen, Bayern und Wallonen aufgerieben ward. Er selbst entkam mit genauer Noth auf einem kleinen Nachen, von welchem er den Seinigen zurief: »Wer sich salviren kann, der salvire sich!« — Er verlor in diesem furchtbaren Treffen, Diejenigen mitgerechnet, die im Main ertranken, 12,000 Mann. Mit dem Überrest seiner Truppen zog er nun zu Mannsfeld, und beide, ob auch von Tilly verfolgt, warfen sich abermal auf das Elsaß.

Noch einmal leuchtete ein Sonnenblick des Friedens; doch auch dieser war von kurzer Dauer. Diese verunglückten Versuche bestimmten Friederich, der wie Schiller spricht, »nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler mit dem Heere herumzog,« dem Geheiß sei-

nes königlichen Schwähers Jacob I., nachzugeben, und sowohl Mannsfeld, als dem Administrator den Abschied zu ertheilen. Denn schon seit längerer Zeit waren sowohl der König von Großbritannien als auch der Churfürst von Sachsen und andere Reichsfürsten bemüht, den Kaiser mit dem Pfalzgrafen zu versöhnen. Ferdinand aber hatte vor allen Dingen, wie billig, gefordert, daß er die Waffen niederlegte, (die jene Glücksritter in seinem Namen zu führen vorgaben), und dann wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät und der verbrecherischen Usurpation den Kaiser um Verzeihung bäte. — So wenig jedoch jene beiden kriegslustigen Heerführer die Waffen für den geächteten Friederich geführt hatten, so wenig waren sie auch gesonnen, dieselben um seinetwillen niederzulegen. Es war ihnen nur um einen andern Namen zu thun. Mannsfeld erbot sich gegen Tilly, kaiserliche Dienste anzunehmen; doch Tilly, der genau wußte, wie meineidig er gegen die Infantin Isabella gehandelt hatte, und auch selbst mehr als einmal von ihm war hintergangen worden, würdigte ihn keiner Antwort.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Elsaß zogen Beide plötzlich mit ihrem ganzen Heere durch Zabern in das Herzogthum Lothringen; und sandten dann zu dem Herzog des Landes, den sie nun erst in einem Schreiben höflich um die Erlaubniß dazu ersuchten, und ihn zugleich versicherten, sie würden so strenge Mannszucht halten, daß Niemand Ursache haben werde, über sie zu klagen. Der Herzog ließ zwar

diese schlimmen Gäste bitten, sein Land so wenig als möglich zu betreten; mußte jedoch geschehen lassen was er nicht verhindern konnte. Sie bewiesen aber ihre feine Mannszucht schon am folgenden Tage dadurch, daß sie unter andern das Städtchen Freiburg und einen andern Flecken im Bisthum Metz in Asche legten; worauf der Herzog von Lothringen alsbald 1800 Reiter und 8000 Fußknechte gegen sie unter Waffen stellte. Von hier aus verdingten sie sich an die Holländer, die nach dem Ende des Waffenstillstandes mit Spanien, eben in vollem Kriege begriffen waren, und sie willkommen hießen. Die Generale der Ligue Corduba und Anhald, die ihren Marsch beobachteten, sperrten sie zwischen den lothringischen Gränzen und Sedan in Frankreich ein. Hier gedrängt von Noth und Mangel aller Art, sprach Mannsfeld seinen Truppen zu, verhieß ihnen goldene Berge in Holland, und brach mit solcher Tapferkeit und Dexterität durch die spanischen Truppen, daß er bei sehr geringem Verlust, derselben eine große Anzahl und darunter einige treffliche Befehlshaber tödtete. Er entführte ihnen auf diesem Durchbruch sogar einen Wagen mit Gelde, den sie ihm jedoch wieder abjagten. Der Administrator ward während des Gefechtes durch den linken Arm geschossen.

Hierauf halfen sie den Holländern die Festung Bergopzoom erobern; da sie aber durchaus keine Mannszucht hielten, und ihr gewöhnliches Brennen, Plündern, Rauben und Länderverheeren nicht einstellten, suchten auch die Holländer, nach geleisteten

Diensten, ihrer um jeden Preis wieder los zu werden. Es führte also Mannsfeld seine Truppen in das, noch von keinem Feinde besuchte Ostfrießland, daselbst sich gütlich zu thun. Christian aber, der in Holland die Pfalzgräfin kennen gelernt und eine feurige Leidenschaft für diese Prinzessin gefaßt hatte, auch ihren Handschuh immer auf seinem Hute trug, kehrte kriegsdurstiger als jemals mit den Seinigen nach Niedersachsen zurück, wo er bald wieder ein neues, ansehnliches Heer beisammen hatte.

Unterdessen hatte der Kaiser, die großen Verdienste des Erzherzogs Maximilian von Bayern zu belohnen, der nicht nur das Land ob der Enns zum Gehorsam gebracht, die böhmischen Rebellen besiegt, Prag erobert und den Winterkönig vertrieben, sondern auch die Ruhestörer in Deutschland geschlagen hatte und als ein treuer Beschützer der katholischen Sache noch immer unter den Waffen stand, die von Friederich verwirkte Churwürde an diesen Fürsten übertragen. Dies geschah am 25. Februar 1623 auf dem Churfürstentage zu Regensburg, und zwar mit Übereinstimmung aller Churfürsten, sogar, wiewohl später, der akatholischen von Sachsen und von Brandenburg. Die Gründe dazu waren allzu einleuchtend, als daß sie hätten können verkannt werden. Das Collegium der Churfürsten mußte ergänzt werden; weil anderer Gründe zu geschweigen, auf den etwanigen gähen Todesfall des Kaisers, das Reich in Gefahr kam, durch Factionen zerrissen und die Beute eines mächtigen Feindes zu werden. Der Hoch-

verrath des geächteten Pfalzgrafen Friederich aber und seine Usurpation war zu groß, als daß er diese Würde hätte wieder erhalten können.

Nichts desto weniger war diese Belehnung mit der Churwürde an Maximilian nur persönlich; und ausdrücklich war die Restitution derselben, so wie auch der Pfalz und aller Rechte, nach Maximilians Tode, den Kindern und Agnaten des Pfalzgrafen vorbehalten; eine Schonung, die Carl V. nicht beobachtet, als er um einer weit geringern Ursache willen die sächsische Churwürde von der ältern auf die jüngere Linie des Hauses Sachsen übertragen hatte. Ja Ferdinand war von aller persönlichen Rachsucht so sehr entfernt, daß er, ob auch fest entschlossen, ihn nie wieder in die Churwürde einzusetzen, ihm doch gewiß wieder, wenigstens einen Theil seiner, durch die Acht, dem Kaiser anheimgefallenen Lande zurückgegeben hätte; wofern anders dieser geächtete Fürst, der sich noch immer König von Böhmen schrieb, sein Unrecht hätte bekennen, und um die Verzeihung des Kaisers hätte ansuchen wollen. Mehrmals hatte der Kaiser sich hierüber ausgesprochen, und ausdrücklich auch erklärte er sich darüber in seiner Resolution auf die Berathschlagung der Churfürsten: »Die Aussöhnung und Begnadigung betreffend, obwohl mehr gemeldeter hartnäckiger Ächter, der proscribirte Pfalzgraf, mit seinem noch immerzu beharrenden Ungehorsam, und daß derselbe noch auf diese Stunde einiges Zeichen der Reumüthigkeit oder schuldigen Submission nicht, sondern vielmehr das Widerspiel

scheinen lassen, geringen Anlaß hierzu gegeben: jedoch wofern Ihrer kaiserlichen Majestät die anwesenden Chur- und Fürsten und der abwesenden Räthe und Gesandte deßfalls ein Mehreres an die Hand geben werde, sind Ihre kaiserliche Majestät in Ansehung der königlichen Würden in Engelland und Dänemark, wie auch der Herren Churfürsten von Sachsen churfürstlichen Gnaden und anderer Chur- und Fürsten bei Ihrer kaiserlichen Majestät eingewendeten Erinnerungen nicht ungeneigt, sich alsdann, nach Gestalt der Personen und Sachen (zwar außerhalb der Restitution zu der churfürstlichen Dignität) weiter und dergestalt vernehmen zu lassen, daß Ihrer kaiserlichen Majestät zu dero angeborenen Milde mehr, als zu der sonst hochverdienten Schärfe geeignetes kaiserliches Gemüth zu verspüren seyn solle.«

Dessen ungeachtet erhoben über diesen gerechten Beschluß die Protestanten ein entsetzliches Geschrei, als habe der Despotismus des Kaisers alle Grundgesetze des deutschen Reiches umgestoßen. Sie bedachten wohl nicht, wie weit anders es dem Pfalzgrafen hätte ergehen können, wenn er, (wie es beinahe geschehen wäre,) nach der Eroberung Prags, dem Kaiser in die Hände gefallen wäre; und daß Niemand dann den Kaiser mit Recht hätte tadeln können, wenn er ihn als einen Hochverräther, Gewalträuber und Verbrecher der beleidigten Majestät, nach aller Strenge der Reichsgesetze, oder doch wenigstens mit ewigem Gefängniß bestraft hätte. Aber nicht nur die protestantischen Fürsten, sondern selbst der spanische

Hof äußerte darüber seine Mißbilligung, bis der kaiserliche Botschafter dem König die Dinge in ihrer wahren Gestalt zeigte *).

---

*) Kaiser Ferdinand selbst erließ hierüber an den einflußreichen spanischen geheimen Rath Don Balthasar de Zuniga, der einst als Botschafter Philipps III. an seinem Hofe residirt hatte, ein lateinisches Schreiben, das nebst andern durch die Mannsfeldischen aufgefangen wurde. Die Protestanten ermangelten nicht dasselbe in Druck zu geben und mit mancherlei Glossen zu begleiten. Der Hauptinhalt dieses Schreibens, das auch Hormayr anführt, ist folgender:

„Illustris, sincere dilecte! Meine Ansicht und meine Meinung hinsichtlich der Übertragung der Churwürde von Bayern, die ich ernstlich verhieß und ausführte, und der Grund, warum ich es für nothwendig und nützlich hielt, dieses, sowohl für ganz Deutschland, als besonders für unser Haus Österreich zur Rettung von den Ränken der Häretiker so hochwichtige Geschäft nicht länger zu verschieben, (wie denn auch Seine päpstliche Heiligkeit nicht ablassen, mich deßfalls zu ermahnen,) werdet Ihr aus dem Bericht des P. Hyacinthus ersehen, den der Papst zu mir und zu Seiner Majestät, dem König von Spanien meinem Blutsverwandten und Neffen, so wie auch zu andern katholischen Fürsten Deutschlands in dieser Absicht sandte.“ Hierauf setzt der Kaiser die Gründe aus einander und spricht, wenn er den Lauf seiner ganzen Regierung und besonders die Schwierigkeiten bedenke, mit welchen er dieselbe angetreten, so müsse er die Hand einer besondern Vorsehung Gottes dabei dankbar verehren. Um so mehr fühle er sich verpflichtet, auf Gott zu ver-

Die spanischen Minister hatten freilich ihre Gründe, warum sie den Kaiser ersuchten, die Übertragung der Churwürde noch auf einige Zeit zu ver-

---

trauen und keine Gelegenheit außer Acht zu lassen, seine Ehre zu befördern, und überhaupt bei seiner Regierung mehr diese göttliche Vorsehung, von welcher er so wunderbare Proben habe, als die menschliche Klugheit ins Auge zu fassen. Er sei überzeugt, diese nämliche Vorsehung habe im vorigen Jahre ihm nur darum einen so glänzenden Sieg verliehen, damit er denselben benützte, Gottes Ehre und Verherrlichung zu fördern, und die Rebellionen zu tilgen, die besonders von der calvinischen Secte unterhalten werden. Nun liege der Pfalzgraf bei den Holländern, verbannt, nicht nur aus seinem (des Kaisers) Königreiche, das er hochverrätherisch an sich gerissen, sondern auch aus seinem eigenem Stammlande — zu Boden. Ließe er sich aber durch unzeitige Barmherzigkeit und schlaue Bitten bewegen, die schlafende und halbtodte Schlange in seinem Busen zu erwärmen, — und ihn abermal in seine churfürstliche Würde einzusetzen, — so habe er nichts zu erwarten als den tödlichen Stich. Denn es sei vergeblich zu erachten, die Größe der Wohlthaten werde ihn bewegen, von seiner Feindseligkeit abzustehen. Wolle auch der Kaiser aus christlicher Liebe sich überwinden, so werde doch er seine so schwere Bosheit nie ablegen, noch ihm die schuldige Treue leisten; sondern immer Gelegenheit suchen, ihm zu schaden und seine Beleidigungen zu erneuern. Denn dies sei die Natur und Eigenschaft dieser calvinischen Secte, keinen Betrug für Sünde zu halten, jeden Eid, jeden Bund zu brechen, und Keines guten Ruf zu verschonen

schieben. Diese waren vorzüglich eine Heirath, die um diese Zeit König Jacob mit seinem Sohne, dem Prinzen von Wallis, und der Erzherzogin Maria

---

sobald solches nur ihrer Religion zum Vortheil gereiche. Gegen einen solchen Feind könne weder das Haus Österreich noch andere katholische Fürsten, die der Pfalzgraf nicht minder hasse, — anders als dadurch gesichert werden, daß der Feind außer Stand gesetzt werde, fernerhin zu schaden. Die ganze Geschichte sei voll der Beispiele hierüber.

Nicht minder wichtig sei eine andere Betrachtung, daß nämlich der Pfalzgraf, wofern er wieder eingesetzt werde, alle Ränke und Arglist, — so wie jetzt, auch dann — aufbieten werde, dem Kaiser da zu schaden, wo er am sichersten hoffe, ihm schaden zu können; nämlich durch Bethlen Gabor und die Türken, die er schon früher gegen ihn aufgehetzt habe, und noch nicht aufhöre gegen ihn zu reizen. Denn auf diesen beruhe alle Hoffnung der Calviner. Und bis sie selbst sich wieder erholt hätten, und zu Kräften gekommen wären, den Kaiser zu entwaffnen und seine erschöpften Länder zu verheeren, sollte Bethlen und die Türken Alles mit Feuer und Schwert verwüsten. Schon als Gott jenen glänzenden Sieg ihm verliehen habe, sei er vollkommen überzeugt gewesen, es könne der einmal geächtete Pfalzgraf, ohne äußerste Gefahr für alle katholischen Fürsten und das Haus Österreich niemals wieder zur Churwürde erhoben werden; da hingegen der Herzog von Bayern als einen tapfern Vertheidiger der katholischen Sache sich gezeigt habe; auch seine Länder gleichsam eine Vormauer Österreichs seien, und er ihm mit größter Treue beigestanden sei, seine Länder ihm

Anna, Tochter des Königs von Spanien unterhandelte, und die verschiedene Conferenzen und Schriften veranlaßte. Überdies brachte der König von

---

wieder erobern zu helfen, und selbst noch jetzt zu seiner Hilfe bereit stehe. Auch glaube Ferdinand, es sei ohne Zweifel durch Gottes Eingebung und treuen Rath geschehen, daß zu großem Vortheil Deutschlands, er diese Churwürde an Bayern übertragen habe. Das Haus Österreich habe in Deutschland viele Feinde gehabt, die solches um seine Macht beneidet hätten. Doch keine seien hartnäckiger gewesen, als die pfälzischen Fürsten; wie die Geschichte unter Maximilian I., Ferdinand I., und Rudolph II. zur Genüge lehre. Anderer Seits sei freilich nicht in Abrede zu stellen, daß die protestantischen Fürsten, besonders der Churfürst von Sachsen, diese Übertragung an Bayern nicht gern sehen würden, weil sie befürchteten, die Katholiken dürften dadurch zu mächtig werden. Da jedoch dieser Fürst nicht mißbilligen könne, was er in seinen Ahnen, nämlich in seinem Großoheim Moritz gut heiße, an den Carl V., wegen eines weit geringern Vergehens als das Vergehen des Pfalzgrafen, die Churwürde übertragen habe; und er auch überdies schon zur Einsicht gelangt sei, daß wenn man nicht entgegen arbeite, die Calviner ohne Zweifel den Türken den Eingang in das deutsche Reich bahnen; zudem auch die Protestanten mit nicht geringerem Haß als die Katholiken gegen die Calviner eingenommen wären, und auch keine geringere Gefahr von ihnen als von uns befürchteten, ließe sich allerdings hoffen, der Churfürst von Sachsen und die übrigen sächsischen Fürsten würden die Sache nicht so übel nehmen, daß sie deßwegen einen Krieg anfangen wollten.

England, der die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen in seine Churwürde und in seine Lande auf alle Art und Weise durchsetzen wollte, als ein Mittel, alle Unruhen beizulegen, — eine Heirath der jüngsten Tochter des Kaisers mit dem ältesten Sohn des Pfalzgrafen auf die Bahn, der die katholische Religion annehmen und am Hofe des Kaisers sich aufhalten, indessen aber die Länder seines Vaters administriren sollte. Dagegen wollten die Könige von Spanien und von England bei dem Kaiser und dem churfürstlichen Collegio sich verwenden, daß Bayern als achter Churfürst diese Würde für sich und für seine Erben behalten sollte; müsse aber die Anzahl der Churfürsten nothwendig ungerade seyn, — den Kaiser ersuchen, den Landgrafen Ludwig zum neunten zu erheben. Dafür machte England sich verbindlich, Mannsfeld zu entwaffnen.

Diesem Schreiben fügte Ferdinand ein eigenhändiges italienisches Postscript bei, folgenden Inhaltes: »Lieber Don Balthasar! Ich sehe, daß in dem lateinischen Schreiben ein Hauptgrund ausgelassen ward; nämlich, daß wir auf solche Weise um eine katholische Stimme mehr bei der Kaiserwahl haben, und daß wir sonach sicher sind, es werde die Kaiserwürde immer bei den Katholiken, und, vernünftiger Weise zu erachten, immer bei unserm Hause bleiben. Denn immer wird der Herzog von Bayern aus Dankbarkeit für die Erhöhung zu einer so großen Würde, gern mitwirken, die er von einem Kaiser unsres Hauses empfing. Ut in litteris.«

So sonderbar diese Vorschläge waren und so viele Schwierigkeiten auf den ersten Anblick denselben sich entgegen setzten, waren sie dennoch wichtig genug, in so mißlichen Zeitverhältnissen, wohl bedacht und berathen zu werden; und der Kaiser selbst, der nichts so sehr als den Frieden liebte, ließ die vorläufigen Verhandlungen sich gefallen. So wohl er selbst als der König von Spanien und der Churfürst von Bayern glaubten, die Vorschläge der engländischen Gesandten wegen der Heirath des Pfalzgrafen ältesten Sohnes mit der jüngsten Erzherzogin sei mit Wissen und auf die Bitte des Pfalzgrafen geschehen; aber nicht wenig wurden sie entrüstet, als dieser seinem Schwäher, dem König von England, der diesen Vorschlag ihm eröffnete, die hochfahrende und trotzige Antwort gab, die er kaum im höchsten Glücke hätte wagen dürfen, er fordre vor Allem die gänzliche und rechtmäßige Restitution seiner ihm geraubten Länder, und dann wolle er sich besinnen; zur Erziehung seines Sohnes am kaiserlichen Hofe aber werde er sich nie verstehen. — Noch empörender, wo möglich, waren seine Zuschriften an die Churfürsten von Mainz und von Sachsen; worin er, wegen des Königreiches Böhmen, den Kaiser eine streitende Partei und einen Feind nannte, die Schlichtung dieser Streitigkeit Gott empfiehlt, und nebst vielen andern Invectiven auch mit unerhörten Ausdrücken über die Wiedereinführung des leidigen Papstthums klagt, das die bedrängten armen Leute ihres Trostes und Heiles beraube, weil darin die abgöttische Messe ge-

halten und dem Antichrist gesteuert wird; und daß sogar die churfürstliche Dignität einem päpstischen Fürsten zu Theil werden sollte.

So wie aber dieser Vorschlag, zerschlugen sich auch alle übrigen. Die Heirath des Prinzen von Wallis, der persönlich zu Madrid angekommen war, mit der spanischen Infantin, scheiterte an der Religion und an Bukinghams insolentem Betragen; mit diesem Plan aber verschwand zugleich die Idee vom achten und neunten Electorate.

Zweifach erbittert, sowohl über die Vereitlung der Aussöhnung seines Eidams mit dem Kaiser, als der Heirath mit der Infantin, knüpfte nun König Jacob mit Frankreich an, und ließ seinen Sohn ein eheliches Bündniß mit der Tochter Heinrichs IV. schließen, dem Österreichs Macht immer ein Dorn im Auge gewesen war. Hierauf berief er das engländische Parlament zusammen, und eröffnete ihnen, die Pfalz müsse auf alle Fälle mit dem Schwerte wieder erobert werden; (denn Spinola hatte bereits dieselbe bis auf Frankenthal, Mannheim und Heidelberg eingenommen) und wäre es nothwendig, so habe er wohl den Muth, in eigener Person sich dahin zu begeben, ob er auch auf Händen und Füßen kriechen müßte. Er wolle sich mit ihnen nur berathen, ob man den Krieg wider den Herzog von Bayern, oder wider den Kaiser, oder anderswo führen sollte. Am Ende ward beschlossen, vor der Hand 10,000 Mann Fußvolks und 2000 Reiter mit verhältnißmäßiger Artillerie zu den Generalstaaten zu senden; und durch

sie mittelbar den Krieg wider den Kaiser und die noch immer bewaffnete, katholische Ligue zu führen. Die Stände bewilligten die nothwendigen Subsidien; und beide Häuser gingen vergnügt aus einander; worauf zum Zeichen allgemeiner Freude alle Glocken geläutet, und Feuer auf den Gassen angezündet wurden.

Es war aber dies nicht die einzige Wolke, die an dem, seit einiger Zeit ziemlich ruhigen Friedenshimmel aufstieg; auch anderwärts bildeten sich ähnliche Gewitterwolken; und es währte nicht lange, so zogen sie sich auf die furchtbarste Weise, dauernd über ganz Europa zusammen. Denn noch immer stand Mannsfeld in Frießland bewaffnet, wo seine Truppen indessen auf ihren Lorbern ruhten, und ihrer Gewohnheit nach das Land aussaugten und verwüsteten. Dieser Parteigänger hatte sich mit Vorwissen und auf Geheiß der Holländer und des Prinzen von Oranien (oder wie Pufendorf meint, auch aus eigenem Antrieb), wegen der spanischen Gesinnungen des Grafen Enno von Ostfrießland dahin gezogen. Von diesem forderte nun Mannsfeld 300,000 Thaler oder aber die Übergabe seiner festen Schlösser, die er auch bald wegnahm. Vergebens klagten die Landstände und der Graf Enno bei den Generalstaaten über Mannsfelds Gewaltthätigkeiten. Endlich schlugen sich die Könige von England und Dänemark ins Mittel; die Holländer schossen den Landständen das Geld zur Befriedigung der Mannsfeldschen Truppen vor, die hierauf Ostfrießland verlie-

ßen. Sie waren aber noch nicht abgezogen, als Mannsfeld von dem Könige von Frankreich und den Venetianern in Besoldung genommen ward, mit seinem Heere das Veltlin gegen Österreich zu beschützen.

In diesem kleinen, aber durch seine geographische Lage überaus wichtigen, zwischen der Schweitz, Tyrol und Italien gelegenen, von Engpässen, Bergschluchten umringten und den drei Bündten angehörigen Thale waren vor nicht langer Zeit grausame und blutige Auftritte zwischen den Katholiken und den Protestanten vorgefallen. Die Katholiken, die diese Grausamkeiten verübt hatten, riefen, um sich vor gerechter Rache zu schützen, den spanischen Vicekönig zu Mailand, Herzog von Feria zu Hilfe; der diese erwünschte Gelegenheit begierig ergriff, das Thal zu besetzen, und solches auch auf alle Weise befestigte und verschanzte, und den Bündtnern den Zugang verschloß. In Graubündten selbst, wo um die nämliche Zeit Mißhandlungen zwischen den Protestanten und Katholiken sich ergeben hatten, deren Urheber und vorzügliche Thäter die Protestanten waren, rückte Erzherzog Leopold als Regent des Elsasses, Tyrols und der österreichischen Vorlande ein, diese Zwietracht zu dämpfen, die ihm nicht gleichgültig seyn konnte. Die mißhandelten Katholiken schlugen sich zu ihm und bemächtigten sich der vorzüglichsten Orte, bis endlich der Erzherzog die Friedensbedingnisse dictirte.

Diese kriegerischen Auftritte weckten den Argwohn der oberitalienischen Fürsten und Republiken,

und, was noch mehr war, die Eifersucht des bisher in sich selbst zerfallenen und mit innerlichen Kriegen beschäftigten Frankreichs. Alle schrieben der gränzenlosen Herrschsucht Österreichs und Spaniens zu, was doch eine blos zufällige Wirkung religiöser, oder vielmehr antireligiöser Fehden gewesen war; glaubten, diese beiden Mächte wollten hier den Vereinigungspunct ihrer beiderseitigen Länder bilden; und es entspann sich hieraus ein Krieg, der lange Zeit fortdauerte, bis endlich im Jahr 1627 durch die Vermittlung des Papstes ein einstweiliger nothdürftiger Friede zu Stande kam. — In dieser Absicht also sandten die Venetianer dem Mannsfeld bedeutende Summen, frische Werbungen vorzunehmen; Mannsfeld aber, der wenig Lust hatte, sich Lorbern im Veltelin oder in Italien zu sammeln, hatte seine Absicht auf das deutsche Reich gerichtet, wo sein würdiger Waffenbruder, der Administrator Christian indessen ein großes Heer gesammelt hatte, mit dem er nichts weniger als gesonnen war, in die Luft zu fechten.

Es ist in der That wunderbar, wie aus einem, ursprünglich so leicht zu dämpfenden Aufruhr eine so furchtbare Rebellion, aus dieser aber ein Feuer erwuchs, das die herkulischen und trotz aller Niederlagen, Entwaffnungen und Verheißungen, ohne Unterlaß rührigen Brandknechte, Mannsfeld, Christian und Bethlen Gabor zu einer Kriegesflamme anschürten, die endlich ganz Europa ergriff, und deren Erlöschen

der gerechte und friedfertige Kaiser Ferdinand nicht mehr erleben sollte.

Das Heer des Administrators war auf 16000 Mann herangewachsen, ohne die Truppen, welche die Herzoge von Sachsen Altenburg und Weimar, die Grafen Styrum, von Eisenburg, Bernhard von Thurn, und Andere ihm zuführten. Er stand mit den mißvergnügten Böhmen in genauer Verbindung, und blies, mit ihnen vereint, den Funken der Zwietracht, der noch immer fortglimmte, zur hellen Flamme an. Angetrieben von der Leidenschaft für die Pfalzgräfin, hatte er nichts Geringeres im Sinne, als mit Mannsfeld und Bethlen Gabor vereint, den geächteten Friederich wieder auf den Thron zu setzen; und sehr schwer wäre gewiß der Widerstand gegen sie geworden, wäre es ihnen gelungen, sich gegenseitig die Hände zu bieten. Doch dieser giganteske Plan im Kopfe dieses Abenteurers zerschellte an Hindernissen, auf die er nicht gefaßt war. Das erste war, daß der Churfürst von Sachsen diesem, durch Raub und Plünderung besoldeten und länderverheerenden Gesindel den Durchzug durch seine Lande versagte; — das zweite, daß Tilly, der bei Zeiten erfuhr, er wolle mit Mannsfeld zusammenstoßen, schnell aus seinen Winterquartieren in der Wetterau mit 20,000 Mann aufbrach, ihn in der Nähe zu begrüßen.

Prahlend zwar hatte der Administrator diesem Feldherrn auf sein Abmahnungsschreiben geantwortet, er fürchte weder ihn, noch seine ganze Armee;

indessen hatte er nicht sobald Nachricht von seinem Aufbruch erhalten, als er eilig die Flucht ergriff, und nach dem Unterrhein eilte, wo er auf Mannsfeld zu treffen hoffte. Tilly aber erreichte ihn bei Stadtloo (am 5. August 1623) und brachte ihm eine so gewaltige Niederlage bei, daß er 6000 Mann auf dem Schlachtfelde, 4000 Gefangene, sammt aller Artillerie und Munition verlor, und selbst abermal kümmerlich mit dem geringen Reste der Seinigen durch die Flucht entkam. Auf den erbeuteten Fahnen sprachen sich Christians Absichten deutlich aus. Auf der einen, von rother Farbe befand sich ein Doppeladler mit einer päpstlichen und einer kaiserlichen Krone, welche vier Löwen sich bemühten, dem Adler zu entreißen. Unten standen die Worte: Leo septentrionalis. Auf einer andern stand der französische Spruch: Tout pour Dieu et pour Elle! wodurch der Administrator den Allmächtigen mit seines Herzens Göttin, der Pfalzgräfin, in Eine Parallele setzte; auf einer dritten aber war sein Lieblingsspruch angebracht: »Gottes Freund und aller Pfaffen Feind!«

Mannsfeld, welcher von der Stadt Emden eine Summe von 300,000 Thalern erpreßt hatte, wollte, als er erfuhr, das meiste kaiserlich-liguistische Volk sei nach Ungarn abgezogen, seine Schafe in den fetten Stiftern Münster und Osnabrück weiden lassen, um dann nach dem Rhein zu ziehen; verlor aber in verschiedenen kleinen Scharmützeln beinahe sein ganzes Volk, ließ dann die übrigen sich zerstreuen und

begab sich hierauf mit einigen Befehlshabern nach Holland.

Daß jedoch diese beiden furchtbaren Parteigänger nicht vergeblich auf ihren Freund, den Bethlen Gabor gerechnet hatten; und daß sie, wofern derselbe zur Zeit ankam, wo sie ihn erwarteten, der Ausführung ihres Planes ziemlich nahe gekommen wären, bewies die Erscheinung dieses Fürsten, der von Jägerndorf und Mathias Thurn begleitet, abermal in Ungarn erschien, bei Villeck einige kaiserlichen Garnisonen niederhieb, bis nach Mähren vorrückte, und abermal drohte, den Kaiser im Herzen von Oesterreich selbst zu bekriegen. In Eile sandte der Kaiser den General Montenegro und den Fürsten Maximilian von Liechtenstein nach den mährischen und ungarischen Gränzen, die mit einem eben nicht sehr bedeutenden Heere in große Noth und Gefahr kamen; doch bald durch einen abermaligen Waffenstillstand gerettet wurden; der dann durch die kluge Vermittlung des weisen Cardinals Dietrichstein in einen Frieden sich verwandelte; in wiefern man nämlich auf Bethlens Wort sich verlassen konnte; das er immer brach, wenn durch den Bruch etwas für ihn oder die calvinische Sache zu gewinnen war. Furcht und Ärger hatten ihn diesmal zu einem Waffenstillstand bewogen. Er erfuhr, die Pohlen seien in Siebenbürgen eingefallen; und zitterte auch vor dem Anzug einer Armee, die, wie es hieß, aus Deutschland herannahe; überdies aber zürnte er seinen Verbündeten, besonders dem Mannsfeld und dem Administra-

tor, die er erwartet hatte, und von welchen er noch nicht wußte, daß sie wären aufgerieben worden.

Herzlich erfreute der Kaiser sich nun des abermal anscheinenden Friedens, denn alle seine Länder waren durch lange Leiden erschöpft; der größte Theil Ungarns war in den Händen der Türken oder der Rebellen; und in den meisten Provinzen war die Ruhe nur durch die Gewalt hergestellt worden. Daher wendete er alle seine Gedanken dahin, den Frieden fester zu begründen, und nicht nur seine eigenen Länder, sondern auch ganz Deutschland von den schweren Kriegeslasten und Kriegesvölkern zu befreien. Auch knüpfte er um diese Zeit wegen der Heirath seines ältesten Sohnes Ferdinand, der indessen, trotz aller Unruhen (am 8. December 1625) in Ungarn feierlich zum König gekrönt worden, Verhandlungen mit Spanien an; und fuhr in seinen Landen mit allem Eifer fort, an der Wiederherstellung der katholischen Religion zu arbeiten. Doch der Friedensengel war nur wie im Fluge vorübergeeilt, und seine Spur verschwand ehe man dessen sich versah. Um jedoch Alles zu thun, was in seiner Möglichkeit stand, diesen so sehnlich gewünschten Frieden dauernd zu fesseln, ließ der Kaiser einen Reichsdeputationstag nach Ulm ausschreiben, wo alle Angelegenheiten, und insbesondere auch die des geächteten Pfalzgrafen Friederich, sollten geschlichtet werden, für den, so starrsinnig er auch auf seinem Trotz beharrete, dennoch fortwährend Könige und Fürsten bei dem Kaiser sich verwendeten.

Unterdessen aber berichtete der Churfürst von Mainz dem Kaiser die Intriken des Königs von Frankreich, der durch seine Minister und Gesandte in Deutschland überall öffentlich und heimlich ausstreuen lasse, er werde es nicht dulden, daß Spanien ihn am Rhein und an der Wesel, so wie auch in der Pfalz und im Veltlin einsperre. Eben so schrieb auch der Herzog von Bayern dem Kaiser und seinem Minister am spanischen Hofe, dem Grafen Khevenhiller, Schweden und Dänemark rüsteten sich zum Kriege; Frankreich sei entschlossen, in das Elsaß zu dringen, und durch die österreichischen Vorlande in die Pfalz einzufallen; der Herzog von Angoulème stehe in dieser Absicht an der Spitze einer Armee von 20,000 Mann zu Pferd', und zu Fuße, nebst einer bedeutenden Artillerie. Auch wisse er gewiß, daß die neue Union und die mitinteressirten Könige und Potentaten derselben beschlossen hätten, den geächteten Pfalzgrafen nicht nur in die Pfalz, sondern auch in Böhmen wieder einzusetzen; Oesterreich und Spanien zu Grunde zu richten; und daß sie auch sich bemühten, den Bethlen Gabor dahin zu vermögen, seine ganze Macht gegen Oesterreich aufzubieten, und ihm dafür die Markgrafschaft Mähren zur Belohnung versprochen hätten.

Der Erfolg zeigte, daß dies nicht leere Drohungen waren. Die beiden, vor Kurzem abermal geschlagenen und zerstreuten Parteigänger Mannsfeld und der Administrator erschienen neuerdings an der Spitze neu-

geworbener Heere. Letzterer ward zum General über die französische Cavallerie gesetzt; Mannsfeld aber erschien mit seinem Volke, das in England war geworben worden, auf mehr als 300 Schiffen mit Provision und Kriegsmunition zu Vliessingen in Seeland, wo er mit Trommelschlag und Losbrennung der Kanonen empfangen wurde. Der Administrator führte ebenfalls sein Volk auf hundert holländischen Schiffen ab. Doch überall spielte das Kriegsglück mit dem Muthe dieser unberufenen Helden. Mannsfelden geschah durch die klugen Vorkehrungen der kaiserlichen und spanischen Befehlshaber in den Niederlanden so wie nicht minder durch ansteckende Krankheiten, die unter seinem Volke einrissen, bedeutender Abbruch; der Administrator aber verlor beinahe alle Pferde und Munition durch einen der wüthendsten Stürme, der sich auf der See erhob; eine andere bedeutende Anzahl seiner Truppen ging ebenfalls durch Krankheiten zu Grunde. Kurz hierauf starb König Jakob I., ehe noch entschieden war, wozu diese Truppen sollten verwendet werden.

Es rüstete sich aber auch der niedersächsische Kreis mit aller Macht und in größter Eile. Allenthalben wurden Truppen geworben; Magazine angelegt und angefüllt. Tilly, den die Nachsetzung des Administrators in diesen Kreis gezogen hatte, fragte im Namen des Kaisers um die Ursache dieser so ungewöhnlichen Kriegsrüstungen an; da doch Niemand wäre beleidigt wor-

den, und auch gegen Niemand ein Krieg erklärt sei; ihre eigenen außerordentlichen Vorbereitungen aber nicht blos auf eine Defension, sondern auf einen offensiven Krieg deuteten. Er erhielt zur Antwort, die Rüstungen der Stände hätten blos zur Absicht, den Kreis gegen andringende Feinde zu vertheidigen. Tilly machte ihnen die dringendsten Vorstellungen und schloß sein Schreiben an die Fürsten des niedersächsischen Kreises mit der Ermahnung, ihr geworbenes Volk abzudanken, und auch den König von Dänemark hierzu zu stimmen; erbot sich, sobald sie das gethan hätten, den Kreis alsbald mit seinem Kriegesvolke zu räumen; widrigenfalls aber rufe er Gott zum Zeugen, daß er an den Bedrängnissen, an dem Verderben und Weheklagen der armen Leute, an den großen Ungelegenheiten und Empörungen nicht Schuld habe, die der Krieg nach sich ziehe. Dagegen wolle er Land' und Leuten, die sich gegen die kaiserliche Majestät devot, den Mandaten und Erinnerungen derselben gemäß verhalten und der Unruhigen sich nicht annehmen würden, nach seiner besten Möglichkeit Schutz verschaffen und sie von allem Ungemach retten helfen.

Während in dieser Sache viel hin- und hergeschrieben, abgemahnt und remonstrirt wurde, hatte der niedersächsische Kreis sich einen Oberfeldherrn erwählt. Ihre Wahl hatte zwischen dem König Gustav Adolph von Schweden und dem Könige Christian von Dänemark geschwankt; und beide Könige hatten sich um die Ehre beworben, Be-

schützer des niedersächsischen Kreises zu seyn, das heißt, das gegen sich selbst feindselig gestimmte Deutschland vollends zu verheeren und den friedfertigen Kaiser mit Krieg zu überziehen. Für Gustav Adolph sprach seine siegreiche Tapferkeit, die er im Kriege gegen Pohlen mehr denn zur Genüge bewiesen hatte; für den König von Dänemark aber, daß er selbst, als Fürst von Holstein zu dem niedersächsischen Kreise gehörte; welchen Grund das englische Kabinet vorzüglich geltend machte; das eigentlich, weil es das Geld zu diesem Kriege herschoß, hier eine entscheidende Stimme hatte, und das für diesen König entschied, weil seine Forderungen weit gemäßigter und bescheidener waren als die des Schwedenkönigs. Um aber den Kaiser einzusichern, schrieben sie auf seine eigenen väterlichen Abmahnungen wiederholt, »es sei von ihnen Niemand offendirt worden; und der Römisch Kaiserlichen Majestät ihres allergnädigsten Herrn hohe Reputation sei bei ihnen im allwege sancta, salva et inviolabilis, und würde vor wie nach respectirt werden. Sie wollten auch unter allem dem, was zu des Kreises Nothdurft, Verwahrung und Unschuld bereits angeführt werden müssen, nicht das Allergeringste gemeint haben, so zu Deroselben Präjudiz gereichen könnte. Sie achteten es aber nicht thunlich, daß der König von Dänemark, als Kriegesoberster, die Waffen niederlegen, dem Tilly aber dagegen trauen sollte, daß er den Kreis hernach wohl räumen, der reformirten Erz- und

Stifter sich nicht impatroniren, viel weniger in den Kreis wieder einrücken würde.«

Der König von Dänemark selbst antwortete dem Grafen Tilly folgender Weise: »Er wäre nebst dem ganzen sächsischen Kreise nicht anders gesinnt als der Kaiserlichen Majestät freund- oheimliche und respective unterthänigste Bezeigung und guten Willen zu unterhalten; und wie er zu dem werthen Frieden wohl geneigt, auch den ganzen niedersächsischen Kreis dazu inclinirt wisse, so möchte er doch wünschen, daß die Läufte es also mit sich brächten, daß er ohne Krieg des Friedens genießen, und in der christlichen Religion wie seine Vorfahren sein Leben beschließen möchte. Weilen aber er und der niedersächsische Kreis nun eine geraume Zeit her, allerhand Kriegs-Armaden nicht allein verspürt, sondern auch dessen unleidliche Pressuren empfunden, hätten sie nicht anders gekönnt, denn vermöge der Reichs- und Kreis-Ordnung sich zusammenzuthun und auf ein Defensionswerk zu schließen, gestalt solches Ihrer Kaiserlichen Majestät gebührlich eröffnet worden. Sonsten wäre aus seinem, des Tilly, Schreiben abzunehmen, daß er von etlichen Sachen gar übel berichtet.«

Während dieser schriftlichen Versicherungen aber der tiefen Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen die kaiserliche Majestät, setzten sie ihre Truppenwerbungen gegen Dieselbe ohne Unterlaß fort. Der König von Dänemark selbst hatte bereits eine Armee von 60,000 Mann auf den Beinen. Wegen

Subsidiengeldern unterhandelten sie mit Venedig, mit Holland und England, die denn auch nicht säumten, zu diesem verderblichen Kriege sie reichlich zu unterstützen. Hierauf ward Rath gehalten, wie sie den Krieg selbst anfangen sollten. Darüber gab es nun verschiedene Meinungen. Die aus Böhmen, Mähren, Schlesien und den österreichischen Provinzen Entflohenen stimmten dahin, »man sollte stracks auf Schlesien und Böhmen zugehen; sintemal Fürsten und Stände sowohl als das gemeine Volk wegen der Religion dermaßen disgustirt seien, daß sie einhellig die Waffen ergreifen, die Kaiserlichen verjagen, und den Pfalzgrafen wieder einsetzen würden; wozu die ungarischen Stände treulich helfen, Bethlen Gabor nicht feiern und der Türk auch das Seinige thun würde.« — Mannsfeld und Diejenigen, die mit ihm aus England gekommen waren, hielten für die Richtschnur der Unternehmung die Weisung und Meinung ihres Herrn, des Königs Jacob: »des Pfalzgrafen Patrimonium vor Allem wieder zu restituiren, damit er nur wieder einen Fuß ins Reich setzen, den Schaden facilitiren, und wenn alsdann die Gelegenheit Mittel eröffnete, Böhmen selbst wieder erobern könnte; — und dann hätten sie sich vorgenommen, einen oder zween Posten am Rhein zu fassen.« — Die dritte Meinung war, »daß man sich weder mit weiten Wegen und Entreprisen, als in Böhmen und Schlesien, noch mit Einnehmung starker und fester Plätze embarassiren, womit man Zeit, Volk, Geld und Bereit-

schaft verliert, sondern stark auf des Tilly untergebene Armada losgehen sollte; denn wenn diese zertrennt und geschlagen, so könnten sie alsdann den Kopf hinstecken wo sie wollten.«

Schiller, der als eifriger Protestant diesen sogenannten Religions- eigentlich Rebellionskrieg so gut verficht als es nur immer möglich ist eine schlimme Sache gut zu verfechten, konnte es dennoch nicht über sein ehrliebendes Gemüth bringen, diese meineidige Lüge selbst zu gestehen. »Nach Wien, spricht er, berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen, und die Ruhe in diesen Gegenden zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises und die furchtbaren Armeen, welche man aufstellte, schien etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben. Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Drohungen, Befehle fruchtlos erschöpft hatte, fingen die Feindseligkeiten an.«

Der zu mächtig gewordene Kaiser indessen, der von dieser verrätherischen Felonie weit genauer unterrichtet war als die gleisenden Kreisfürsten vermutheten, empfahl seine gerechte Sache dem Allmächtigen, und hielt mit seinen Getreuen Rath über die Mittel, dieser furchtbaren, wider ihn gerüsteten Armee, die sich weit über 100,000 Strei-

ter belief, wenigstens 20,000 Mann entgegen zu stellen. Aber auch dazu zeigte sich keine Möglichkeit; denn die Länder waren durch so viele innerlichen und ausländischen Kriege zu sehr verarmt, und überdieß durfte man ihnen nicht trauen; die Kammergefälle aber waren erschöpft; allenthalben zeigte sich in den sonst so reichen Ländern bitterer Mangel. Nirgend wollten sich Hilfsquellen eröffnen, die unermeßlichen Kosten einer Zurüstung zu erschwingen, wie ein solcher Krieg sie erforderte, wenn er mit Nachdruck sollte geführt werden.

In dieser peinlichen Verlegenheit schlug Einer der trefflichsten kaiserlichen Kriegesobersten dem Kaiser vor, ein mächtiges Kriegesheer von 50,000 Mann zu Roß und zu Fuße ins Feld zu stellen. Dies war Graf Albrecht von **Wallenstein**, ein damals schon ausgezeichneter Kriegesmann, der von Jugend auf in den Feldzügen gegen die Türken, die Venetianer, die rebellischen Ungarn und gegen Bethlen Gabor gedient, in der Schlacht am weißen Berge als Oberster eines Regimentes ritterlich gefochten, und späterhin als General die Ungarn in Mähren geschlagen hatte. Er selbst war in Böhmen ziemlich reich begütert und von alt-adeliger Familie *).

*) Dieser welthistorische Mann, bekanntlich Schillers Ideal, war dem uralten Hause **Waldstein** auch **Wallenstein** genannt, entsprossen, das seinem König Ottokar schon im J. 1278 vier und zwanzig mannhafte Ritter stellte. Albrecht **Wallenstein**, von welchem hier die Re-

Die kaiserlichen Minister aber hielten seinen Vorschlag für einen abenteuerlichen Gedanken, und fragten ihn, woher man 50,000 Mann aufbringen sollte, da es an der Möglichkeit gebräche, sogar 20,000 zu werben? — Wallenstein löste dies Räthsel sehr einfach und antwortete, mit 20,000 Mann sei es unmöglich, die Länder, wohin man kommen werde, in Contribution zu setzen; wohl aber vermöge er dies mit fünfzig Tausenden. — Auf diese einleuchtende Antwort ward mit ihm abgeschlossen, vorerst 20,000 und dann die Übrigen zu werben. Auch wurden ihm

---

de ist, ward am 14. September 1583 zu Prag geboren. In seiner frühesten Kindheit diente er als Edelknabe am Hof des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, hierauf aber bei Carl, Markgrafen von Burgau, dem zweitgebornen Sohne des Erzherzogs; kam dann 1594 auf die hohe Schule zu Altdorf, wo er wegen der Folgen seines finstern und empörenden Stolzes (dem Grundzuge seines Charakters) das Consilium abeundi bekam. Hierauf folgte er dem Generallieutenant, Grafen Carl von Mannsfeld, nach Ungarn zur Belagerung Grans, woselbst der zwölfjährige Albrecht eine Compagnie als Hauptmann befehligte, und durch so glänzende Waffenthaten sich auszeichnete, daß er die ältesten Officiere beschämte. Im folgenden Jahre machte er weite Reisen durch England, Schottland, Frankreich und Italien, wo er seine Kenntnisse ungemein bereicherte. Zu Padua hielt er sich am längsten auf, und studierte dort unter den berühmtesten Meistern, Politik, Sternkunde, ganz besonders aber Astrologie, das damalige Lieblingsstudium großer Herren, das er auch bis an sein unglückliches Ende mit größter Leidenschaft

einige Muster- und Sammelplätze in Böhmen eingeräumt, aus welchen er zum Theil, — größtentheils jedoch aus seinem eigenen und seiner Freunde Vermögen, — die Kosten aufbrachte, dieses Heer zu werben und auszurüsten. Er war der Erste, der die Kunst ersann, den Krieg ohne Raubzüge und ohne Beraubung der kriegführenden Macht selbst, blos durch Brandschatzungen und Contributionen der feindlichen Länder zu führen; und sich und die Seinigen dabei sogar zu bereichern. Dieses großen Dienstes, so wie nicht minder anderer früherer Verdienste we-

---

betrieb. Er kehrte mit einem Astrologen nach Prag zurück, heirathete dort nach einiger Zeit eine reiche Witwe, die nach vier Jahren ihm großen Reichthum hinterließ. In dem Kriege Ferdinands II. mit Venedig warb Wallenstein auf eigene Kosten sieben Fahnen deutschen Fußvolkes, schlug die Venetianer zweimal, warf Lebensmittel und Mannschaft in das schwer geängstete und bedrängte Gradiska, und vermählte sich nach dem Frieden mit der Republik zum zweiten Male mit einer Tochter des Grafen Carl von Harrach; bei welcher Gelegenheit Ferdinand ihn in den Grafenstand erhob. Auch bei der mährischen Rebellion leistete er dem Kaiser große Dienste; er sammelte die treu gebliebenen Streiter und warb auf eigene Unkosten noch ein Regiment Wallonen, mit welchem er im Jahr 1619 zu Bouquoi stieß, und während dieser Feldherr den rückkehrenden Böhmen nachsetzte, Bethlen Gabors Heer verfolgte. Seine andern Waffenthaten am weißen Berge von Prag wurden bereits berührt; sein übriges Leben folgt im Verlauf dieser Geschichte.

gen, und auch um ihn mit um so größerem Ansehen zu schmücken, erhob der Kaiser ihn in den Fürstenstand, und gab ihm den Titel eines Herzogs von Friedland. Hierauf warb er in kurzer Zeit sein Heer und ertheilte über hundert Patente, durch die er die Obersten und andere Officiere dabei anstellte.

Es war aber auch Tilly indessen keineswegs müßig gewesen. Nachdem dieser so edle als tapfere Feldherr den Krieg umsonst mit der Feder geführt, und den niedersächsischen Kreis wiederholt, und immer vergeblich von ihrer Feindseligkeit abgemahnt hatte, griff er endlich zum Schwerte und zog mit der kaiserlichen und liguistischen Armee nach dem Weserstrom, der Pässe bei Hörter zu seinem Vortheil sich zu bemächtigen. Wer Tilly nur aus Schillers Beschreibungen kennt, hat sehr unrichtige Begriffe von ihm. Seine Missive und Vorstellungen an die, wider den Kaiser gerüsteten Fürsten und Stände zeigen vielmehr einen sehr edlen, besonnenen, theilnehmenden und menschenfreundlichen Charakter. Als solchen schildert ihn auch sein Zeitgenosse, der gelehrte und sinnreiche, durch seine classischen Poesien berühmte Jacob Balde; und Kaiser Ferdinand, der ihn genau kannte, spricht selbst in einem Schreiben an die niedersächsischen Stände von ihm »seine besondere Discretion und sein friedliebendes Gemüth sei fast aller Welt bekannt.«

Obwohl also im Vortheil, schrieb Tilly dennoch den niedersächsischen Fürsten und Ständen noch einmal, und zwar sehr beweglich zu, sie vor dem Jam-

mer eines verheerenden Krieges und vor der bittersten Reue zu warnen; wofern sie in ihrer Obstination fortführen; und als sie auch nun ihre immer furchtbareren Rüstungen unter allerlei nichtigen Vorwänden rechtfertigten, keiner vernünftigen und wohlgemeinten Vorstellung nachgaben, und fortwährend in ihrem Trotz gegen den Kaiser verharrten, rückte er ernstlich vorwärts, schlug die Dänen bei Stolzenau so tapfer, daß der Kern ihrer Armee theils auf dem Schlachtfelde blieb, theils gefangen ward; und nahm nach einander Jorona, Labenstein, Koppenburg, Stottenburg, Stößingen, Kriendau, Kallenburg, und viele andere Orte; so daß sein Name Schrecken verbreitete; der Muth seines Heeres durch diesen so glänzenden Anfang mächtig gekräftiget ward, und der König einen Landtag hielt, neuen Succurs zu erhalten.

Indessen war auch Wallenstein mit 30,000 Mann ins Feld gerückt; und hatte seinen Marsch gegen die Elbe hin genommen. Nun begann sowohl dem König Christian von Dänemark als den Fürsten und Ständen des Kreises der Muth zu sinken; sie versammelten sich und machten Friedensvorschläge. Aber wie früher Tilly, antwortete auch Wallenstein auf ihre Zuschriften, sie sollten vor Allem ihr Kriegesvolk entlassen, und dasselbe weder dem Herzog Christian von Braunschweig, noch dem Mannsfeld überlassen, sondern gänzlich aus dem Reiche schaffen, ihre ferneren Werbungen einstellen, nichts wider die kaiserliche Majestät vornehmen, und dem Kaiser so wie auch

den betreffenden Churfürsten und Ständen die Unkosten ersetzen, die diese Kriegespräparationen ihnen verursacht hätten. Wie aber gegen den Kaiser und Tilly, rechtfertigten sie auch ihre Kriegesrüstungen gegen Wallenstein; antworteten, es sei nie ihre Absicht gewesen, etwas Feindseliges gegen die Kaiserliche Majestät vorzunehmen; sie hätten es auch noch nicht im Sinne; und wofern die beiden kaiserlichen Feldherren mit ihren Kriegesarmaden aus dem Kreise zögen, wollten auch sie ihr Volk entlassen. Als nun nach vielmaligem, vergeblichem Hin- und Herschreiben auch Wallenstein sah, daß auf gütlichem Wege nichts mit ihnen auszurichten war, rückte er in die Stifter Halberstadt, Magdeburg und Halle ein und besetzte die Städte und Gebiete derselben.

Sein kluges Benehmen gewann ihm allenthalben so hohe Achtung, daß diese Gegenden erklärten, sie wollten in beständiger kaiserlicher Devotion verbleiben. Denn er hielt, besonders im Anfang seines Obergeneralats, treffliche Mannszucht; so daß die Länder, zu ihrem freudigen Erstaunen, nicht verwüstet, die Leute nicht von Haus und Hof vertrieben, sondern die Felder bestellt, die Ernten eingebracht wurden, und Soldaten und Bauern zusammen lebten; da hingegen die frühern Feldherren, die gleich in den ersten Tagen die Länder verheerten, sich selbst die Mittel zum Kriege benommen hatten. Alle kriegführenden Mächte nahmen bald diese Art und Weise Krieg zu führen von Wallenstein an, wodurch es ihm nicht nur nie an Mitteln fehlte, seine Truppen ge-

hörig verpflegen zu lassen, sondern er auch in den Stand gesetzt ward, je mehr Legionen er führte, um so größere Contributionen zu erheben; von welchen er neue Streiter werben, bewaffnen und erhalten, die Artillerie und andere Kriegsbedürfnisse bestreiten, und verdiente Officiere mit fürstlicher Munificenz belohnen konnte. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Wallenstein während dieses Krieges nicht nur zu großen Ehren, sondern auch zu großem Reichthum gelangte; das Mährchen aber, dem auch Schiller geneigt ist, Glauben beizumessen, der Herzog von Friedland habe während seines siebenjährigen Commando 60,000 sage nicht sechs, noch auch sechshundert oder sechstausend, sondern sechzig tausend Millionen Thaler aus der Einen Hälfte Deutschlands erhoben, ward vor wenig Jahren von einem verdienten Schriftsteller nach seinem Werthe gewürdigt *).

König Christian sah augenblicklich die ganze Gefahr, in welche der scharfsinnige Wallenstein ihn dadurch brachte, daß er bei Dessau an beiden Ufern der Elbe Posten faßte; da er nun, zwischen zwei großen feindlichen Heeren, im Rücken konnte angefallen und sogar von seinen eigenen Ländern abgeschnitten werden. Sogleich musterte er seine ganze Armee, ließ seinen Sohn, den jungen Prinzen Christian

*) Khevenhiller spricht von 60, Hormayr von 600 Millionen, die Wahrheit mag wohl zwischen beiden in der Mitte stehen.

schwören, im Falle er etwa im Treffen bleiben sollte, den angefangenen Krieg fortzusetzen, und schrieb eilig an Mannsfeld, den er bis dahin nie hatte anerkennen wollen, sich mit ihm zu vereinigen. Mannsfeld, hierüber hoch erfreut, brach sogleich aus dem Stifte Lübeck und der Gegend um Lauenburg, wo er bis dahin sich meist unthätig aufgehalten, mit seinen Truppen auf, wagte es, Wallensteins furchtbarer Macht bei Dessau sich allein entgegen zu stellen, und wollte sogleich der Brücke und Schanze bei der Elbe als eines trefflichen Postens sich bemächtigen. Da er jedoch kräftigen Widerstand von den Kaiserlichen fand, besandte er alsbald seinen Freund und Waffenbruder, den Administrator Christian; der auch nicht säumte, mit seinem stattlichen Armeecorps ihm zu Hilfe zu kommen; und beide vereint fingen nun ernstlich an, die Elbschanze zu belagern und zu beschießen. Doch der kaiserliche General Altringer that ihnen tapfern Widerstand, vertrieb sie einige Male mit bedeutendem Verlust und brachte ihre Reiterei in völlige Unordnung. Wallenstein aber schlug sie hierauf, beinahe ohne allen eigenen Verlust, erlegte den bei weitem größten Theil ihres Fußvolkes und bekam ihre Artillerie, 34 Fahnen und 3000 Gefangene in seine Gewalt, worunter viele edle Officiere.

Nach dieser Niederlage bei Dessau, sammelte Mannsfeld seine zerstreuten Truppen so gut er konnte, zog noch einiges schottisches Volk an sich, das von Hamburg anlangte, so wie einige Compagnien,

die der König Christian ihm sandte; zu welchem Armeecorps noch 5000 Mann dänisches Volk stießen, die der Herzog Ernst von Weimar ihm zuführte. Diese beiden Parteigänger hatten den Plan, zu einer bestimmten Zeit mit Bethlen Gabor, der sich indessen ebenfalls stark gerüstet hatte, sich zu vereinigen und gegen Österreich zu operiren; in welcher Absicht sie denn auch ihr Kriegsvolk auf vierzehn Tage mit Lebensmitteln versehen und in möglichster Eile fortmarschieren ließen. Doch Wallenstein folgte ihnen auf dem Fuße nach; und als er sah, daß sie nach Mähren und Schlesien sich wendeten, sandte er ihnen alsbald einige Regimenter zu Pferde durch die Lausitz über Schlesien nach, um ihnen zuvorzukommen. Von seinem übrigen Heere überließ er dem Grafen Tilly 7000 Mann, und setzte ihnen dann selbst mit seiner Hauptarmee, die aus 30,000 Mann Reiterei und Fußvolks bestand, in aller Eile nach. Der kaiserliche Oberst Pechmann, der mit einem starken Corps dem Mannsfeld immer im Rücken war, erlegte ihm täglich 50, bis 60 Mann, so daß sie sich genöthigt sahen, in geschlossenem Phalanx zu marschieren. Doch hatte Mannsfeld diesen Verlust in Mähren und Ungarn bald wieder ersetzt. Der Herzog Ernst von Weimar zog eine ziemliche Strecke mit ihm; trennte sich jedoch hernach und kehrte nach Schlesien zurück, wo er durch Raub und Plünderung großen Schaden anrichtete, seine Armee ebenfalls in Kurzem verstärkte, und die Kaiserlichen, ob auch solche in weit größerer Anzahl waren, öfters und

zwar einmal so tapfer schlug, daß sie 1300 Mann in Einem Treffen verloren.

Schwer war dem König Christian und den niedersächsischen Fürsten Mannsfelds Niederlage bei Dessau gefallen; aber größer als ihr Leid war ihre Freude, daß er und Ernst von Weimar durch ihren Rückzug die kaiserliche Armee aus dem Kreise zogen; denn dadurch gewannen sie Luft, Muth und Zeit. Auch säumte der König von Dänemark nicht, alsogleich um sich zu greifen, und nahm zwei Magdeburgische Ämter, die Besten Schloen im Braunschweigischen und Stenerwald im Churfürstenthum Köln, wo er stattliche Vorräthe fand. Indessen aber hatte Tilly Minden erobert und warf sich nun vor Göttingen, das er ebenfalls durch eine starke Belagerung angriff. Aber die starke dänische Besatzung that ihm durch unaufhörliche Schüsse aus dem groben Geschütz und durch ihre Ausfälle nicht geringen Schaden. Auch suchte der König, dem Alles daran gelegen war, diese feste Stadt zu erhalten, diesen Feldherrn zu divertiren; was ihm jedoch nicht gelang; wiewohl Tilly sechs ganze Wochen vor Göttingen lag; bis er endlich Ernst brauchte und solche (am 9. August 1626) furchtbar beschießen, hierauf aber Brücken schlagen und Sturmleitern anlegen ließ. Nun fing die Besatzung an zu capituliren; und nur mit großer Mühe konnte Tilly seine Soldaten von dem Sturm zurückhalten. Da jedoch der edle Feldherr fürchtete, bei diesem Sturm Manchen seiner Tapfern ohne Noth zu verlieren, ging er einen Accord ein, und gestattete

den Dänen, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, brennenden Lunten, und mit Sack und Pack nach Kriegesgebrauch abzuziehen.

Hierauf zog Tilly nach Nordheim, um auch Herr dieser Festung zu werden, und also die wichtigsten und festesten Puncte des Kreises zu besetzen, diesen Krieg, wo möglich in Einem Feldzuge zu beendigen. Der König aber, der Kundschaft davon bekam, brach alsbald mit seinem ganzen Heere auf, dieser Stadt zu Hilfe zu kommen, und traf am 15. August bei Tagesanbruch mit dem Tillyschen Heere zugleich bei Nordheim ein. Beide Armeen kamen einander so nahe, daß die Reiterei bereits ein Gefecht eröffnete. Nur ein kleiner Fluß trennte die Heere von einander. Da indessen die Tillyschen Soldaten noch nicht in Schlachtordnung aufgestellt waren, auch Tilly selbst nicht zugegen war, sondern Krankheitwegen noch in Göttingen sich aufhielt, commandirte er seine Armee zurück, und ließ sie in der Gegend dieser Stadt festen Posten fassen.

Der König, der eine entscheidende Schlacht mit Tilly, dessen großes Feldherrntalent er fürchtete, eben so gern vermied, als gierig Tilly dieselbe suchte, ließ den Rückzug ungestört geschehen; versah Nordheim mit Proviant und Munition, und rückte dann in das Churmainzische Eichsfeld bis nach Duderstadt, von wo er den Fuß nach Thüringen zu setzen und dann in die Länder und Stifter der Liguisten einzufallen gedachte. Tilly aber war nicht sobald wieder-

hergestellt, als er die Wallensteinischen Regimenter an sich zog, mit allem Kriegsvolk aufbrach und durch Eilmärsche dem König den Vorsprung abgewann. Als nun Christian sein Vorhaben vereitelt sah und wahrnahm, daß Tilly ihm bedeutend an Mannschaft überlegen war, wendete er, einer Schlacht auszuweichen, sich wieder nach dem Braunschweigischen über das Gebirge zurück und zog sich gegen Lutter und Wolfenbüttel. Tilly säumte nicht, ihn einzuholen, und schon waren sie einander so nahe, daß es drei Tage hindurch Scharmützel zwischen den Vorposten beider Heere absetzte.

Da nun der König, in die Enge getrieben, nicht weiter fortkommen konnte, ohne sich zu schlagen, stellte er sich bei dem braunschweigischen Dorfe Lutter, das Amthaus am Bernerberge genannt, in Schlachtordnung; wo dann am 27. August beide Armeen einander anfielen. Die Dänen eröffneten die Schlacht mit so großer Tapferkeit und fochten mit so unerschütterlichem Muthe, daß Anfangs der Sieg des Tillyschen Heeres sehr im Zweifel stand; da eine große Anzahl seiner Reiter und Fußknechte so wie auch nicht wenige seiner tapfersten Officiere in diesem mörderischen Treffen fielen. Durch Tillys treffliche Anordnungen ward zwar der Feind einige Male zurück gedrängt; aber dreimal führte der König sein Volk mit ausgezeichneter Tapferkeit selbst ins Treffen zurück, bis endlich Tillys Löwenheere die dänischen Phalanxe im Sturm durchbrachen, zertrennten, in die Flucht schlugen und den glänzendsten Sieg erfoch-

ten. Vier tausend Dänen lagen todt auf der Wahlstatt; die ganze Artillerie fiel in die Hände des Siegers. Dreißig Fahnen Fußvolks, die in das Amthaus Lutter sich warfen, und welchen aller Rückweg abgeschnitten war, mußten auf Gnade und Ungnade sich ergeben. Mit genauer Noth war der König selbst mit dem größten Theile seiner Cavallerie der Gefangenschaft entkommen. Er flüchtete sich nach Wolfenbüttel. Vieles, doch seinen Muth hatte er nicht verloren. Eilig musterte er dort seine noch übrigen Truppen, warb neues Volk, und sandte nach Holland und England um Hilfe und Truppen, die ihn in den Stand setzten, den Krieg weiter fortzuführen.

Groß war der Verlust dieser Schlacht für die protestantische Sache; dennoch war er nicht der einzige; denn sie verloren noch im nämlichen Jahre drei ihrer tapfersten Helden. Mannsfeld, von Wallenstein gleich einem flüchtigen Räuber verfolgt, war endlich nach Siebenbürgen gekommen, wo er willkommene Aufnahme von Bethlen Gabor hoffte. Doch dieser Fürst, der im Vertrauen auf den Beistand der verbündeten Protestanten den Frieden mit dem Kaiser abermal gebrochen und zum Kriege sich gerüstet hatte, sah ihn mit scheelen Augen an, da er statt Geldes, das er von Venedig und England erwartet hatte, eine Macht von 30,000 Mann feindlicher Truppen ihm ins Land brachte. Stolz wies er ihn wie einen überlästigen Bettler zurück und verwies ihn an Venedig. Und da Räuber immer arm bleiben, sah auch Mannsfeld, der so viele Landschaften ge-

plündert, so viele Städte gebrandschatzt, so ungeheure Summen erpreßt hatte, sich nun genöthigt, sein Geschütz und Heergeräthe zu verkaufen, das Reisegeld für sich und sein weniges Gefolge zu erschwingen. Als er durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig zog, übereilte ihn unweit Zara der Tod. Kurz vor ihm war sein treuer Freund und Bundesgenosse, der Herzog Christian von Braunschweig und Administrator von Halberstadt gestorben. Beiden folgte bald der Herzog Ernst von Weimar, den nur der Tod von der Reichsacht befreite, mit welcher der Kaiser ihn bedroht hatte; der nun durch ein besonderes Gericht der göttlichen Vorsehung von dreien seiner Hauptfeinde erledigt war, die ihm und seinen Ländern den Untergang geschworen hatten, und dagegen selbst in ihren besten männlichen Jahren durch einen unrühmlichen Tod hinweggerafft wurden.

Um diese Zeit neigte sich auch der Bauernkrieg in Oberösterreich zu seinem Ende. Wir haben schon früher gesehen, welchen kräftigen Widerstand diese bewaffneten Bauern den bayrischen Truppen gethan; und noch hatten sie bis zur Stunde die Waffen nicht nur nicht abgelegt, sondern einen schweren häuslichen Krieg geführt, und unter ihrem Oberfeldherrn Stephan Fadinger zu sechszehn Tausenden, zwanzig Tausenden, ja, was kaum glaublich bedünkt, bei der Belagerung von Linz zu achtzig Tausenden sich bewaffnet. Es würde zu weit führen, wenn wir die Geschichte dieses denkwürdigen und verderblichen Krieges in seinem ganzen Umfang hier erzählen woll-

ten; doch können wir, da das Ende desselben in die Regierung Ferdinands II. fällt, solchen auch nicht gänzlich mit Stillschweigen übergehen.

Schon unter Kaiser Mathias hatten die Oberösterreichischen Stände, die unter dem Vorwand der Religion nach gänzlicher Unabhängigkeit strebten, ihre Bauern aufgeboten und bewaffnet; die sie größtentheils selbst zur protestantischen Religion verführt, ja zum Theil beinahe mit Gewalt dazu genöthiget hatten. Sie erzeigten sich auch gegen den regierenden Kaiser widersetzlich, da er die Regierung seiner Länder antrat; und als Ferdinand seinem Schwager, dem Herzog Maximilian von Bayern das Land ob der Enns für die großen Summen verpfändete, die er zur Bestreitung der Kriegeskosten indessen hergeschossen hatte, gab die Klage über eine fremde Regierung den Bauern neue Gelegenheit zu vielfältigen Gewaltthätigkeiten und Empörungen. Statt das Feld friedlich zu bestellen, zogen sie auf Raub aus, plünderten Kirchen, Klöster, Pfarrhöfe, Schlösser und Güter der katholischen Herrschaften und Obrigkeiten, und richteten durch Mord und Brand ungeheuern Schaden und Verwüstungen an.

Immer war die Religionsfreiheit der Schild, mit welchem sie ihre rebellische Wuth bedeckten; in ihren Fahnen führten sie nebst andern den Spruch:

Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So geb' uns Gott ein' Heldenmuth!

Gleichwie die Rebellen aller Provinzen mit den feindlichen Mächten in Verbindung standen, also war auch dieser Bauernaufruhr eine Angelegenheit, welche die Feinde des Kaisers als ihrem Interesse nicht fremd betrachteten. Der Pfalzgraf Friederich, Mannsfeld, und selbst der König von Dänemark ermunterten sie zur Thätigkeit. Letzterer schrieb ihnen, er wolle zwar nichts thun, sie von ihrem rechtmäßigen Landesherrn abwendig zu machen; aber gern wolle er ihnen Hilfe senden und in Allem die Hand bieten, ihre Religionsfreiheit zu beschützen. Ganz besonders aber nährten diesen Geist des Aufruhrs die flüchtigen Stände, deren Güter waren confiscirt worden; und gewiß hätten die feindlichen Heere, wenn sie in Oesterreich eingedrungen wären, treue Verbündete an diesen Rebellen gefunden.

Mit wahrhaftem Feldherrntalent hatte Fadinger ihr Kriegswesen geordnet; und so lange er selbst lebte, war ihnen wenig abzugewinnen. Nicht nur hätte er für jeden Kreis einen eigenen Hauptmann bestellt; sondern alle Waffen- und Alarmplätze waren so systematisch ausgetheilt, daß auf den ersten Schlag der Sturmglocke, in jedem Bezirk und Dorfe Jeder wußte, wo er sich einzufinden hätte, und wo im Fall einer Gefahr das unbewaffnete Volk sich hinflüchten sollte; denn die Glockenstreiche waren ebenfalls verschieden vorgeschrieben. Ueberdies hatte er Kriegsräthe, geheime Räthe, Proviantmeister und Feldschreiber ernannt; und es war nicht nur jeder Einzelne trefflich bewaffnet; sondern sie hatten

sich auch eine gute Anzahl Kanonen angeschafft, und mußten Schanzen und Verhaue anzulegen und sich systematisch zu vertheidigen; so daß eine förmliche Kriegesmacht dazu gehörte, sie zu bändigen; die man zu jener Zeit um so weniger gegen sie aufbringen konnte, als der Kaiser in Ungarn, der Churfürst von Bayern aber in Deuschland vollauf zu thun hatten, und aller ihrer Truppen benöthiget waren. Der Statthalter von Oberösterreich, Graf Adam von Herbersdorf, hatte zwar Anfangs mehrere Abmahnungspatente an sie ergehen lassen und alles Mögliche gethan, die Ruhe wiederherzustellen; auch hatte er sie laut und öffentlich versichern lassen, es sollte ihren billigen Beschwerden abgeholfen werden. Da jedoch Alles vergeblich war, und man ihn versicherte, die Anzahl der rebellischen Bauern beliefe sich höchstens auf 2000, ließ er ihnen mit 1200 Mann regulirter Truppen bei einer Mühle auflauern, die an der Straße, in der Nähe eines Waldes lag, worin ein Theil der Bauern sich im Hinterhalt verborgen hatte. Der Erfolg dieser Unternehmung des Statthalters aber fiel sehr unglücklich aus; die Bauern schlugen ihn, erlegten beinahe die ganze Reiterei, erbeuteten seine Kanonen, und er selbst entfloh mit 400 Mann und wenigen Croaten, nachdem seine besten Officiere in dem Treffen geblieben waren.

Hierauf wurden abermal Verhandlungen mit ihnen angeknüpft, Commissarien zu ihnen gesandt, und der, ohnedies immer zur Milde geneigte Kaiser bewilligte ihnen auch so viel er nur bewilligen konn-

te. Doch sie selbst hielten nie Wort, wußten alle Beschlüsse und Verordnungen zu umgehen, und führten dabei, wie alle Rebellen, immer Worte der Bereitwilligkeit und des Gehorsams gegen den Landesherrn im Munde. Nach vielen vergeblichen Verhandlungen mit ihnen, beschossen sie (am 25. Juni 1626) die Stadt Enns, belagerten Linz, verbrannten die Vorstädte daselbst und sperrten die Donau mit Ketten, die noch heut zu Tage Verwunderung erregen und im k. k. Zeughaus zu Wien aufbewahrt werden. Sie schossen auch eine solche Bresche in die Mauern der Stadt Linz, und griffen den Sturm mit solchem Geschick und solcher Wuth an, daß sie die Stadt ohne allen Zweifel eingenommen hätten, wenn nicht die streitbare und wohlgeübte Besatzung ihnen mit dem kräftigsten Widerstand begegnet wäre. Denn je mehr Leute sie verloren, — und sie verloren derselben zu Tausenden, — je wüthender griffen sie an. Schon wußten die Befehlshaber sich keinen Rath mehr, und verzweifelten, die Stadt erhalten zu können, als der Statthalter Befehl gab, mit Pechkugeln und Pechkränzen unter die leicht bekleideten Bauern zu feuern, und ohne Unterlaß das grobe Geschütz auf sie loszubrennen. Dies half; und die Bauern wichen endlich mit großem Verlust; ohne jedoch den Plan aufzugeben, die Stadt dennoch endlich zu erobern und an dem Statthalter sich zu rächen. Doch ihre abermaligen Versuche mißlangen durch die Wachsamkeit des Statthalters, gleich den ersten; und sie verloren, nachdem Fadinger bei der Belagerung von Enns geblieben war,

viele ihrer tapfersten Leute in verschiedenen Scharmützeln.

Nichts desto weniger schlugen sie noch am 12. September desselben Jahres unter Achatius Wielinger, dem Nachfolger Fadingers, der Landmann des Ritterstandes gewesen war, ein Regiment Bayern, das mit einigen Schwadronen Reiterei gegen sie heran zog, mit solcher Wuth, daß die Cavallerie, in Unordnung gebracht, die Flucht ergriff, das Fußvolk die Gewehre von sich warf und der Reiterei in der Flucht nachfolgte, der Oberst Hieberer und eine ziemliche Anzahl Officiere auf dem Platze blieben, und alle Munition und 4 Stücke Kanonen den Bauern in die Hände fielen. Kurz hierauf auch überfielen die Bauern den Herzog von Holstein, der gegen Neukirchen in das Land rückte, erlegten 1000 Mann der Seinigen und erbeuteten alle Wehren, Munition und das ganze Gepäcke des Fürsten.

Trotziger als je nach diesem Siege, dictirten sie nun ihre Forderungen mit empörendem Stolz; und der Kaiser sah, diese furchtbaren Rebellen zu bändigen, sich genöthigt, seine entbehrlichen Truppen mit denen der Bayern und der Liguisten zu vereinigen; wo es endlich dem, in der Folge so berühmten Feldherrn Pappenheim durch große Klugheit, Kriegslist und Tapferkeit, wiewohl nicht ohne oftmaligen, bedeutenden Verlust, und tapfern Widerstand der Bauern gelang, diesen unseligen Aufstand im November 1627 zu beendigen. Viele Tausende dieser Bauern hatten in verschiedenen Treffen das Leben

verloren; fünfzehn ihrer Häuptlinge, worunter Achatius Wielinger, wurden zu Linz öffentlich hingerichtet; viele hundert Andere, theils nach den Gränzfestungen abgeführt, theils zu Arbeiten in dem Stadtgraben von Wien, und theils zu einer Geldstrafe verurtheilt. Die Übrigen, die durch ihren Ausschuß demüthig um Verzeihung bitten ließen, die Waffen niederlegten und in den Gehorsam des Kaisers sich begaben, erhielten Gnade; unter der Bedingniß jedoch, daß sie in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten.

Nach glücklicher Beendigung dieses einheimischen Krieges setzte Ferdinand die Reformation in Religionssachen in den Städten, Märkten und Dörfern in Österreich fort, schaffte die Prädikanten, die sich indessen wieder eingedrungen hatten, abermal aus dem Lande, und arbeitete mit bewundrungswürdigem Eifer und unerschütterlicher Standhaftigkeit an der Wiederherstellung und Verbreitung der katholischen Religion in allen Provinzen seines Reiches. Viele, selbst aus Denjenigen, die es am besten meinten, fürchteten, es würde dieser religiöse Eifer des Kaisers in der, ohnedies so schwierigen Zeit neue und große Unruhen erwecken. Doch lief, wenige einzelne Fälle abgerechnet, Alles ruhig ab; da Ferdinand bei seiner Reformation mit größter Klugheit vorging, seinen Ernst durch gelinde Mittel milderte, und aus allen seinen Vorkehrungen hervorleuchtete, daß er es gut und väterlich mit allen seinen Unterthanen meinte.

Im nämlichen Jahre kehrte auch Wallenstein aus Siebenbürgen zurück, wohin er die Gefahr von den Erblanden abzuwenden und gefährliche Verbindungen mit Bethlen Gabor zu verhindern, Mannsfeld verfolgt hatte. Da König Christian indessen noch immer gerüstet war, bemächtigten sich die beiden großen Feldherren Tilly und Wallenstein nach einander aller bedeutenden Festungen im nördlichen Deutschland; selbst derjenigen, die der König angelegt hatte, und vertrieben ihn von Stade, von Kiel, von Wolgast, von Krempe, von Rostock und von andern Orten. Da ward endlich der König seines Feldherrnberufes müde und übergab den Commandostab dem noch unglücklichern Markgrafen von Baden-Durchlach, den wir schon aus seiner frühern Niederlage bei Wimpfen kennen, und den der General, Graf Schlick im Holsteinischen abermal, und zwar dergestalt schlug, daß dem König im deutschen Reiche nichts mehr erübrigte, als das einzige Glückstadt.

Mit stillem Ingrimm und von giftigem Neide geschwellt, hatte der stolze Wallenstein den Ruhm seines ehemaligen Feldherrn Tilly täglich wachsen sehen. Schon seit der Prager Schlacht war er sein persönlicher Feind. Da es ihm nun nicht möglich war, seiner wohlverdienten Lorbern ihn zu berauben, suchte er wenigstens auf alle Art und Weise ihn um die Früchte seiner Siege zu bringen, und wußte den friedliebenden Tilly, der um der Eintracht willen gern

nachgab; durch Hofbefehle und Kuriere in einen Winkel von Niederdeutschland zu verbannen, wo er die höchst bedenklichen Rüstungen und Bewegungen der Holländer beobachten sollte; die, wie man sichere Nachrichten hätte, nächstens Deutschland überschwemmen und die Pfalz erobern würden; die aber in der That mit keinem Gedanken an ein solches Unternehmen dachten. Dort also ließ er ihn auf unverantwortliche Weise mit seinem starken Heere müßig stehen, und verurtheilte ihn zuzusehen, wie er nun ganz Holstein eroberte und Anstalten traf, wofern der König nicht Frieden schlösse, den Krieg über das baltische Meer und bis nach Koppenhagen selbst zu spielen.

Wirklich nahm er nun den Titel eines Generalissimus zu Land und zur See an, und wußte auch, diesem etwas pretiösen Titel einen Anstrich der Wahrheit zu geben, eine Flotte, theils aus selbst erbauten, theils aus erborgten Linienschiffen sich zu erschaffen. Doch scheiterte beinahe der ganze Ruhm seiner Waffen an dem unüberwindlichen Muthe der Festung und Hanseestädt Strahlsund, die ihm zur Behauptung der Herrschaft an der Ostsee unentbehrlich schien. Zwar belagerte er die Stadt mit solcher Kunst, daß es den Dänen nicht möglich ward sie zu entsetzen; aber auch er selbst bemühte sich vergebens dieselbe in seine Gewalt zu bekommen, wiewohl er hoch und theuer geschworen hatte: »Wenn schon diese Festung mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre,

so müßte sie dennoch herunter!« Diese unbändige Hoffart Wallensteins zog, wie wir bald sehen werden, den König Gustav von Schweden nach Deutschland. Mehr geneigt zu befehlen als zu gehorchen, verlachte dieser stolze Feldherr den Befehl des Kaisers, an den die Stadt Strahlsund sich gewendet und dem sie Treue verheißen hatte, und setzte die Belagerung trotz Ferdinands ausdrücklichem Verbote fort, bis endlich Gustav Adolph die Gelegenheit ersah, dieser Stadt unaufgefordert zu Hilfe zu kommen und sie mit Munition zu versehen.

Diese Einmischung seines verhaßten Nebenbuhlers, des Schwedenkönigs, der seinen Ruhm so sehr verdunkelte, und die Furcht vor noch größern Übeln, so wie auch Mißmuth über so vielfach erlittenes Unglück, bestimmte endlich den König Christian von Dänemark (1629) einen Frieden mit dem Kaiser zu schließen und in seinen Inseln sich zu verbergen. Er erhielt seine Besitzungen in Deutschland, die er bis auf Glückstadt alle verloren hatte, sämmtlich unter der Bedingniß zurück, in die deutschen Angelegenheiten sich nicht zu mischen; außer in wiefern es ihm als Herzog von Holstein zustände. Ersichtlich wird auch aus diesem Frieden, wie wenig es dem edlen Kaiser zu thun war, durch den Krieg zu gewinnen, zu erobern, oder Rache zu üben; da er von Christian durchaus keine Abtretung, auch nur eines einzigen Dorfes verlangte. Die Liebe zum Frieden allein, bestimmte den Kaiser Frieden zu schließen.

Mecklenburg war früher schon in die kaiserliche Gewalt gefallen, und die Herzoge, die sich trotz der, gegen den Kaiser geheuchelten Treue wider ihn bewaffnet, und die übrigen Stände mehr als jeder Andere zur Bewaffnung gegen ihn aufgefordert hatten, waren in die Reichsacht erklärt und ihrer Länder entsetzt worden. Ferdinand belehnte mit diesem Herzogthum den furchtbaren, aber königlich großmächtigen Feldherrn Albrecht Wallenstein, den er schon früher mit dem Herzogthum Sagan belehnt hatte, weil er dem Herrscher ein großes siegreiches Heer ins Feld gestellt, auf Feindes Unkosten unterhalten und unermeßliche Geldvorschüsse geleistet hatte *). Somit also war der Friede mit Dänemark geschlossen, der Bauern-Aufstand gestillt, die gefährlichsten Fein-

*) Es scheint nicht ohne Grund was mehrere Historiker behaupten, Wallenstein, von welchem die Friedensbedingnisse mit Dänemark vorzüglich abhingen, und der sich jetzt schon als Dictator Deutschlands betrug, habe dem König nur darum einen so milden Frieden dictirt, weil er ihn als einen treuen Nachbarn für sich gewinnen wollte, da er als Herzog von Mecklenburg nun die Dinge mit ganz andern Augen ansah. Darum auch setzte er dem König Christian die Bedingniß, der Herzoge von Mecklenburg sich nicht weiter anzunehmen; und duldete auch die schwedischen Gesandten nicht bei diesen Friedensverhandlungen; weil er nicht ohne Grund fürchtete, Gustav Adolph werde die Wiedereinsetzung dieser Fürsten fordern und durchsetzen; wie es in der Folge auch wirklich geschah.

de gestorben, Wallenstein wahrhaft kaiserlich belohnt, die Ligue im größten Vortheil, die Protestanten überall geschlagen und nicht mehr im Stande eine bedeutende Kriegesmacht aufzustellen. Näher als je schien der Friede, als auf Ferdinands Restitutions-Edict die Dinge plötzlich anders sich gestalteten, und die blühende Friedenspalme abermal in ein verheerendes Schwert sich umwandelte.

Drittes Buch

Von dem Restitutions-Edict bis zum Tode des Kaisers.

(J. 1629 bis 1637.)

Der Haß so mancher Geschichtschreiber, die es den Jesuiten nicht verzeihen können, daß große katholische Fürsten und Herren in vielen schwierigen Fällen sichern Rathes bei ihnen sich erholten, verleitete sie auch, P. Lamormaini, den Beichtvater Ferdinands II., mit Erbitterung zu beschuldigen, er habe es diesem Monarchen als strenge Gewissenspflicht ans Herz gelegt, das Restitutions-Edict zu erlassen, von welchem hier die Rede beginnt, und kraft dessen die Protestanten die geistlichen Güter zurückstellen sollten, die sie seit dem Passauer Vertrag (1552) dem katholischen Religionstheil hinweggenommen und widerrechtlich an sich gerissen hatten. Wie hochwichtig die Frage wegen dieser Güter und Besitzungen war, erhellt allein schon daraus, daß solche die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Minden, Verden, Halberstadt, Camin, Lübeck, Ratzeburg, Lebus, Meissen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg und Havelberg, außer diesen aber weit über fünfhundert theils mittelbare, theils unmittelbare Reichsstifter und Klöster in sich begriffen, die, (wie Schiller

selbst bekennt,) die Protestanten sich angeeignet hatten. Nun schloß aber der Passauer Vertrag alle factischen Änderungen des Besitzstandes von jener Zeit an förmlich aus; und überdies besagte der geistliche Vorbehalt in jenem Religionsfrieden ausdrücklich, daß, wofern irgend ein katholischer Geistlicher zur lutherischen Religion überginge, derselbe nicht nur seine kirchliche Würde, sondern dadurch selbst auch seine Pfründe verloren habe.

Klar und bestimmt war diese Anordnung des Passauer Vertrages; zudem hatte der Kaiser niemals aufgehört, jene Güter zu reclamiren; auch rechneten die Protestanten sicher darauf, daß ein katholischer Kaiser wie Ferdinand II., sie nicht in dem Besitz derselben lassen würde. Zwar beriefen sie sich auf ihre Einwendungen gegen den geistlichen Vorbehalt; doch hatte man selbst damals keine Rücksicht darauf genommen; eben so beriefen sie sich auf den langen Besitz der fraglichen Güter; (als ob ein ungerechter Besitz dadurch, daß er, je längere Jahre er dauert, dadurch immer um so gerechter würde!) aber weder der Kaiser noch die katholischen Chur- und Reichsfürsten hatten solchen jemals als rechtmäßig anerkannt; vielmehr hatten sie sich immer feierlich dagegen verwahrt.

So sehr indessen diese Sache dem Kaiser am Herzen lag, war dennoch vor der Hand die wichtigste und dringendste aller Angelegenheiten in seinen Augen ein allgemeiner und fest begründeter Friede, der ganz Deutschland beruhigte; und diesen zu be-

wirken, ließ Ferdinand auf den 13. Sept. 1629 einen Collegialtag zu Mühlhausen ausschreiben, wo nebst andern Verhandlungen auch die Restitution der geistlichen Güter zur Sprache kommen sollte. Aber dringender als die Jesuiten, und eifriger als es dem Kaiser ahnete, hatte schon Richelieu das Verlangen nach dieser Restitution der geistlichen Güter befördert; und nicht wenig erstaunte Ferdinand, als die katholischen Churfürsten und die übrigen Herren der Ligue ihm ins Angesicht sagten: »Sie hätten bis nun mehr für ihn und sein Haus, als für die unterdrückten Rechte der Katholiken gelitten und gestritten!«

Planmäßig hatte Richelieu's schlaue Politik durch seine Emissäre sie angefeuert, den Protestanten die widerrechtlich zurückgehaltenen Güter einmal zu entreißen. — Denn durch diese Maßregel hoffte er, die Katholiken für immer mit den Protestanten zu entzweien, und dem Kaiser durch seine Frömmigkeit selbst den schwersten Haß der Protestanten zuzuziehen; so wie nicht minder durch eine lebendige Schilderung der entsetzlichen Verwüstungen des Krieges sein Gewissen zu erschüttern und ihn dahin zu vermögen, einen großen Theil seines Kriegsvolkes und seinen besten Feldherrn zu entlassen, welcher Urheber dieser so schweren Drangsale wäre; Bayern die Chur und mit derselben die Oberpfalz zu lassen, andere Fürsten durch Länder oder große Geschenke zu gewinnen; die Übelgesinnten und Emigranten zu unterstützen; den, durch diese Restitution höchst miß-

vergnügten Protestanten den Weg zu bahnen; mit den Generalstaaten, der Schweiz, Frankreich, Venedig und mit den großen protestantischen Mächten sich zu verschwören, und endlich, wenn das ganze deutsche Reich entzweit und vom Kaiser abgewendet wäre, den König von Frankreich zum römischen König wählen zu lassen. Dieser Plan war so fein gesponnen, daß selbst Diejenigen, die am meisten dabei zu gewinnen hatten, ihn nicht durchschauten, sondern nur als blinde Werkzeuge dieses kaltblütig combinirenden Ministers handelten. Wie richtig der Cardinal calculirte, bewies die Folge; nur daß er dabei weder die deutsche Redlichkeit genauer kannte, noch auch bei seinen Planen die höhere Macht der Vorsehung in Anschlag brachte, welche die Welt regiert, und in deren Hand er selbst nur ein blindes Werkzeug war.

Richelieu hoffte auch hier um so leichteres Spiel, als Verhältnisse sich ergeben hatten, die den Kaiser nöthigten, seine Kriegesmacht zu theilen. Nothgedrungen mußte nämlich auf die dringenden Bitten der Infantin Isabella, Ferdinand eine Abtheilung seines Heeres unter Montecuculli nach den Niederlanden senden, wo es den Spaniern seit einiger Zeit übel erging. Dann sandte er auch, auf Wallensteins unablässige und drängende Mahnungen, dem König Sigismund von Pohlen, seinem Schwager, ein Hilfscorps von 12000 Mann gegen die Schweden zu Hilfe; und nicht ohne Grund wird vermuthet, Wallenstein, um nicht von der Höhe seines Glanzes in das

Dunkel eines, ihm verhaßten Privatlebens herabzu-ſinken, habe durch dies Einschreiten dem König Gustav Adolph geflissentlich Anlaß zu einem Kriege wider den Kaiser gegeben, weil man diesem kriegerischen Könige keinen bedeutenden Feldherrn entgegen zu setzen hätte, und er also der Einzige, der Unentbehrliche bliebe; wodurch dann auch der Haß, in welchem ganz Deutschland wegen seiner Erpressungen, seiner Tirannei, und der Verheerungen seiner Truppen, gegen ihn entbrannt war, ihm zu keinem Nachtheil gereichen könne.

Über dies Alles aber war ein Ereigniß eingetreten, das Österreich mit Frankreich unmittelbar in einen Krieg verflocht. Es war nämlich der Herzog von Mantua und Montferrat, Vincenz II. aus dem Hause Gonzaga, kinderlos gestorben, und Herzog Carl von Nevers, sein nächster Agnat, wollte sich alsogleich in den Besitz dieser reichen Erbschaft setzen, ohne um die oberherrlichen Lehenrechte des Kaisers und Reiches sich zu kümmern. Es meldeten sich indessen zu diesen erledigten Herzogthümern zugleich auch die Prinzen von Guastalla, die dem Hause Gonzaga entsprossen waren; die Herzogin von Lothringen, eine Schwester Vincenzens; und eben so behauptete der Herzog von Savoyen, als ein Abkömmling der Montferratischen Erbtochter, ein Recht auf das Herzogthum Montferrat. — Der einzige rechtmäßige Erbe jedoch war der Herzog Carl von Nevers; und wiewohl die Spanier es sehr ungern sahen, daß dieser, dem französischen Interesse ganz ergebene Prinz

von zwei Seiten Mailands Nachbar werden sollte, und überdies bei dieser Gelegenheit der so bequem gelegenen Festung Casale sich gern bemächtiget hätten, so hätte dennoch der Kaiser, der es beschworen hatte, die kaiserliche Oberhoheit aufrecht zu erhalten, ihn mit diesen Fürstenthümern belehnt, wenn anders der Herzog sich bequemt hätte, um die Belehnung derselben anzusuchen, und dem Kaiser den Lehenseid zu leisten, zumal er selbst seine rechtmäßigen Prätensionen erkannte, und auch die Kaiserin, die aus Mantuanischem Geblüte entsprossen war, für ihren Vetter Fürsprache that. Doch pochend auf Frankreichs und Venedigs Unterstützung, drängte Nevers sich selbst ein. Nun gab aber der Kaiser seinem Commissarius, dem Grafen Johann von Nassau Befehl, Mantua und Montferrat als Administrator in Sequestration zu nehmen, bis der Herzog Carl der Ordnung sich fügen würde; was er ihm auch, wiewohl vergeblich, bedeuten ließ.

Indessen bemächtigten sich die Spanier, ohne Vorwissen des Kaisers, der Festung Casale. Vieles wurde in dieser Sache, doch ohne Frucht, hin und hergeschrieben. Endlich griffen Spanien und Venedig zu den Waffen; der König von Frankreich selbst zog mit einer Armee über die Alpen; Cardinal Richelieu aber führte als Obergeneral das Commando, und zwang den Herzog von Savoyen zu einem Vergleich; worauf die Spanier sich genöthiget sahen, die in Montferrat besetzten Plätze zu räumen. Nun säumte aber auch der Kaiser nicht länger, zum Schwerte zu

griffen, seine Gerechtsame zu vertheidigen. Ein stattliches Armeecorps unter den Grafen Merode und Colalto eilten mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit über den Luziensteig und Chur nach Italien, überschwemmten das flache Land, bemächtigten sich der festen Plätze und nahmen Mantua mit Sturm ein; über welchen Sieg der Kaiser wehmüthig trauerte, die Kaiserin aber das Te Deum mit ihren Thränen begleitete; daß ihr geliebtes Vaterland so schwer heimgesucht, und, wegen des eigensinnigen Ungehorsams Carls von Nevers und der gehässigen Ränkesucht Frankreichs, alles Elend eines Krieges erfahren mußte, der Deutschland bereits seit eilf Jahren verheerte. In diesem hartnäckigen italienischen Kriege verlor der alte Held Spinola den Verstand, der Herzog von Savoyen aber das Leben vor Kränkung. Endlich ward am Frieden gearbeitet. Die Mit-Erben wurden mit Geldsummen abgefertigt; doch dauerten die Verhandlungen noch bis zum 22. Juni 1631 fort; wo Carl von Nevers, seines widerspenstigen Trotzes ungeachtet, sich endlich bequemen mußte, den Kaiser um Verzeihung zu bitten und die Belehnung über die beiden Herzogthümer Mantua und Montferrat auf den Knien zu empfangen.

Als der Kaiser von den Ceremonien der Investitur in seine Wohnzimmer zurückkehrte, sprach er zur Kaiserin: »Der Herzog von Mantua hat mir nicht trauen, und seine Freiheit verfechten wollen. Jetzt sieht er, was er gewonnen hat; da er zuvor ein reiches, ansehnliches, herrliches Land, so er auch ruhig

hätte haben und possediren können, als ein armes, elendes, voll Jammer und Noth haben muß. Und, wie ich fürchte, so wird seine Freiheit hinführo nicht wie eines Reichs-, sondern wie eines bedrängten, unvermöglichen Fürsten seyn; weil Frankreich in Casale seine Besatzung legen, und die Venediger ihm auf Mantua, — doch mit dem Beding, daß er ihre Besatzung einnehmen soll, — Geld leihen wollen. Das heißt nicht die Freiheit verfechten, sondern aus der Freiheit in die Dienstbarkeit verfallen.« —

Unterdessen hatte, auf das Drängen der (heimlich von Richelieu geleiteten) Churfürsten von Mainz, Trier, Cöln, Bayern, und anderer katholischer Herren und Stände, so wie auch auf die Zusprache seiner eigenen Räthe, Ferdinand das Restitutionsedict wirklich erlassen, das den Protestanten gebot, die geistlichen Güter, die sie seit dem Passauer Vertrag reichsgesetzwidrig an sich gerissen hätten, zurück zu geben; »da solche Einziehung null und nichtig sei. Denn wären ihnen auch die Stifter, Klöster und geistliche Güter, die sie vor dem Passauer Religionsfrieden innegehabt, gelassen, und in dem Frieden mitbegriffen worden, so wäre ihnen doch nicht erlaubt gewesen, die noch uneingezogenen auch anzufallen; sondern es heiße inclusionem unius esse exclusionem alterius; und es spräche der Text des Religionsfriedens klar de praeterito, keineswegs aber von noch bestehenden geistlichen Stiftern und Gütern; weßhalb denn die protestantischen Reichsstände diese, ungerechter Weise besitzenden Güter bei Strafe der Acht

den kaiserlichen Commissarien alsbald herausgeben sollten.«

Dies Edict war allerdings für die Protestanten ein schwerer Donnerschlag. Sie protestirten vielfältig dagegen; behaupteten, die Sache sei noch im Streit und führten allerlei Gründe an, warum sie zu dieser Herausgabe der geistlichen Güter sich nicht verstehen könnten. Doch der eigentliche und wahre Grund war der, welchen Schiller selbst offenherzig angibt: »Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese (doch wahrlich nur gerechte) Zurückforderung der geistlichen Güter nicht einen Theil seiner Lande nahm. ... Mancher Fürst verdankte diesen Erwerbungen (?) einen großen Theil seiner Einkünfte und Macht. »Gerade dies aber war's, was der Kaiser und die katholischen Churfürsten und Stände den Protestanten vorwarfen *).

*) Der Kaiser sprach geradezu in einem Antwortschreiben an den Churfürsten Johann Georg von Sachsen, »Es sei seine Pflicht, dem bedrängten katholischen Theile in so klaren Sachen, ungeachtet aller Recurse an den Reichshofrath und an das Kammergericht, die Justiz gegen die unrechtmäßigen Spoliatores zu administriren. Auch sei es nicht zu ermessen, welche Zerrüttung nothwendig erfolgen müsse, wenn Jedem die Freiheit gelassen würde, unter allerhand gesuchtem Schein und erwecktem Disput, den Andern des Seinigen zu spoliren, und ihn hernach an weitläufiges Recht und unsterbliche Revisionen zu weisen; und in einerlei facto (als denn fast alle solche spolia, man-

Hierauf wurden kaiserliche Commissarien ernannt, das Restitutionsedict in Ausführung zu bringen

geschehen des klaren Buchstabens, des Religionsfriedens und anderer Reichsconstitutionen, wie nicht weniger diesfalls in contrarium ergangener Urtheile, vornehmlich mit der landesfürstlichen Territorial-Jurisdiction und denselben inhärirenden Rechten wollen beschleuniget werden) ohne solche unendliche Processe keine Justitien gelten, endlich aber überdem hochverpönten fundamentalibus legibus und constitutionibus, so in ihrem Inhalt sich selbst auslegen, und ihren Verstand mit sich führen, — da alles dasjenige bei Aufrichtung derselben bedacht worden, was anjetzo in zanksüchtigen Disputat gezogen wird, neue Glossen und Sensus zu erdichten. Dies habe die Erfahrung bisher genugsam mit sich gebracht.«

Eben so schrieben auch die katholischen Churfürsten und Stände: »Das Restitutionsedict sei nichts anders als eine klare Wiederholung und Bestätigung des Religionsfriedens. Sie (die Katholiken) hätten, ob ihnen auch die Puncte jenes Passauer Vertrags, weit schwerer als den Herren Protestanten gefallen, solche dennoch getreu erfüllt, und wünschten, daß die protestirenden Churfürsten und Stände ein Gleiches thun möchten. Der Vorschlag dieser Herren sei ein Extrem, und kein Mittel zum Frieden; die katholischen Stände könnten auch denselben nicht eingehen, weil solcher sowohl dem Religionsfrieden als dem Passauer Vertrag zuwider sei; da sie der geistlichen Güter, welche sie diesem Vertrag und andern des heil. römischen Reiches Fundamentalgesetzen zur Ungebühr eingezogen, ewiglich sich begeben müßten.«

gen; und es ward ihnen befohlen, bei der Uebernahme der geistlichen Güter mit möglichster Schonung vorzugehen. Zu Augsburg erschien der Freiherr Ferdinand Kurz von Senftenau als kaiserlicher Commissarius und trug dem Senat die Wiederherstellung der geistlichen Jurisdiction des Bischofs und die Abschaffung der protestantischen Religionsübung auf, mit dem Beisatze, es würden sonst bewaffnete Executoren kommen. Der Senat gehorchte; die protestantischen Prediger, zehn an der Zahl, wurden entlassen, und den Katholiken die Kirchen wieder zurückgestellt, welche die katholisch gewordenen Inwohner bis dahin ihnen genommen hatten. Dasselbe geschah auch zu Kaufbeuren, zu Ulm, zu Regensburg, und beinahe überall in Franken und Schwaben. Die Wiederherstellung der katholischen Religion ging an vielen Orten ziemlich ruhig vor sich, und eben so gab es auch manche edle protestantische Fürsten und Stände, die dem Frieden zu Liebe in die Zurückgabe der geistlichen Güter willigten, deren rechtmäßigen Besitz sie selbst stark in Zweifel zogen. — Doch liefen auch von andern Seiten so vielfältige Vorstellungen, Klagen und Bitten um die Suspension des Edictes und um die Abhilfe von den unerträglichen Kriegsbedrückungen ein, daß der Kaiser sich bewegen ließ, die Vollziehung des Restitutionsedicts noch auf ein Jahr zu verschieben, und außerdem einen Compositionstag abhalten zu lassen, den Klagen beider Theile abzuhelfen, gegenseitiges gutes Vertrauen zu stiften und

dem länderverheerenden Kriegswesen ein Ende zu machen.

Es hatten aber die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Eichstätt, Costnitz und Augsburg kaum erfahren, daß die protestantischen Stände Gesandte an den Kaiser abgeordnet hatten, als sie sämmtlich an ihn schrieben, und ihm dringend vorstellten, ihrer Bitte nicht zu willfahren. Denn erstens, sprachen sie, hätten Ihre Kaiserliche Majestät dies, auf alle Reichsconstitutionen und den Religionsfrieden selbst wohlfundirte Edict bereits im ganzem Reiche erlassen; zweitens auch bereits Commissarien ernannt, und die Ausführung glücklich begonnen. Würde aber mit der Execution dieses Edicts bis zu einem Compositionstage gezögert, so hätten die Katholiken von dem Gegentheil nichts als neue Streitigkeiten und großen Nachtheil zu gewarten; da doch nach allen frühern Entscheidungen die katholischen Reichsstände nicht verpflichtet wären, sich weiter in unnöthigen Disput mit ihnen einzulassen. Dazu sei es auch gewiß, daß von den protestirenden Besitzern der Erzstifter und Stifter nie etwas in Güte zu erhalten gewesen, wie alle gerichtlichen Reichsacten bezeugten; und daß sie auch immer darauf ausgegangen wären, die Katholiken zu verkürzen, und allerlei Ausflüchte suchten, sie zu bevortheilen.

Es war aber auch, abgesehen von den Gründen dieser Prälaten, gewiß, daß die protestantische Partei, wofern sie noch ein volles Jahr im Besitz dieser Mittel blieb, dem Kaiser und der Ligue aufs neue

sehr gefährlich werden konnte; zumal da Richelieu vielfältige Machinationen in Bewegung setzte, und sie durch seine Vermittlung mit ihren auswärtigen Freunden, mit Schweden, dessen Absichten und Rüstungen bekannt waren, mit Dänemark, Frankreich, der protestantischen Schweitz, mit England und den Generalstaaten sich fest vereinigen, und der Macht des Kaisers und der gesammten Ligue Trotz bieten konnten; da hingegen der Kaiser, falls er die Vollziehung des Edicts mit ernster Milde und Nachdruck, und dem guten Erfolg fortsetzte, wie er dieselbe begonnen hatte, die allgemeine Ruhe allmälig befestigt und ein dauerndes Einverständniß zu Stande gebracht hätte.

Doch der Kaiser hatte indessen den Protestanten sein Wort gegeben, und er hielt es ihnen getreu; denn seine Absicht war aufrichtig und väterlich. Es bereiteten also die Churfürsten und die übrigen Reichsstände die Gegenstände zu den Verhandlungen auf den Compositionstag vor, von welchem vorhin die Rede war, und auf welchem der Kaiser persönlich erscheinen wollte. Dieser denkwürdige Versammlungstag ward am 3. Juni 1630 zu Regensburg eröffnet. Die Churfürsten von Mainz, Trier, Cöln und Bayern erschienen dabei in eigener Person; die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg aber ordneten, ungeachtet wiederholter Einladungen, nur ihre Gesandten dahin ab. Außer den erwähnten Churfürsten befanden sich noch sehr viele Fürsten und Herren beider Religionen, so wie auch nicht wenige Emissäre

Frankreichs und Schwedens dabei ein. Die Wünsche, Bestrebungen, heimliche Intriken und Rücksichten durchkreuzten sich in vielfältigem Gewirre. Darin jedoch kamen alle überein, die Kriegesmacht des Kaisers zu brechen, — der selbst in den friedfertigsten Absichten gekommen war, — und seines größten Feldherrn so wie des besten Theiles seiner Armee ihn zu berauben. Er selbst hatte auch einen und zwar sehr sehnlichen Wunsch, nämlich seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand zum römischen König erwählen zu lassen.

Doch ein unsichtbarer feindlicher Genius schwebte über dieser Versammlung und hatte dieselbe bereits inspirirt noch ehe sie zur Berathung sich vereint hatte. Dies war der arglistige Geist Richelieus, der die Vorsätze der Churfürsten, die sie schon auf dem frühern Convent zu Heidelberg gefaßt hatten, zur Reife brachte: Wallenstein zu entsetzen; und der den Katholiken eine Verbindung mit Frankreich vorspiegelte, um sie sowohl gegen diesen gefürchteten Feldherrn als gegen die Protestanten zu schützen; — sich selbst hingegen den tapfern, ehrsüchtigen und jugendlichen Gustav Adolph von Schweden (er zählte damals erst 36 Jahre) zum Heerführer der deutschen Protestanten ersah. Diesem Könige die Hände frei zu machen, der mit Pohlen im Kriege begriffen war, wußte der schlaue Minister einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu vermitteln, Rußland indessen gegen Pohlen aufzuhetzen, und den Fürsten von Siebenbürgen durch vertraute Personen zu einem abermaligen Frie-

densbruche zu bewegen. Schon hatte er auch dem König von Schweden ein Bündniß mit Frankreich aufgedrungen und zahlte ihm in geheim Subsidien: deutsches Blut zu vergießen. Ueberdies unterhandelten seine Emissäre in ganz Deutschland mit den protestantischen Ständen, ihnen schwedische Hilfe anzubieten, und sie zum Widerstand gegen das Religionsedict und zu lauten Klagen über Wallensteins Gewaltthätigkeiten zu reizen.

Die erste Angelegenheit Aller, wiewohl aus verschiedenen Absichten, war, den vorzüglichsten Stein aus dem Bret zu heben, um dem Kaiser Schach bieten zu können. Allerdings hatte der Herzog von Friedland mehr als gegründete Ursache zu Klagen gegeben; das unglückliche Deutschland war unter den Hufen des Kriegsgottes zertreten worden. Was die Ritterschaft in Schwaben, das konnten beinahe alle Reichsstände ohne Ausnahme von sich sagen. »Wenn Eure Kaiserliche Majestät, sprachen sie, die Lasten und unerschwinglichen Auflagen uns nicht förderlichst abnehmen lassen, so erfolgt nunmehr für uns der Garaus. Denn ob wir auch zu Eurer Kaiserlichen Majestät Dienst nach allem Vermögen anerbietig, so sind wir doch gänzlich untauglich; dahero forthin Eurer Kaiserlichen Majestät wir anders nicht als mit unserm Leibe zu dienen wissen; weil wir und unsere armen Unterthanen bis auf den Grund erschöpft, fast nichts mehr übrig haben als daß wir endlich in Kurzem Weib und Kinder, Haus und Hof verlassen und das Elend bauen müssen; und, bei land-

kundigem Geldmangel, neben dem unsre Haab' und Güter ohne das mit unzählbaren Schulden besteckt; da wir gleich aller unser Haab' und Gut, ja den Leib selbsten verschreiben wollten, einiges Anleihen in unsern höchsten Nöthen nicht zu erwerben noch aufzubringen wissen; zu welchem verderblichen Stand und Unvermögenheit nicht geringe Ursache gibt, daß viele ansehnliche Rittergüter unserm corpori von höhern Ständen entzogen und wider Recht, altes Herkommen und alle Schuldnergebühr, den vielfältigen kaiserlichen Befehlen entgegen, unsere Ritterkassen benommen worden;« u. s. w. — Khevenhiller erzählt sogar mehr als einen Fall, wo die rohe Soldateska selbst auf Befehl ihrer Officiere die Inwohner in buchstäblichem Sinne des Wortes bis aufs Hemd auszogen, die Contributionen einzutreiben.

Hierzu kamen auch noch andere Klagen. Laut und öffentlich wurde in der Versammlung gesprochen: »die Churfürsten, Ihrer Majestät vornehmste Glieder, von welchen die kaiserliche Dignität herrühre, seien fast alles Ansehens und Respectes beraubt, und müssen sich den Kriegescommandanten unterwerfen, die ihnen Standes halber nicht zu vergleichen; ihrer Gewalt, Bedrohung, ihrem Ehr- und Geldgeitz weichen; viel höhnische, spöttliche und verkleinerliche Reden verschmerzen; und unzählbare Drangsale ihrer von Gott habenden Land und Leute stillschweigend über sich ergehen lassen. Aus dem löblichen Churfürstenthum Brandenburg seien in kurzer Zeit bis in die vierzig Millionen Goldes erzwungen

und erhoben worden; und wie die armen Unterthanen dabei mit Schlägen und Streichen tractirt, Frauen und Jungfrauen geschändet, auch Viele dabei gar todtgeschlagen werden, das sollte auch ein Stein nicht unerbarmt hören können.«

War auch Wallenstein nicht Urheber alles dieses Elendes, so war es doch bekannt; daß er seinen Truppen Alles erlaubte, und die Stände, welche die lautesten Klagen über ihn führten, am härtesten bedrückte. In katholischen Ländern entschuldigte er ihre Erpressungen und Gewaltthätigkeiten durch die Nothwendigkeit, das Heer gut zu unterhalten, das für die katholische Sache streite; in den protestantischen dagegen durch die leidige Kriegessitte. Nun waren aber diese Schilderungen so wahr, als gräßlich und auch an sich geeignet, den biedersinnigen Kaiser zu der Forderung der Churfürsten und Reichsstände wenigstens vorzubereiten: Wallenstein abzudanken; der als der Urheber aller dieser furchtbaren Drangsale allgemein gehaßt und verflucht ward; und überdies das kaiserliche Heer bedeutend zu vermindern. Denn dies wars, was Alle und zwar vor allen Dingen forderten. Und gab Ferdinand ihnen hierin nicht nach, so konnte leicht der Verdacht sich erheben, der Kaiser sei in geheim mit Wallenstein einverstanden, und diese unerhörten Erpressungen, Räubereien und Ausschweifungen der Wallensteinischen Truppen geschähen auf des Kaisers Befehl; da er seinen Verboten bisher durch keine strengen Strafen Nachdruck gegeben hatte. Alle, sowohl Katholiken als Prote-

stanten, klagten über dieses Feldherrn unerträglichen Satrapenstolz, über seine unbeschränkte Macht und seine Gelderpressungen.

Dazu kam aber auch noch ein anderer, nicht minder wichtiger Umstand, der nicht wenig dahin wirkte, ihn vom Commando zu entfernen. Bevor nämlich Wallenstein auftrat, war der Churfürst Maximilian die Seele der katholischen Ligue gewesen, und hatte dem Kaiser die wesentlichsten Dienste gethan; seit aber dieser Feldherr im Reiche dominirte, stand Maximilian im Schatten und Aller Augen ruhten auf dem Herzog von Friedland, der von Stufe zu Stufe höher gestiegen, nun den Titel eines Herzogs von Mecklenburg führte, der Churfürstenwürde am nächsten stand, und auch kein Geheimniß daraus machte, daß er es bis zur Königskrone bringen wolle. Dies reizte Maximilians Eifersucht aufs höchste, und er war entrüstet, daß er nun entbehrlich und überflüssig schiene.

Wallenstein erfuhr genau was auf der Versammlung vorging; er wußte, wie schwer es dem Kaiser fiel, seines einzigen Feldherrn sich beraubt zu sehen, und in der mißlichen Wahl zu schwanken, entweder ihn zu entfernen, oder von dem Churfürsten von Bayern und von dem größten Theil der Ligue verlassen zu werden; und kam wider Vermuthen selbst nach Regensburg. Dort zeigte er dem Kaiser die Dinge in ihrer wahren Gestalt, und entlarvte Maximilians wahre Absichten; aber wie ein neuerer Schriftsteller spricht, sein Pomp, welcher dem allgemeinen

Elend Hohn sprach, und die ungeheure Pracht, mit der er erschien und welche jene seines eigenen Kaisers, der Churfürsten und angesehensten Fürsten Deutschlands so wie auch der Botschafter der ersten Kronen Europas verdunkelte, empörte alle Gemüther wider ihn, und gab jenen Klagen ein doppeltes, anschauliches Gewicht. Der allgemeine Haß der Versammlung duldete ihn nicht lange in dieser Reichsstadt.

Mit schwerem Herzen hatte endlich der Kaiser nachgegeben und 18000 Mann, den Kern seiner Reiterei entlassen, die nun meist bei den Feinden sich unterstellte; aber noch schwankte er wegen des Herzogs von Friedland, des Schöpfers seiner Armee, der allein ein ganzes Heer aufwog, und im Fall einer feindlichen Coalition durch keinen andern zu ersetzen war. Was aber der ganzen Reichsversammlung nicht gelungen war, das gelang der schlangenklugen Politik Richelieus durch einen, dem Anschein nach schlichten Capuziner von ehrwürdigem äußerlichem Ansehen. Dieser Mann, Pater Joseph genannt, der den französischen Gesandten Brulard gleichsam als Hauskaplan nach Regensburg begleitete, wo auch die, damals noch nicht beendigte Angelegenheit des Herzogs von Nevers zur Sprache kam, hatte den Auftrag von dem Cardinal-Minister, den Kaiser zur Absetzung Wallensteins zu bestimmen. Es kannte nämlich Richelieu des Kaisers große Frömmigkeit, und er suchte ihn bei derselben wie bei seiner schwachen Seite zu fassen; weil er wohl wußte, wie hoch Ferdi-

nand fromme Priester, besonders Ordensleute in Ehren hielt; und daß er gern mit ihnen sich unterredete, und über manche wichtige Dinge sie zu Rathe zog. Wirklich auch wußte P. Joseph die Liebe und das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen, der sich sehr oft und vertraulich mit ihm besprach. Mit grosser Gewandtheit hob der Mönch die hohen Vorzüge Österreichs bei jeder Gelegenheit hervor, lobte den Kaiser höchlich wegen seines weisen Benehmens in der Mantuanischen Angelegenheit, und richtete seinen Auftrag meisterhaft aus. »Alle Gemüther, sprach er, als einst die Rede auf diesen Gegenstand gekommen war, sind gegen den, wiewohl hochverdienten Herzog von Friedland aufs Äußerste erbittert, und es steht beinahe zu besorgen, diese Erbitterung dürfte, wenn er noch länger im Dienste Eurer Majestät verbleibt, Sie um die Liebe der Völker bringen. Er und Maximilian werden sich nimmermehr mit einander vertragen. Verlieren aber Eure Majestät den Churfürsten, so verlieren Sie mit ihm den größten Theil der Ligue; an Friedland dagegen verlieren Sie nur einen Dienstmann. Geben Sie hierin den Churfürsten und Reichsständen nach, so gewinnt dieß Eurer Majestät unfehlbar Aller Herzen, und gern werden Sie Ihnen dann auch zu Willen seyn und Ihren Sohn, den König Ferdinand zum römischen König erwählen. Dazu ist ja auch die Gefahr bei weiten nicht so groß, als Manche dieselbe schildern wollen; da der Reichstag eben darum versammelt ist, an einem allgemeinen Frieden zu arbeiten, wozu

auch Frankreich gern die Hand bieten wird. Was Schwedens Rüstungen betrifft, ist dieser Krieg kein Gegenstand von Bedeutung; das Land ist weit entfernt, arm, und durch den achtjährigen Krieg mit Pohlen ohnedies schon erschöpft. Sollte aber, trotz aller Vermuthungen, dieser Krieg dennoch eine ernstliche Gestalt gewinnen, oder irgend ein neuer Krieg ausbrechen, so sind ja Eure Majestät reich und mächtig genug, diesen Feldherrn abermal für Ihre Dienste zu gewinnen, der es ohnehin einsieht, daß Sie nur der Nothwendigkeit nachgegeben haben; und sich leicht wieder besänftigen lassen wird, sobald nur der erste Sturm vorüber ist.« Dies sprach der Pater mit so treuherziger Redlichkeit und so überzeugender Gnade, daß der Kaiser sich nicht erwehren konnte, ihm beizustimmen, und daß er die Entfernung Wallensteins nun ernstlich beschloß.

Nun war es aber keine leichte Aufgabe, den Herzog von Friedland dahin zu stimmen, daß er selbst den Commandostab freiwillig niederlegte. Denn also war es der Wille des Kaisers, der mit Recht fürchtete, diesen hochmüthigen Feldherrn zu beleidigen; da er ihm als Feind höchst gefährlich werden konnte. In dieser Absicht also sandte er des Herzogs vertrauteste Freunde, den Hofkanzler von Werdenberg und den Hofkriegsrath von Questenberg zu ihm nach Memmingen, mit dem Auftrag, ihn allmälig, mit allem Glimpf und unter Versicherung fortwährender kaiserlicher Gnade zu dieser Nachricht vorzubereiten. Sonach begaben sich diese Herren zu ihm und fingen an

ihren Antrag einzuleiten. Der Herzog aber, der bereits durch seinen Vetter, den Grafen Maximilian von Wallenstein genau unterrichtet war, unterbrach sie mit kaltem Stolze, zeigte ihnen eine Schrift, worin die Nativitäten des Kaisers und des Churfürsten von Bayern aufgezeichnet standen, und sprach: »Ihr Herren, aus dem Gestirn könnet ihr selbst sehen, daß ich euern Auftrag gewußt habe, und daß des Churfürsten von Bayern Spiritus den des Kaisers dominirt, daher ich auch dem Kaiser keine Schuld geben kann; nur thut es mir wehe, daß Ihre Majestät sich meiner so wenig angenommen hat; aber ich will Gehorsam leisten!« Hierauf übergab er ihnen ein Schreiben, in welchem er sein bisheriges Betragen vertheidigte und den Kaiser ersuchte, seiner Gnade ihn nicht zu berauben, und ihn bei seinen erlangten Würden zu beschützen. Die Abgeordneten entließ er mit wahrhaft königlichen Geschenken.

Sowohl der Kaiser als die Churfürsten erstaunten über die Leichtigkeit, mit welcher dies mißliche Geschäft abgelaufen war. Ein Grund mag wohl in der vermeintlich glücklichen Constellation liegen. Wallenstein nämlich und sein Astrolog Seni, der die geheimen Einwirkungen der Gestirne in Gegenwart und Zukunft mit ihm berechnete, wollten herausgebracht haben, sein Ziel sei bei weitem noch nicht vollendet, und es harre seiner eine noch weit glänzendere Laufbahn. Ein anderer und zwar wichtigerer Grund aber war, daß er mit dem Kaiser es nicht verderben wollte; weil sein erworbener Reichthum

in den österreichischen Staaten, und also in der Gewalt des Kaisers lag; und daß es ihm auch ein Leichtes war, vorzusehen, ein Feind wie der kriegslustige, weise und tapfere Schwedenkönig werde den Kaiser bald in die Nothwendigkeit versetzen, ihm gute Worte zur abermaligen Übernahme des Generalates zu geben. Er zog sich also in ein glänzendes Privatleben zurück, das, wie Hormayr spricht, die empfindlichste Verspottung seiner vermeinten Erniedrigung war. »Hundert Häuser, erzählt dieser Schriftsteller, mußten weggerissen werden, um vor den sechs Thoren seines Pallastes geräumige Plätze zu bilden. Seine Vorzimmer füllten eigene Garden. Eine eben so zahlreiche als prächtige und übermüthige Dienerschaft, sechzig Pagen und zwanzig Kammerherren von Adel erwarteten unterwürfig des gebietenden Winkes seiner finstern Augenbraunen. Manche hatten den kaiserlichen Kammerherrenschlüssel zurück gegeben, um in dieselben Dienste bei Wallenstein zu treten. Zwölf Patrouillen hielten bei Tag und bei Nacht jeden Lärm entfernt; die Gassen wurden mit Ketten gesperrt, um das Gerassel der Carossen abzuhalten. Seine weitläufigen Besitzungen besuchte er von Zeit zu Zeit mit einem Gefolge von zwei hundert Wagen!«

Der Kaiser glaubte sich nun der Erfüllung seines Lieblingswunsches nahe. Er hatte die größten Opfer gebracht, und hoffte, die versammelten Churfürsten würden nun zur Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen Könige schreiten. Aber die Ab-

tretung der Pfälzischen Lande an Bayern, wodurch der Churfürst Maximilian von Bayern besänftiget war, hatte die fremden Potentaten gereizt. Andererseits hatte die Abdankung eines so starken Corps der besten Waffengattung, das so leicht nicht zu ersetzen war, zu nichts gedient, als seine Armee zu einer höchst kritischen Zeit zu schwächen; die Entlassung seines trefflichsten Feldherrn aber, hatte so großen Unmuth und so allgemeines Murren in der Armee erregt, daß der beste Theil seiner Officiere mit ihren Leuten sogleich aus dem kaiserlichen Dienste traten. Endlich hatte Ferdinands Nachgiebigkeit hinsichtlich einiger Puncte des Religionsedicts die Katholiken schwer gekränkt, ohne die Protestanten zu befriedigen; und es schien, als hätten die versammelten Fürsten und Stände ihn immer nur von einer Gewährung zur andern gelockt, um dann mit schnödem Trotz seinen einzigen billigen Wunsch ihm zu versagen. Sie antworteten kalt und trocken, die römische Königswahl könne an diesem Churfürstentag nicht vorgenommen werden, weil solcher nicht deßwegen zusammen berufen worden. Die Sache fordere Zeit und Überlegung; die Wahl müsse der goldenen Bulle gemäß zu Frankfurt vorgenommen werden; geschehe solche jetzt, so würde unfehlbar das Gerücht sich verbreiten, sie sei unter den kaiserlichen Waffen durch Gewalt und Furcht erzwungen worden. Unmuthig sagte der Kaiser zum Fürsten von Eggenberg: »Dieser Capuziner hat uns durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger als sechs Churhüte in

seine enge Capuțe geschoben!« — Um aber doch den Kaiser nicht ganz leer ausgehen zu lassen, erzeigten, wie Khevenhiller berichtet, die Churfürsten ihm die Höflichkeit, seine kaiserliche Gemahlin Eleonore mit der Kaiserkrone zu krönen.

Die Entlassung des Herzogs von Friedland erregte Erstaunen in ganz Europa; es erschienen sogar verschiedene Schriften darüber im Druck. Niemand aber erfreute darüber sich herzlicher als der König von Schweden, der diesen Feldherrn nach seinem ganzen Gehalt zu würdigen wußte, und ihm durch den alten Unruhestifter, Grafen Mathias von Thurn, condoliren ließ, »daß seine so treuen Dienste, ansehnliche Victorien, seine Aufsetzung Guths und Bluts für ihrer kaiserlichen Majestät Kron und Scepter so schlecht belohnet, und ihm dafür mit lauter Undank vergolten werde; welches einem solchen tapfern Helden zu ertragen unmöglich falle. Wo er ihm nur Alles Liebes und Guthes werde erweisen können, würde er in allen vorfallenden Occasionen willig seyn.« Dies Schreiben verräth die Absicht des Königs zu Genüge, diesen Feldherrn für sich zu gewinnen. Auch bei einer andern Gelegenheit ließ er ihm sagen, »sofern es von ihm abhinge, wolle er gern eine Königskrone auf dieses Haupt setzen, das derselben sehr würdig sei.«

Nach Wallensteins Absetzung erhob sich nun die Frage, an wen der Oberbefehl über das kaiserliche und liguistische Heer zu übertragen sei. Einige erachteten, beide Armeen sollten unter Einem Befehlsha-

der stehen, und schlugen den Churfürsten von Bayern als einen erfahrenen, siegreichen und mit dem Kaiser verwandten Herrn, als den geeignetesten dazu vor. Andere hingegen besorgten, es würde in solchem Falle der Kaiser ganz von der Willkühr Bayerns abhängen; und trugen darauf an, das Obercommando dem Kronprinzen Ferdinand zu übergeben, der bereits zum König von Ungarn und Böhmen gekrönt war. Aber auch dies ward als gefährlich betrachtet. Nach langen Verhandlungen ward es endlich als ein Mittelweg betrachtet, die höchste Feldherrnstelle dem Grafen Tilly anzuvertrauen; wiewohl auch so die Hauptdirection des Krieges, so lange Tilly lebte, in den Händen des Churfürsten von Bayern blieb. Überhaupt wurde durch Wallensteins Abdankung nichts gewonnen. Andere, deren Verdienste tief unter den seinigen standen, erwarteten wenigstens eben so große Belohnungen als dem Herzog von Friedland zu Theil geworden waren.

Während dessen war Gustav Adolph gelandet und nach Pommern vorgedrungen. Schon im Maimonat (1630) hatte er, nach Einwilligung seiner Stände, seiner vierzehnjährigen Tochter den Eid der Treue schwören lassen; wegen der Regierung des Königreiches Schweden die nothwendigen Vorkehrungen getroffen; und war im Juni mit seinen Generalen, dem Rheingrafen Otto Ludwig, Banner, Torstenson, Baudissin, Kniphausen, Horn, Wrangel und andern, worunter auch der alte Graf Mathias Thurn, der eigentliche Urheber dieses

furchtbaren, dreißigjährigen Rebellionskrieges, den man umsonst mit dem Namen eines Religionskrieges zu schmücken bemüht war, — an der Pommer'schen Küste gelandet. Seine eigentliche Streitmacht bestand in 15000 Mann kernhafter Truppen. Es sammelte sich aber auch bald, was noch von den zerstreuten Überresten der Mannsfeld'schen und Christian'schen Truppen hin und wieder umher irrte, und sogar nicht wenige Soldaten des abgesetzten Herzogs von Friedland unter schwedische Fahnen; so daß Gustav Adolph in kurzer Zeit ein furchtbares Heer und, durch die Allianz mit dem alten und schwachen Bogislaus, Herzog von Pommern, *) auch eine deutsche Hauptfestung, die trefflich gelegene Stadt Stettin besaß.

Gleich nach seiner Landung hatte der König zwei

*) Bogislaus XIV. war der Letzte seines Hauses und kinderlos. Erbfolger in seinem Lande war der Churfürst von Brandenburg, dem Pommern auch bereits gehuldigt hatte. Der Schwedenkönig schloß aber mit diesem zagenden Herzog seine Allianz dahin, daß solche nicht wider den Kaiser und das Reich gelten sollte; — wogegen der König sich vorbehielt, nach des Fürsten Tode, Pommern so lange in Sequestration zu behalten, bis der Successionspunct gänzlich berichtigt und ratificirt wäre, und der Nachfolger der Krone Schweden die Kriegskosten bezahlt hätte; welcher sonderbare Vertrag eigentlich nichts anders hieß, als das Herzogthum Pommern für sich in Besitz nehmen. Und dies war die erste Heldenthat dieses großmüthigen Beschützers seiner protestantischen Brüder!

Manifeste erlassen, in deren einem er erklärte, »er komme, seine Glaubensgenossen, die Protestanten, in der alleinseligmachenden Religion zu beschützen, den unrechtmäßig beraubten Herzogen von Mecklenburg, seinen Vettern, Brüdern und Gevattern wieder zu ihren Rechten zu helfen; das bedrängte Deutschland von der verhaßten, verdammlichen und ungerechten Gewalt und Servitud zu befreien.« In dem andern gab er als Ursache des Krieges Dinge an, von welchen schon seine eigenen Stände und Kriegsräthe ihm gesagt hatten, daß solche zu einer Kriegserklärung unzulänglich wären; nämlich: »1) Die Stadt Strahlsund habe ihn gegen die unerträglichen Bedrückungen der kaiserlichen Truppen zu Hilfe gerufen; 2) man habe im J. 1626 seine Briefe an den Fürsten von Siebenbürgen aufgefangen und mit Verdrehungen öffentlich bekannt gemacht; 3) den Frieden zwischen Schweden und Pohlen verhindert, und den Pohlen Hilfstruppen geschickt; 4) der Kaiser habe schwedischen Kaufleuten ihre Waaren abnehmen lassen und sich einer Herrschaft über die Ostsee angemaßt; 5) auch habe er seine Freunde und Nachbarn ihrer Länder beraubt; und 6) seine Gesandten schimpflich von den Friedensverhandlungen zu Lübeck abgewiesen.« Die wahre und eigentliche Absicht des ehrsüchtigen Königs bei diesem Kriege werden wir im Verlauf desselben deutlich kennen lernen.

Bei des Königs Ankunft mit einem so zahlreichen Heere zog der kaiserliche General **Torquato Conti**, der mit noch etwa 8000 Mann in den dortigen Ge-

genden stand, sich nach dem Brandenburgischen zurück, woselbst er noch die wenigen Truppen des Grafen von Schaumburg an sich zog. Unterdessen aber nahm Gustav Adolph nach einander Stargard, Anklam, Ukermünde und Wolgast; vertrieb die Kaiserlichen aus Greifenhagen und Garz, und schritt dann weiter gegen das Herzogthum Mecklenburg vor, das er bis auf wenige Städte seinen vorigen Besitzern, die in seinem Gefolge zogen, neuerdings unterwarf; worauf er sie mit großem Pomp unter Glockengeläute und Kanonendonner wieder in ihre Hauptstadt einführte. Diese Herzoge hatten ihm Truppen geworben und solche dem Commando des Herzogs Carl von Sachsen-Lauenburg untergeben; den aber der heranziehende Pappenheim nöthigte, mit seiner ganzen Mannschaft sich gefangen zu geben.

Diese reißenden Fortschritte des fremden Königs auf deutschem Boden verbreitete Schrecken unter den katholischen Fürsten und Ständen, welche der Schneemajestät gespottet hatten, die, wie sie meinten, im Norden die Kälte noch zusammenhielte, die jedoch immer mehr schmelzen würde, je näher sie dem Süden käme. Aber auch den protestantischen Fürsten war Gustav Adolph siegreicher gewesen als ihnen lieb war; sie traten zu einem Bündnisse in Leipzig zusammen. Tilly erhielt Befehl, nach Niedersachsen aufzubrechen; doch die Armee der Ligue war größtentheils zerstreut, aufgelöst; das Einverständniß der Liguisten wesentlich gestört. Mit Noth und Mühe brachte der neue Generalissimus in sechs Monaten 20,000

Mann im Jülichschen, in Ostfriesland, Bremen, Schwaben und Franken zusammen, und erschien endlich im Anfang des Jahres 1631 zu Frankfurt an der Oder. Aber seine Truppen waren in so schlechtem Zustande, daß auch der beste General nichts mit ihnen hätte ausrichten können. Den wenigen, die er noch im Brandenburgischen antraf, fehlte es an Proviant, an Geschütz, Pulver, Zugvieh, und natürlich auch an Muth; und dennoch wollte Tilly auf den König von Schweden selbst losziehen, der indessen immer weiter um sich griff; Colberg, nach Strahlsund die festeste Stadt, durch Hunger bezwang, und hierauf Demin belagerte und so heftig beschoß, daß der kaiserliche General, Herzog von Savelli endlich, zu Tilly's großem Verdruß, die Festung mit Accord übergab.

Als dieser General von Demin abzog, besprach sich der König sehr freundlich mit ihm, lobte ihn, daß er Roms Herrlichkeiten verlassen habe und nach Deutschland in den Krieg gezogen sei; endlich bot er ihm zum Abschied die Hand und sagte, es werde ihn allzeit erfreuen, ihn an der Spitze der Kaiserlichen sich gegen über zu sehen. Als der Herzog abgezogen war, sprach der König zu seinen Kriegesobersten: »er möchte seinen Kopf mit dem des Savelli nicht vertauschen, der, wenn er sein Diener wäre, ohne weiters springen müsse; doch dürfte ihm kaum etwas Leides widerfahren; denn der Kaiser sei allzu gut; und diese Leute verließen sich auf seine Milde.« Nichts desto weniger ward Savelli bei seiner Ankunft in Wien

wegen seiner schlechten Vertheidigung einige Monate enge verhaftet.

Tilly hatte während dessen einige Verstärkungen erhalten und griff nun Neubrandenburg an, das er im Sturm eroberte; da die schwedische, aus 400 Mann bestehende Besatzung sich zu keinem Accord verstehen wollte und bis auf den letzten Mann sich wehrte; so daß außer dem verwundeten General Kniphausen, keiner mit dem Leben davon kam. Seine Absicht war nach Vorpommern einzudringen. Als er aber erfuhr, der König sei bei Schwedt über die Oder gegangen und habe eine so vortreffliche Stellung genommen, daß die Kaiserlichen ihn nicht leicht angreifen, er hingegen ihnen immer in den Rücken fallen könnte, ob sie diesseits oder jenseits der Oder vordrängen, besann er sich nicht lange, gab die Wiedereroberung Pommerns und Mecklenburgs auf, und zog sich nach der Elbe zurück, Schlesien zu decken und in dieser Absicht Magdeburg zu erobern; das den, vom Kaiser abgesetzten Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg wieder aufgenommen, und den König von Schweden selbst eingeladen hatte, der ihnen indessen den schwedischen Obersten von Falkenberg als Commandanten zusandte. Auch hoffte Tilly durch diese Maßregel den König zum Entsatz der Festung herbei zu locken; und ihn zu einem Haupttreffen zu nöthigen.

Gustav Adolph, dem nicht weniger als dem kaiserlichen Generalissimus an dieser Stadt gele-

gen war, die er sich längst zu einem trefflichen Waffenplatz ersehen hatte, wollte es gleichwohl nicht wagen, seinen ganzen Ruhm durch eine Schlacht auf das Spiel zu setzen; noch auch weiter vordringen, bis er nicht zuvor die protestantischen Fürsten zu Freunden und Bundesgenossen gewonnen hätte. Zwar verließ er sein festes Lager vor Schwedt; doch nur um Frankfurt an der Oder einzunehmen, das eben nicht sehr stark befestiget war, doch eine Besatzung von 8000 Mann zur Vertheidigung hatte. Er nahm die Stadt durch einen dreimaligen Sturm ein; die Kaiserlichen, die zwar tapfern Widerstand thaten, aber wegen der schwachen Festungswerke außer Stande waren, die Stadt gegen Gustavs mächtiges Heer zu behaupten, hatten bereits zwei Mal Chamade geschlagen; doch die Schweden verwarfen jede Capitulation, und hieben was nicht unter Begünstigung der Nacht auf Abwegen sich flüchten konnte, ohne Barmherzigkeit nieder; Neubrandenburgisch Quartier! war das Losungswort der Schweden während dieses Blutbades; denn also wollte der König durch den Mord von acht Tausend tapfern Kriegern den Tod der 400 Schweden rächen, die bei dem Sturm von Neubrandenburg gefallen waren. Hierauf gab er, der Beschützer der Protestanten, diese ganz protestantische Stadt einer dreistündigen Plünderung preis, während welcher die, durch ihre Mannszucht so gerühmten Schweden so himmelschreiende Excesse begingen, daß der König und die Kriegesobersten am Ende selbst mit

Schwert und Prügeln drein schlagen, einige Soldaten niederhauen, andere aufknüpfen mußten, dem Würgen und den schändlichsten Ausschweifungen ein Ziel zu setzen. Zum Schluß dieser Barbarei wurden noch sechzehn Häuser in Asche gelegt; und hierauf sechs Regimenter bei den Bürgern einquartirt. Die Sanftmuth, mit welcher protestantische Schriftsteller über diese Heldenthat des frommen Vandalenkönigs hinausgehen, ist in der That bewunderungswürdig. — Von hier aus schrieb Gustav an die Magdeburger, ermuthigte sie zur Standhaftigkeit und vertröstete sie auf baldigen Entsatz.

Tilly war auf die erste Nachricht, Gustav Adolph sei nach Frankfurt aufgebrochen, in Eilmärschen zur Rettung dieser Stadt fortgezogen, deren Schicksal er leicht voraussehen konnte, wofern der Feind mit seiner ganzen Armee auf sie losbrach. Aber schon unter Weges erfuhr er, welches Blutbad der König dort angerichtet, und daß er nun seinen Marsch gegen Landsberg gewendet habe, das noch von den Kaiserlichen besetzt war. Alles glaubte, er werde nun eilen, Magdeburg zu beschützen; Gustav Adolph jedoch blieb seinem Grundsatze getreu, früher den Rücken frei zu haben; unterhandelte noch einmal mit dem Churfürsten von Brandenburg, der die Acht des Kaisers fürchtete, den König aber wegen Pommern von Herzen haßte, und sich weder zu einem Bündnisse mit ihm verstehen, noch auch seinem Begehren sich fügen wollte, die Festungen Cüstrin und Span-

dau ihm einzuräumen. Diese Weigerungen entflammten den Zorn des Schwedenkönigs; er nahm seinen Marsch nach der Spree und rückte endlich mit einem Theil seiner Armee nahe vor Berlin, dasselbe zu belagern; bis endlich der Churfürst ihm entgegen kam und, nach langen Unterhandlungen, endlich sich bewegen ließ, die Festung Spandau ihm so lange einzuräumen, bis Magdeburg entsetzt und der König wegen des Rückzuges gesichert wäre.

Diese Beispiele schreckten die übrigen protestantischen Fürsten. Der Churfürst Johann Georg von Sachsen sah an Pommern und den wichtigsten Plätzen in Preußen, deren Gustav sich bemächtiget hatte, und die er noch immer besetzt hielt, was er selbst von diesem Beschützer der protestantischen Sache zu erwarten hatte; und wollte sich durchaus nicht zu einem Bündnisse mit ihm, noch auch zu einem Darlehen von einigen hundert tausend Thalern herbeilassen, die Gustav Adolph von ihm verlangte, im Falle er keine Allianz mit ihm schließen wollte. Seine eigentliche Absicht war, die Macht des Kaisers und des Königs von Schweden im Gleichgewichte zu halten, und unter den Protestanten ein drittes Bündniß zu errichten, an dessen Spitze er sich selbst stellen wollte; und schon hatten auch, wie bereits früher erinnert wurde, die protestantischen Fürsten und Stände zu Leipzig sich versammelt, und ein Schreiben an den Kaiser gesandt, worin sie ihm den jammervollen Zustand des gleich-

sam in den letzten Zügen liegenden deutschen Reiches mit großer Wemuth vorstellten, und nicht nur auf die gänzliche Abstellung des Religionsedicts und aller dießfälligen Commissionen und Executionen, sondern auch auf die schnelle Aufhebung der »unerhörten, grausamen Kriegspressuren, capitulations- und reichsconstitutions- widrigen Contributionen, Werbungen, Durchzüge, Einquartierungen, Plünderungen, Verwüstungen, Excesse und Insolentien« antrugen, und seinen kaiserlichen Schutz in dem festen Vertrauen anflehten, »er werde, wofern sie von der Soldateska wieder vergewaltiget werden sollten, es ihnen nicht verdenken, wenn sie sich und ihre Lande und Leute durch die, von Gott und der Natur, auch den Reichsgesetzen in alle Wege zugelassene Defension bestens verwahren.«

Ein ähnliches Schreiben sandten sie auch an die katholischen Churfürsten mit der dringenden Bitte, ihrer sich anzunehmen und den Frieden zurück bringen zu helfen. Hierauf beschlossen sie, nach Maßgabe der Kreisordnungen sich in eine gewisse Verfassung zu setzen und mit ihrer Ritterschaft und dem Ausschuß des Landvolkes in guter Bereitschaft zu halten, »jedoch in den Schranken der Defension und der Reichs- und Kreisordnungen zu verbleiben; es mit einander treulich zu meinen, und auf den Fall, daß einer oder der andere Kreis wider die Wahlcapitulation, die Reichsgesetze oder die geschriebenen Rechte ohne Ursache vergewalti-

get werde, demselben auf sein vorhergegangenes Ersuchen Hilfe zu leisten.«

Es kam aber dem Kaiser und der Ligue höchst ungelegen, gerade jetzt mit solchen Beschwerden behelligt zu werden, wo die Schweden immer weiter vordrangen. In den stärksten Ausdrücken verwies der Kaiser dieser Versammlung ihre schnöden Aeußerungen über den Krieg, den er nothgedrungen führen mußte, und wobei die Durchzüge und andere, von einem Kriege unzertrennlichen Lasten seine eigenen Länder nicht minder schwer trafen; sie aber eine Defensionsordnung gegen seine Truppen aufrichteten, gleich als wäre er der erklärte Feind des Reiches. — Er erließ also mehrere Monitorialschreiben und sendete einen eigenen Commissarius nach Dresden ab, dem Churfürsten wegen dieses so ganz unerwarteten Betragens der protestantischen Stände ernste Vorstellungen zu thun. Doch vergeblich. Eben so wenig fruchteten alle kaiserlichen Avocatorien an die übrigen protestantischen Fürsten und Stände, ihre Werbungen einzustellen. Die katholischen Churfürsten und Stände versammelten sich nun mit den übrigen Liguisten, und hielten einen Convent zu Dünkelspühl; wo sie beschlossen, zu dem Beistand des Kaisers in noch stärkere Verfassung sich zu setzen. Sie antworteten den Protestanten sehr mißbilligend, mahnten sie von allen Kriegesanstalten und Feindseligkeiten ab, und thaten ihnen den Vorschlag, den Termin des Compositionstages, der bereits für Frankfurt am Mayn bestimmt war, bis

zum 7. August zu verlängern. Aber auch sie richteten nichts aus; die Protestanten fuhren fort sich zu rüsten. Ganz Deutschland ward ein neuer Werbe- und Musterplatz; zagend sah man neuen, schrecklichen Verwüstungen und blutigen Auftritten zwischen Deutschen und Deutschen entgegen.

Der Kaiser, welcher sah, daß der Schwedenkönig auf deutschem Boden sich mächtig stärkte, mit Frankreich in öffentlichem Bündnisse stand, und daß auch immer mehrere protestantische Stände sich an ihn anschmeichelten und ein Trutz- und Schutzbündniß mit ihm schlossen, cassirte durch einen reichsoberhauptlichen Machtspruch den, der katholischen Ligue feindlich gegenüberstehenden Leipziger Bund, und löste denselben durch die Waffen auf. Graf Fürstenberg, der eben mit einem Armeecorps von dem Mantuanischen Kriege aus Italien zurückkehrte, vollzog das diesfällige kaiserliche Mandat mit erstaunlicher Schnelligkeit. Nachdem er Kempten und Memmingen bezwungen, mit kaiserlichen Truppen besetzt, und von jeder dieser Städte 50,000 Gulden für Abwendung der Plünderung erhoben hatte, brach er mit 24,000 Mann ins Würtembergische ein. Der Administrator des Herzogthums raffte Soldaten zusammen so viele er konnte; doch der größte Theil derselben bestand aus ungeübtem Landvolk. Er erwartete Hilfe aus Franken, und ersuchte auch den Markgrafen von Baden-Durlach und die übrigen protestantischen Reichsstände eilig um Truppen. Aber ehe er Antwort von ihnen empfing,

stand die ganze kaiserliche Armee bei Tübingen ihm gegenüber. Mit 16000 Mann meist ungeübten Landvolkes den 24000 alten und geübten kaiserlichen Kriegern eine Schlacht zu bieten, lief gegen alle Klugheit; er schloß also mit Fürstenberg einen Vergleich, worin er dem Leipziger Bunde entsagte, für das kaiserliche Heer Quartiere und Unterhalt bewilligte, Treue und Gehorsam verhieß, und seine Truppen verabschiedete.

Würtembergs Beispiele folgten Ulm und andere Städte; die fränkischen Kreisstädte warteten Fürstenbergs Ankunft nicht einmal ab; sie sandten ihm Abgeordnete entgegen, erboten sich den kaiserlichen Monitorialien zu gehorchen, dem Bunde zu entsagen, und die geforderte Kreishilfe von 72 Römermonaten zu entrichten. Und so war der Leipziger Bund in ganz Schwaben und Franken in weniger als zwei Monaten vernichtet.

Während dieser Zeit war Tilly vor Magdeburg gezogen und hatte diese feste, reiche und auf ihre Freiheit eifersüchtig pochende Stadt belagert, welche vor zwei Jahren Wallenstein sich vergeblich bemüht hatte, selbst durch eine halbjährige Sperrung dahin zu vermögen, entweder kaiserliche Truppen in die Winterquartiere aufzunehmen oder eine bedeutende Summe dafür zu bezahlen. Mit großem Übermuth hatten die Magdeburger Tillys und seiner Truppen gespottet, als er von ihrer Stadt abgezogen war, Frankfurt an der Oder zu Hilfe zu eilen; aber doppeltes Entsetzen kam nun über sie, als sie sahen,

wie dieser Feldherr ernstliche Anstalten zur Belagerung traf. Nachdem er der Vorwerke nach einander sich bemächtiget hatte, sandte er einen Trompeter mit drei Schreiben an den Magistrat, an den Administrator und an den schwedischen Commandanten von Falkenberg ab, stellte ihnen wohlmeinend alles Elend vor, welchem sie durch eine Belagerung sich aussetzten, und ermahnte sie zur Übergabe, weil es im Fall eines Sturmes, auch mit dem besten Willen nicht in seiner Macht stehe, sie vor dem Grimm seiner erbitterten Soldaten zu schützen.

Doch sie ließen ihm sagen, Eher würden sie sterben als sich ergeben; ersuchten ihn jedoch, er möchte ihnen gestatten, Gesandte an die beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg zu schicken; was jedoch unter diesen Umständen Tilly nicht zugeben konnte. Es fehlte auch den Magdeburgern in der That nicht an Willen zum Widerstand, wohl aber fehlte es ihnen an Streitkräften; und darum auch mußten sie, weil sie dieselben nicht behaupten konnten, die beiden Vorstädte Sudenburg und Neustadt abbrennen. Nichts desto weniger schossen sie von den Wällen heftig in das kaiserliche Lager, und richteten dadurch nicht geringen Schaden an. Sie thaten sogar einige Ausfälle, verloren jedoch dabei ihr bestes Volk.

Den Mangel an Truppen auf gewisse Weise zu ersetzen, wurden die Bürger bewaffnet. Doch da zeigte sich ein kleinlicher Eigennutz, eine Uneinigkeit und Gleichgültigkeit, die mit dieser allgemeinen Noth und Bedrängniß sonderbar contrastirte. Nichts woll-

ten die Bürger thun noch geben ohne bare Bezahlung. Statt selbst zu erscheinen und Alles zu wagen, schickten die Reichern ihr Gesinde und ihre Diener auf den Wall; Keiner wollte mehr thun als der Andere *), und die wachehabenden Bürger wußten den Bierkrug besser als die Waffen zu gebrauchen. Falkenberg sah diesen gänzlichen Mangel an Gemeinsinn und Patriotismus mit höchster Bestürzung; und hatte vollauf zu thun, die Gemüther durch Zureden und eigenes Beispiel zu ermuthigen.

Tilly eilte, denn schon war Gustav Adolph von Berlin zum Entsatz der Stadt aufgebrochen. Noch einmal ließ dieser Feldherr die Belagerten zur Übergabe auffordern und ernstlich ermahnen, »durch ihre continuirliche Halsstarrigkeit und Obstinacität es nicht zu den äußersten Extremitäten kommen zu lassen;« erhielt aber die vorige Antwort. — Falkenberg ließ sich keine Mühe verdrießen und arbeitete Tag und Nacht. Eben so unermüdlich arbeitete Pappenheim in den Schanzgräben. Als nun Alles zum Sturm fertig war, sandte Tilly zum letzten Male einen Trompeter mit drei Schreiben in die Stadt, von welchen jenes an den Markgrafen Christian also lautete.

---

*) Khevenhiller erzählt, sie hätten sogar in dieser allgemeinen Noth das Bier aus Gewinnsucht verfälscht; worauf Viele krank geworden; und der löbliche Magistrat habe das Schießpulver, das der Stadt angehörte, bis auf die letzte Stunde vorbehalten.

»Ob er zwar nicht ungeneigt gewesen, die bewußten Pässe begehrter Maßen zu übersenden, alldieweilen aber Ihro fürstlichen Gnaden selbst sähen und spüreten, daß es mit berührter Stadt nunmehro schon zu solchen Extremitäten gerathen, daß die Sache keine Verzögerung, viel weniger dergleichen Verschickungen erleiden könnte, sondern bei so beschaffenen Dingen das beste Mittel wäre, sich der kaiserlichen Majestät, hindangesetzt aller andern Considerationen und Einbildungen zu submittiren, als hätte er bemeldte Magdeburger nochmals ihrer Schuldigkeit treuherzig erinnern wollen, maßen sie Ihro fürstlichen Gnaden solches zweifelsohne vorbringen würden.«

»Demnach dann Ihro fürstl. Gn. vernünftig zu ermessen hätten, zu was großer Gefährlichkeit dieses Werk unfehlbar ausschlagen würde, wofern sich die Submission länger verzögern sollte, als hätte er nicht unterlassen können, Derselben solches aus aufrichtigem Gemüthe und rechtschaffener Intention nochmals zu Herzen zu führen, und Dieselben zu ersuchen, Sie, als ein geborener vornehmer Reichsfürst, wollten Dero fürstlichen Stamm und Namen, welche hierunter nicht wenig periclitirten, neben angezeigter Gefahr wohl betrachten, und von sich selbst eine kurze und solche Resolution fassen, auch mehr gedachte Magdeburger zu ihrem eigenen Besten dergestalt beweglich ermahnen, daß man in effectu verspüren könne, daß sie zu friedlichen Actionen, allermeist aber das bevorstehende Unglück durch schuldigen Gehorsam abzuwenden geneigt wären.«

Statt diesen dreimal wiederholten, herzlichen Vorstellungen Tillys Gehör zu geben, behielten nun die Magdeburger den Trompeter zurück, den sie erst am dritten Tage abfertigen wollten, den Sturm wenigstens bis dahin aufzuhalten und dem Schwedenkönig Zeit zu vermitteln, bis dahin zum Entsatz der Stadt herbei zu kommen. Aber gerade dies bestimmte den Generalissimus, die Eroberung zu beschleunigen. Daß ihm das nahe Schicksal Magdeburgs zu Herzen ging, ist außer Zweifel. Er schwankte sogar einige Zeit, und hoffte noch immer die Magdeburger würden bei dem Anblick der Vorkehrungen zum Sturm sich zu einer Capitulation herbei lassen. Endlich schwiegen die Batterien. Die in der Stadt sahen sogar, daß er einige Kanonen von der abgebrannten Vorstadt Sudenburg abführen ließ, geriethen dadurch auf den Gedanken, die Kaiserlichen schickten sich zum Abzuge an, blickten schon rings in die Ferne, ob sie nicht den Anzug der schwedischen Waffen blitzen sähen, und weil auch die ganze Nacht hindurch keine einzige Bombe geflogen kam, erachteten sie, es sei nichts mehr zu befürchten, und begaben sich gegen Anbruch des Tages unbesorgt nach Hause, der lange entbehrten Ruhe zu pflegen.

Doch am Vorabende dieser schrecklichen Ruhe hatte Tilly noch einmal seinen Kriegsrath zusammen berufen, wo der feurige Pappenheim durch seine überzeugende Beredsamkeit alle Feldobersten hinriß, den Sturm noch in der Nacht selbst zu beginnen, der jedoch durch den Generalissimus um fünf Uhr früh (10. Mai 1630) angesetzt ward. Zwei Kanonenschüsse sollten

das Zeichen zum Angriff geben. Die Sturmkolonnen standen bereit und harreten mit Ungestüm des Signals. Kaum hatte dasselbe gedonnert, so erstiegen sie von vier Seiten zugleich die Mauern der unglücklichen Stadt. Falkenberg strengte seine letzte Kraft an, er fiel; mit ihm viele Tapfern; Magdeburg war verloren; denn statt eines festen Planes zum Angriff, herrschten Angst, Verwirrung und besinnungslose Verzweiflung. Alle Thore wurden aufgerissen und mit fürchterlichem Kriegeslärm stürzten die wilden Heere der Wallonen und Croaten ergrimmt und gierig nach Beute herein.

Und nun, spricht Schiller, »fing eine Würgescene an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt; und das wehrlose Geschlecht hat blos das Vorrecht einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu werden.« u. s. w. Tief ergreifend ist allerdings seine feurige Schilderung dieser gräßlichen Blutscenen, und muß jedes Gemüth mit Grausen erfüllen; zumal aber muß der bekannte Beisatz jedes Herz zu Haß und Abscheu gegen den Generalissimus Tilly anregen.« Einige liguistische Officiere, von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbad möchte Einhalt thun lassen. Kommt in

einer Stunde wieder, war seine Antwort; ich werde dann sehen was ich thun werde; der Soldat muß für Gefahr und Arbeit etwas haben!« — Nur scheint dieser gefeierte Schriftsteller in seiner gerechten Ereiferung einiger Umstände bei dieser Eroberung zu vergessen. Daß Plünderung und empörende Ausschweifungen bei der Erstürmung feindlicher Städte gewöhnlich sind, ist eine bekannte Sache; doch nicht eben so sind es Würgen und Morden; hierzu muß der Krieger durch gerechte Rache gereizt werden. Nun erzählt aber die Geschichte von dieser Eroberung: »Die Wuth der Kroaten Isolani's und der Wallonen Pappenheims kannte keine Gränzen, als aus allen Fenstern Steintrümmer, Kugeln, Dachziegel, Feuerbrände und siedendes Wasser fielen; als Gasse für Gasse durch einzelne Stürme mit neuem Blutvergießen mußte gewonnen werden.« — Darf uns daher diese furchtbare Raserei roher Kriegesleute sonderlich wundern? Denn was die Deutschen betrifft, läßt Schiller allerdings ihrer Menschlichkeit Gerechtigkeit widerfahren.

Dann erzählt dieser nämliche Schiller: »Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind;« u. d. Ü. Diese nämliche Begebenheit erzählt eine andere aufrichtige protestantische Feder also: »Pappenheim hatte das Feuer von der einen, die Bürger von der andern Seite angelegt; jener um den Widerstand der Bürger zu hemmen; diese, um dem

Feinde die Beute zu entreißen *);« woraus hervorgeht, daß die Bürger ihre Barschaft und beste Habe in einige Häuser geflüchtet und diese Häuser in Brand gesteckt hatten; damit der Soldat keine Beute fände; was natürlich den, durch einen so schrecklichen Empfang ohnedies aufs höchste entrüsteten Krieger noch mehr erbittern mußte. — Auch vergaß Schiller, dem doch Khevenhillers Annalen nicht fremd waren, daraus anzuführen, daß eben dieser fühllose Tilly bei dem Anblick des verödeten Magdeburg, weinend über den Untergang einer so schönen, alten und mächtigen Stadt klagte, die, trotz seiner so biedersinnigen wiederholten und ergreifenden Warnungen, durch ihre Obstinacität und den Fanatismus ihrer Prediger zu Grunde gegangen war. Denkwürdig auch ist's, daß dieser nämliche hartherzige Tilly über tausend Menschen, welche drei Tage und zwei Nächte ohne Essen und Trinken, unter beständiger Todesangst im Dom zugebracht hatten, nicht nur begnadigte, sondern auch tröstete und, weil der entsetzliche Brand beinahe die ganze Stadt in Asche gelegt hatte, und keine Speisen zu finden waren, Commißbrote unter sie vertheilen ließ, das Einzige was für den Augenblick ihm zu Gebote stand. Sehr bündig auch spricht Hormayr: »Warum immer Magdeburg und nur Magdeburg, als wäre dies der einzige Platz, der der Erstürmung, der eines warnenden Beispiels fürchterliche Folgen

*) Heinrich in Gutri und Grey. 93. B.

erfuhr? Warum nie von Barcellona, Xativa, von Oczakow, und Praga, von der Vendee, von Arezzo, Calabrien, Lübeck, Saragossa? — Warum rechnet man nur einer Partei an, was doch beide gethan haben, und was aufs billigste genommen, sich höchstens aufhebt? Warum vergißt man in den Büchern, was das Volk noch nicht vergessen hat, das Schwedenlied und das Schwedenfest?«

Dies klägliche Loos Magdeburgs erregte lautes Murren unter den Protestanten über das Zaudern des Schwedenkönigs; und die Schutzschrift die dieser König erließ, sein Betragen zu rechtfertigen, nützte den Magdeburgern wenig; und war auch eben nicht geeignet, diesen Flecken aus dem Glanze seines Ruhmes zu tilgen. »Die Stadt, sprach er, habe, auch gegen genugsame Versicherung und auf die beweglichste Erinnerung und das fleißigste Ersuchen, zur Werbung einer ziemlichen Armee keine erklecklichen Gelder vorstrecken, ja seiner königlichen Würde nicht einmal die geringsten Dienste leisten, noch Ihren Soldaten Quartiere geben wollen, bis nicht der Feind ihnen auf dem Hals gewesen wäre. Dann habe es auch der König nicht wagen können, von der Oder sich zu entfernen; weil der General Schaumburg mit einem starken Armeecorps ihm im Rücken gestanden, Tilly aber an Truppen ihm weit überlegen gewesen wäre; überdies auch der Churfürst von Brandenburg mit Einräumung der Festungen Cüstrin und Spandau gezaudert, und der Churfürst von Sachsen ihn weder mit Truppen, noch mit Lebensmitteln und Kriegsbe-

dürfnissen habe unterstützen wollen; sondern beide vielmehr sich also gegen ihn betragen hätten, daß er ihnen nicht habe trauen können.«

Wirklich war der Churfürst von Brandenburg, und zwar, wie wir schon früher sahen, nicht ohne Ursache, über den König erbittert. Sicher auch hätte er ihm diese beiden Festungen nicht zur Verfügung überlassen, wofern nicht Gustav Adolph ernstlich Miene gemacht hätte, Berlin zu beschießen. Sachsens Gesinnungen aber waren zweideutig. Die schnöden und hochfahrenden Antworten, die der Churfürst Johann Georg dem Generalissimus, Grafen Tilly, seit einiger Zeit ertheilte, ließen diesen seine wahren Absichten vermuthen. Schwer nämlich hatte diesen Fürsten ins besondere das kaiserliche Restitutionsedict getroffen, wegen welches er den Leipziger Convent veranstaltete, dessen Beschlüsse Ferdinand durch einen kaiserlichen Machtspruch cassirt hatte. Noch tiefer hatte es ihn gekränkt, daß, nachdem das Capitel des ehemaligen Erzstiftes Magdeburg seinen Sohn, den Prinzen Johann August, zum Administrator (eigentlich Landesherrn) begehrt hatte, Kaiser Ferdinand, der dies, früher katholische Erzbisthum wiederherstellen wollte, in dieser Absicht seinen eigenen Sohn, den Erzherzog Leopold, vom Papste zum Erzbischofe daselbst hatte ernennen lassen. Der Churfürst liebte den Schwedenkönig nicht; aber diese Vorgänge entfernten ihn auch vom Kaiser, gegen welchen er bisher eine so große Anhänglichkeit bewiesen hatte, daß sogar manche Katholiken darüber sich wunderten.

Diese Spannung zu einem völligen Bruche zu steigern, gab der unruhige sächsische Feldmarschall Arnheim sich alle Mühe. Er hatte früher unter Wallenstein gedient, und stand noch immer in innigstem Einvernehmen mit diesem, über seine, wiewohl glänzende Zurückgezogenheit unzufriedenen und nach Rache und Thätigkeit lechzenden Fürsten.

Es betrieb also der Churfürst Johann Georg seine Rüstungen beständig fort, ohne darüber sich näher zu erklären. Tilly, dem dies nicht gleichgültig seyn konnte, fertigte Abgeordnete an ihn ab, ihn um den Zweck dieser Rüstungen zu befragen; und ließ ihn zugleich ersuchen, seinen Truppen Einlaß in Sachsen zu geben, und die geworbenen Landtruppen zu entwaffnen, oder aber solche mit den kaiserlichen zu vereinigen. Zugleich rückte er, diesen Antrag zu unterstützen, auf die sächsischen Gränzen vor. Zu spät kam diesem Feldherrn ein Schreiben von dem Churfürsten von Bayern zu, worin derselbe ihm bedeutete, gegen den Churfürsten von Sachsen mit möglichstem Glimpf vorzugehen, und keine Gelegenheit zu versäumen, die Sache durch Unterhandlungen beizulegen. — Johann Georg antwortete den Abgeordneten, »er hoffe wohl nicht, statt der verheißenen und wohl verdienten Belohnung für so viele, dem Kaiser und Reiche geleisteten Dienste vergewaltigt und mit dem Ruin seiner Lande bezahlt zu werden.« Auch sprach er während des glänzenden Gastmahles, das er den Abgeordneten gab, zu ihnen: »Ich merke wohl, man will das sächsische, bisher aufgesparte Confect zuletzt aufsetzen;

aber, ihr Herren, es sind Nüsse darunter; gebet Acht, daß ihr die Zähne euch nicht daran ausbeißet!«

Gewiß ist's, daß der, von Natur ängstliche Churfürst, als er einmal von der Unmöglichkeit überzeugt war, eine dritte Partei zu bilden, unentschlossen wankte, ob er an den Kaiser oder an den König von Schweden sich anschließen sollte; und daß Tilly's Begehren seiner Wahl den Ausschlag für den Schwedenkönig gab. Nun aber ließ der Generalissimus auch das, bisher verschonte Sachsen alle Strenge des Krieges empfinden, zog noch das Fürstenbergische Armeecorps an sich, das so eben aus Schwaben zurückkehrte, und rückte mit einem Heere von 40,000 Mann bis nach Halle vor; worauf er die Städte Weissenfels, Freiburg, Merseburg, Naumburg, Zeitz, und andere Plätze besetzte, die entweder geplündert wurden, oder aber durch bedeutende Summen sich loskaufen mußten. Am 2. September brach er nach Leipzig auf, und wiederholte von dort aus seinen Antrag an den Churfürsten; der ihm jedoch in seinem Antwortschreiben die bittersten Vorwürfe über seine grausamen Feindseligkeiten machte. Tilly ließ sich nun in seinen Operationen nicht länger aufhalten und forderte von den Leipzigern Proviant und die Einnehmung einer kaiserlichen Besatzung. Da aber die Stadt erklärte, sie könne ohne Befehl des Churfürsten nichts bewilligen, fing er an, einige Bomben in die Stadt zu werfen. Doch Bürger und Soldaten vereinigten sich, setzten sich tapfer zur Wehr, erwiederten seine Kanonade wacker von den

Wällen, und steckten, noch ehe sie förmlich belagert waren, selbst die Vorstädte in Brand. Nun zeigte Tilly größern Ernst, setzte mit Granaten und Feuerkugeln ihnen immer heftiger zu, und forderte sie durch das warnende Beispiel Magdeburgs zur Capitulation auf, die sie auch endlich unterzeichneten, und in Folge welcher sie dem Generalissimus die Stadt öffneten und eine Brandschatzung von 200,000 Thalern bezahlten.

Während dessen war Gustav Adolph bei Wittenberg über die Elbe gegangen, wo der Churfürst von Sachsen, der früher seine Anträge abgewiesen hatte, ihm nun den Triumph gewährte, ihn ängstlich um Hilfe anzuflehen. Stolz und kalt, aber mit heimlicher Freude empfing der König den Feldmarschall Arnheim, der im Namen des Churfürsten gekommen war, und sprach achselzückend, er bedaure den Churfürsten; dies Unglück wäre ihm nicht widerfahren, wenn er seinen Worten geglaubt hätte; er habe nun andere Dispositionen mit seinen Truppen getroffen. Indessen wolle er ihm dennoch zu Hilfe kommen, wofern er ihm Wittenberg zum Rückzug einräumen, seinen ältesten Sohn als Geißel ins Lager schicken, dem schwedischen Heere einen dreimonatlichen Sold ausbezahlen, und seine untreuen Rathgeber ausliefern oder selbst bestrafen wolle. Der zagende Churfürst verhieß Alles und noch mehr als dies; er selbst erbot sich, nebst seinem Churprinzen und seiner ganzen Familie in das schwedische Lager sich zu begeben,

und den letzten Heller an die gemeinsame Sache zu setzen.

Zu Torgau hielt der König in Gegenwart der beiden Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg großen Kriegsrath. Bei Düben hatte die sächsische Armee mit der schwedischen sich vereint. Die Absicht des Königs war nicht, sogleich eine Schlacht zu liefern; sondern erst den Feind rings zu umgeben, und ihn aus seiner vortheilhaften Stellung ins freie Feld zu locken. »Wagen wir jetzt eine Schlacht, sprach er, so setzen wir eine Krone und zwei Churhüte auf das Spiel. Meine Krone zwar ist hinter einer Schanze wohl verwahrt; geht aber die Schlacht verloren, dann dürften eure Churhüte gewaltig wanken; da der Feind euch auf dem Halse liegt.« Doch Johann Georg, dessen Land auch durch den unglücklichsten Ausgang eines Treffens nicht härter konnte mitgenommen werden als nun, wo es zwei zahlreiche Armeen zu tragen hatte, bestand fest und leidenschaftlich auf einer Schlacht, und erklärte, wofern der König nicht einstimme, werde er mit seinen Sachsen allein fechten. Endlich gab der König seinen Vorstellungen nach.

Tilly, der an demselben Tage Leipzig erobert und dadurch eine sichere Stellung erhalten hatte, beschloß auf die erste Nachricht der Annäherung des vereinten feindlichen Heeres, bei Leipzig sich zu verschanzen, und das Treffen so lange zu vermeiden, bis die Armeecorps Tiefenbachs, Altringers und des Grafen Fugger, die er täglich erwartete, sich mit

ihm vereint hätten, und sandte indessen den tapfern, aber allzu feurigen und verwegenen Pappenheim mit 2000 Kuirassieren auf Recognoscirung aus; gab ihm aber das strengste Verbot, auf irgend eine Weise mit dem Feind in ein Treffen sich einzulassen. Pappenheim traf auf einige sächsische Truppen, warf solche zurück, und sandte dem Tilly eine Botschaft um die andere, er möchte mit der ganzen Armee avanciren; die Sachsen seien allein; der König habe sich mit dem Churfürsten noch nicht vereint, und er könne es weder bei Gott, noch bei dem Kaiser noch bei dem Churfürsten von Bayern verantworten, diese schöne Gelegenheit zu verlieren, das sächsische Heer auf das Haupt zu schlagen. Doch plötzlich prallte er wegen seines kurzen Gesichtes auf die schwedische Reiterei, und ward in ein Scharmützel verflochten, aus welchem er sich nicht heraus winden konnte. In Eile kam sein Adjutant heran gesprengt und meldete, sein General verlange noch 2000 Mann Reiter, sonst könne er mit den ersten sich nicht mehr zurückziehen. »Um Gotteswillen! rief der alte Tilly, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, der Mensch bringt mich noch um Ehre und Reputation, und den Kaiser um Land und Leute!« Gegen seinen Willen verließ nun Tilly sein festes Lager, Pappenheim zu retten, und brach mit seinem ganzen Heere auf, das er bei Breitenfeld in Schlachtordnung stellte. Seine Streitkraft bestand aus 35000 Mann; die Schweden und Sachsen hatten ihm kaum eine größere Anzahl entgegen zu stellen; aber die Schlacht

war verloren, noch ehe sie begann; da Tilly dieselbe nicht frei anordnen konnte; sondern darauf beschränkt war, nach den strategischen Bewegungen des Feindes sich zu richten.

Die Schlacht begann mit einem furchtbaren zweistündigen Kanonenfeuer. Der Wind, der von Abend kam, trieb den Schweden dicke Wolken Staubes und Pulverrauches ins Angesicht. Dies bewog den König, gegen Norden zu schwenken. Da verließ Tilly die Hügel, auf welchen sein Geschütz aufgepflanzt war, und stürmte mit aller Macht auf das Centrum der Schweden ein. Da aber die todspeiende Gewalt ihres Geschützes allzu schreckliche Verheerungen anrichtete, warf er sich mit solchem Ungestüm auf die Sachsen, daß er sie bald zum Weichen brachte und endlich gänzlich in die Flucht schlug. Der Churfürst selbst floh, und kam erst zu Eulenburg wieder zur Besinnung. Schon sollten Kuriere mit der Siegesbotschaft nach Wien und nach München fliegen. Indessen war noch das Treffen nichts weniger als entschieden; denn nicht so glücklich als Tilly focht Pappenheim auf dem rechten Flügel, den der König selbst befehligte. Sieben Mal stürmte er mit seiner ganzen Reiterei auf die Schweden ein; und siebenmal ward er zurückgeschlagen, bis er endlich zum Weichen gebracht wurde. Indessen rieb Tilly die Sachsen vollends auf und brach nun mit seinen Kerntruppen in den linken Flügel der Schweden ein. Kaum ersah dies der König, so sandte er augenblicklich drei Regimenter zur Verstärkung dahin ab; und Gustav

Horn, der hier commandirte, that der kaiserlichen Reiterei kräftigen Widerstand. Der König, der, nachdem Pappenheim ihm das Feld geräumt, keinen Feind mehr vor sich hatte, benützte diesen Augenblick die Hügel zu gewinnen, auf welchen das grobe Geschütz der Kaiserlichen stand, eroberte dasselbe in kurzer Zeit, und beschoß sie nun selbst damit in Flanke und Rücken. Nun erst trennte sich das nie überwundene Tillysche Heer. Nur vier Regimenter versuchter Veteranen, die nie einem Feinde gewichen waren, hieben sich festgeschlossen mitten durch die Sieger hindurch. Tilly, ihr Vater, in ihrer Mitte, und gleich ihnen dem Tode trotzend, sah mit Thränen in den Augen, wie seine alten Siegesgefährten zur Rechten und zur Linken fielen, und weigerte sich standhaft, ob auch von drei Kugeln verwundet, einem schwedischen Rittmeister sich gefangen zu geben, der im Begriff war, ihm das Haupt zu spalten, als eben noch zur rechten Zeit ein Pistolenschuß des Herzogs Rudolph von Sachsenlauenburg ihn zu Boden streckte. Die Schlacht war entschieden; sie hatte bis in die Nacht gedauert. Neuntausend Leichen bedeckten das Schlachfeld, worunter einige Generale und viele tapfere Officiere. Tilly allein zählte 7000 Todte und 3000 Vermißte; der Schweden waren nicht über 700 gefallen.

Dieser Sieg gab dem Stand der Dinge einen gewaltigen Umschwung. Der Kaiser und die katholische Ligue wurden durch den Verlust der Schlacht erschüttert. Die Protestanten zwar frohlockten; aber

selbst die Freude der Verbündeten des Königs war nicht ungetrübt. Die ersten mußten gerechte Sorge für ihre Erblande tragen; den zweiten erschien der König größer als es in ihren Wünschen und Berechnungen gelegen hatte; er behandelte sie als Vasallen; und Deutschland mußte nun einem Fremden die Gelder, Kräfte und Hilfe spenden, die es seinem Kaiser verweigert hatte. Die Heiterkeit hatte den alten Tilly auf immer verlassen. Aus sieben und dreißig Schlachten war dies die erste, die er verloren hatte; und er konnte sich nicht trösten, daß er von dem feurigen Pappenheim sich hatte überreden lassen. Aber oft hatte der Graf seine Waffenthaten bei dem Churfürsten verkleinert; und wich er der Schlacht aus, so mußte er besorgen, einer unverantwortlichen Nachlässigkeit beschuldigt zu werden.

Indessen hatte Tilly seine zerstreuten Truppen bei Halberstadt bald wieder gesammelt, und durch die Verstärkungen, welche Altringer, Graf Fugger und der Herzog von Lothringen ihm zuführten, auch bald wieder eine Armee beisammen, die an Anzahl derjenigen nichts nachgab, welche er vor der Leipziger Schlacht befehliget hatte; nur daß sie nicht so kriegsgeübt noch auch von gleichem Muthe beseelt war. — Gustav Adolph aber, der auf protestantischem Boden überall als Sieger begrüßt, mit Jubel empfangen, und mit beinahe abgöttischer Verehrung bewundert wurde, war, nachdem er Merseburg und Halle, — der Churfürst von Sachsen aber Leipzig wieder erobert hatte, mit diesem Fürsten Eins gewor-

den, den Kaiser und die Ligue in ihren eigenen Ländern anzugreifen; denn gegen Tilly in Niedersachsen loszuziehen, hielten beide für baren Zeitverlust; und dann wollten sie auch den dortigen Protestanten die Drangsale eines neuen Krieges ersparen. Gewiß hätte Gustav Adolph, wenn er geraden Weges über die Lausitz, durch Schlesien und Böhmen nach Wien gezogen wäre, den Kaiser in die schwerste Verlegenheit gebracht; da Ferdinand den eindringenden Schweden keine Armee entgegenstellen konnte, und befürchten mußte, daß seine protestantischen Unterthanen, die noch immer in großer Anzahl waren, dem Könige mit Freuden zufielen. Doch der König überließ die leichte Aufgabe, in das von Truppen unbesetzte Schlesien und Böhmen zu ziehen, dem Churfürsten von Sachsen, dessen Tapferkeit er bei seiner Flucht in der Leipziger Schlacht kennen gelernt hatte; er selbst wollte durch Thüringen und Franken in Bayern eindringen.

Ohne sonderlichen Widerstand öffneten die meisten Städte in Franken dem König die Thore; einige empfingen ihn sogar mit Enthusiasmus. Würzburg zwar that einigen Widerstand; mußte jedoch capituliren; das Schloß hingegen wurde nach viertägiger Belagerung mit Sturm genommen, und die Besatzung von 1500 Mann, nebst einigen Mönchen auf Befehl des Vandalenkönigs ohne Pardon niedergehauen! — Er mußte eilen; denn Tilly war bereits mit seinem überlegenen Heere im Anzug; kam jedoch zu spät, Würzburg zu entsetzen. Unmuthig hier-

über, gab dieser Feldherr den ganzen Maynstrom preis, wendete sich seitwärts Frankens nach Rothenburg und Windesheim, und rückte dann nach Anspach und Gunzenhausen; mußte jedoch von Nürnberg abziehen.

Viele wunderten sich, daß er mit seinem überlegenen Heere den Feind nicht aufsuchte und zu einem entscheidenden Treffen nöthigte; aber der Hauptgrund lag zum Theil darin, daß er auf den Muth seiner Truppen nicht sonderlich sich verlassen konnte, die größtentheils neu geworben, und in der rauhen Jahreszeit schlecht gekleidet, durch lange beschwerliche Märsche und durch Hunger, Elend und Krankheiten meist entkräftet waren; da sie beinahe an keinem Orte Lebensmittel fanden, welche man dem König von Schweden und dessen Truppen im Ueberfluß brachte. Ein anderer noch wesentlicherer Grund aber war Tilly's Mißmuth; denn sehnlich hatte er gewünscht, seine Ehre zu retten; hatte oft und dringend gebeten, eine Schlacht liefern zu dürfen, und mit seinem Leben für den guten Erfolg sich verbürgt; immer aber von dem Churfürsten die Antwort erhalten, »nichts weiter zu avanturiren, weilen sonst keine Reserve mehr vorhanden wäre.« Khevenhiller erzählt sogar, er habe hierüber sich mit Thränen in den Augen beklagt und sich geäußert, das Unglück bringe ihn ins Grab, daß er sich nicht revangiren dürfe; zumal da er unthätig zusehen müsse, wie der König des ganzen Frankenlandes sich bemächtige.

Auf solche Weise wird es allerdings begreiflich,

wie Gustav Adolph Alles am Mayn und am Rhein so leicht sich unterwarf, und gleichsam einen Triumphzug durch das ganze deutsche Reich hielt. Sein schnelles Vordringen scheuchte auch den Compositionstag aus einander, der am 5. September zu Frankfurt war eröffnet worden; wiewohl die abreisenden Commissarien sich erklärten, daß sie ihre Unterhandlungen dadurch nicht als abgebrochen betrachten, sondern dieselben auf einer anderweitigen Versammlung fortsetzen wollten.

Gleichwohl war auf Befehl des Churfürsten von Bayern Tilly abermal nach Franken aufgebrochen, die Stadt Bamberg wieder zu erobern und von den Schweden zu befreien; was er auch ohne sonderliche Mühe that, und die Schweden bei Schweinfurt verfolgte. Gustav Adolph, der eben damals im Sinne hatte, Heidelberg und Philippsburg zu erobern, verließ alsbald er dies erfuhr, diesen Plan für den Augenblick, dem Grafen Tilly mit seiner ganzen Macht entgegen zu gehen. Da indessen Tilly es nicht als rathsam erachtete, den König zu erwarten, der, seit Alles seinen Fahnen zulief, bedeutend sich gestärkt hatte, zog er in Eilmärschen aus Franken über die Donau und spielte dadurch den Krieg an Bayerns Gränzen.

Unterdessen waren auch die Sachsen in Böhmen eingedrungen, und Arnheim hatte sich der Städte und Ortschaften Schluckenau, Teschen, Aussig, Töplitz, Leutmeritz und anderer Plätze ohne Widerstand bemächtigt, und war selbst vor Prag gerückt, wo die

Einwohner, weil sie keine genugsame Besatzung zur Gegenwehr hatten, ihm ohne Schwertstreich die Thore öffneten. Mit leichter Mühe hätten die Sachsen weiter vordringen können, wenn nicht die fortwährenden Eroberungen Gustav Adolphs die Eifersucht des Churfürsten erregt und ihn allmälig wieder auf österreichische Seite geneigt hätten. In diesen Gesinnungen bestärkte ihn selbst sein General Arnheim, den der König persönlich beleidiget hatte, und der mit Wallenstein fortwährend in innigster Verbindung stand.

Noch vor der Leipziger Schlacht, hätte dieser ehr- und rachsüchtige Feldherr, der seine Absetzung noch immer nicht verschmerzen konnte, dem Schwedenkönig, welcher, wie wir gesehen, ihm schmeichelnd entgegen gekommen war, durch den alten Grafen Mathias Thurn den Antrag gethan, wofern er ihm ein Corps von 15000 Mann, nebst einer bedeutenden Artillerie überlassen wolle, werde er mit eben so vielen Truppen dazustoßen, Böhmen und Mähren erobern, den Kaiser selbst in Wien belagern, und ihm auch durch die bekannte feurige Thätigkeit Bethlen Gabors Ungarn selbst entreißen. Nur sollte Gustav Adolph ihm den Titel eines Herzogs von Mecklenburg auf Lebenszeit lassen, und seine Güter in Böhmen und Mähren, so wie alles was er noch erobern werde, zu einem souverainen Fürstenthum erheben. — Der besonnene Gustav Adolph hörte diese Botschaft aufmerksam; zweifelte jedoch theils an der Aufrichtigkeit dieser Anträge, theils an der Ausführbarkeit derselben; ließ aber, diesen außerordentlichen

Mann sich nicht zum Feinde zu machen, im Allgemeinen seine Unterstützung ihm zusichern, und ihm auch verheißen, daß er seiner Seits es an nichts wolle fehlen lassen, ihn zum Könige zu machen. Wallenstein hierüber entzückt, brütete nun Tag und Nacht über ungeheuern Planen, und sann, wie er an dem Kaiser und seinem ganzen Hause, so wie an allen seinen Feinden die empfindlichste Rache nehmen könnte.

Als er jedoch nach der Leipziger Schlacht abermal in den König drang, die verlangte Mannschaft ihm zu senden, ließ dieser, der eben auf seinem Zuge nach Franken begriffen war, ihm antworten, er habe im Reiche noch einen starken Feind vor sich, und könne daher von seinen Truppen nicht mehr als höchstens drei Regimenter entbehren; endlich verwies er dieser Sache wegen ihn an den Churfürsten von Sachsen. Aeußerst beleidigt über diese Weigerung, begann nun Wallenstein, den König nicht weniger als den Kaiser zu hassen. Indessen lud er dennoch, seinen Plan nicht gänzlich aufzugeben, die Sachsen in das unbesetzte und unvertheidigte Prag ein, das Ein ernstliches Wort der Ermunterung aus seinem Munde bewaffnet und den Feinden unzugänglich gemacht hätte; und unterredete sich einige Meilen von dieser Hauptstadt, auf dem Schlosse Kaunitz (10. Nov. 1631) mit Arnheim, um diesen General in sein Interesse zu ziehen. Arnheim aber stimmte den Planen seines Freundes und Gönners nicht bei; und beredete ihn, unter der Hand abermal um das Obercommando der kaiserlichen Heere sich zu bewerben, und

mit dem Schwedenkönig zu brechen, da man auf ihn sich nicht verlassen könne.

Übrigens standen die Dinge so, daß dem schwer bedrängten Kaiser nirgend Hilfe erscheinen wollte. Der Schwedenkönig war von Frankreich gleichsam contractmäßig gedungen, Oesterreich zu verderben; Spanien hatte vollauf zu thun, in den Niederlanden sich zu erhalten, wo es einen Platz nach dem andern verlor; Frankreich arbeitete mit aller Hinterlist daran, die geistlichen Churfürsten, die ganze Ligue und insbesondere Maximilian von Bayern unter dem Vorwand der Neutralität von dem Kaiser zu trennen. Schon hatte es auch den Churfürsten von Trier gänzlich für sich gewonnen, und selbst Maximilian hatte sich schon in Correspondenz mit dem französischen Hofe eingelassen; nun waren vollends die Sachsen in Böhmen eingefallen, und gewann Gustav Adolph dem Tilly noch eine Schlacht ab, so war der Schwedenkönig im Herzen von Oesterreich.

In dieser höchst bedenklichen Lage entschloß sich, auf die Vorstellungen seiner Räthe, Ferdinand zu dem schweren Schritte, dem abgesetzten Herzog von Friedland den Oberbefehl einer Armee wieder antragen zu lassen, die er erst aus nichts erschaffen, größtentheils durch eigene Mittel ausrüsten und durch seinen Namen in Ansehen setzen sollte; da er allein Kriegserfahrenheit, Reichthum und Zutrauen genug bei Officieren und Gemeinen besäße, ein so ungeheures Werk auszuführen. Es ward also (im Dec. 1631) Wallensteins vorzüglichster Freund, der Fürst

von Eggenberg zu ihm nach Znaim gesandt, vorerst seine Gesinnungen zu erforschen. Wallenstein, der diese Sendung längst gierig erwartet hatte, benahm sich mit schneidender Kälte; sprach von den großen Diensten, die er dem Kaiser geleistet, und von dem schweren Undank, mit welchem ihm wäre vergolten worden. Auch fügte er bei, »er sehe nicht ein, warum er gut machen sollte was Andere verdorben hätten; er habe sich längst aller Ambition entschlagen und sich zur Ruhe begeben; hoffe auch derselben von dem Feinde zu genießen.« — Eggenberg bot seine ganze Beredsamkeit auf, den Kaiser zu entschuldigen, den man beinahe zu dieser Entlassung gezwungen hätte. Immer aber habe er ihn hochgeachtet; und auch damals schon gesagt, was nachmals eingetroffen sei, er habe den köstlichsten Edelstein aus seiner Krone verloren. Die Fehler und Unglücksfälle seiner Nachfolger gereichten ihm, (Wallenstein) zu um so größerer Ehre, da er nun zeigen könne, daß er der Einzige wäre, der solche wieder verbessern könne. — Nach langem Zureden und vielfältigen, verstellten Weigerungen Wallensteins, erklärte dieser endlich, ihm, seinem Freunde Eggenberg zu Liebe, wolle er sich herbei lassen, dem Kaiser noch einmal zu dienen und ihm ein Heer zu erschaffen; aber mit dem Obercommando sollte man ihn Ein- für allemal verschonen.

Und sieh da, in einer Frist von drei Monaten stand ein Heer von beinahe 50,000 Mann auf den Beinen! — Der ungläubige Schwedenkönig hörte es

und rief starr vor Erstaunen aus: Das kann nur Oesterreich und Wallenstein! — Freilich wurden die österreichischen Unterthanen dabei hart mitgenommen; allein das Heer stand in voller Rüstung da, und war, wohl angeführt, im Stande dem Feinde kräftig die Spitze zu bieten. — Alle sahen es allzu deutlich ein, daß diese Schöpfung ohne ihren Schöpfer ein lebloses Automat, ein großer Rumpf ohne Haupt sei; um so mehr drang man daher mit Vorstellungen und Bitten in ihn, das Obercommando über dasselbe anzunehmen.

Lange weigerte sich Wallenstein dem Scheine nach; endlich gab er unter folgenden ungeheuren und beinahe unglaublichen Bedingnissen nach. »Er verlange, sprach er, ein völlig unabhängiges Commando über die deutschen Heere des Hauses Oesterreich und Spanien; denn gleich einem Könige wolle er dem Schwedenkönig gegenüber stehen. Der Kaiser selbst sollte nichts mit dieser Armee zu schaffen haben, und auch niemals dabei erscheinen. In Confiscations- und Begnadigungssachen sollte er, Herzog von Friedland, völlig frei zu disponiren haben. Bei künftigen Friedensverhandlungen sollte sein Interesse, besonders wegen des Herzogthums Mecklenburg wahrgenommen, in den Frieden mit eingeschlossen, und ihm überdies zur Belohnung ein kaiserliches Erbland gegeben werden. Endlich sollte man ihm zur Fortsetzung des Krieges alle Kosten und Mittel verschaffen, und für den Fall eines Rückzuges die kaiserlichen Erbstaaten allenthalben offen lassen«. — So ungeheuer die-

se Forderungen waren, so gefährlich die Bewilligung derselben, ja so demüthigend sie für den Kaiser selbst waren, mußte man sich dennoch dazu bequemen; da Wallenstein durchaus nicht davon abging, und er nach dem einstimmigen Urtheil der kaiserlichen Räthe der Einzige war, der der zerrütteten Sache des Kaisers wieder aufhelfen konnte.

Sobald Wallenstein das Obercommando übernommen hatte, machte er sich ungesäumt auf nach Böhmen zu ziehen. Zwar bat der Churfürst von Bayern dringend, und der Kaiser mit ihm, Wallenstein möchte Maximilian gegen den Schwedenkönig zu Hilfe kommen. Doch zu schwer hatte der Churfürst Wallenstein durch die Forderung seiner Absetzung beleidigt. Er antwortete dem Kaiser, vor allen Dingen thue es noth, die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben; und zog dann auch ohne Zeitverlust nach Prag, warf einige Bomben in die Stadt und ließ die schwache Besatzung, die er leicht hätte vernichten können, mit ihrem Gepäcke abziehen; was Viele ihm übel nahmen; weil solches größtentheils aus geraubten böhmischen Kostbarkeiten und Gelde bestand. Aber Wallenstein hatte seine Gründe, warum er es mit den Sachsen nicht verderben wollte; und unterhielt noch immer verdächtige Unterhandlungen mit Arnheim, den er ebenfalls bei Leutmeritz leicht hätte aufheben können. Hierüber von dem Kaiser befragt, gab er zur Antwort, seine Absicht sei, Sachsen von dem verderblichen Bunde mit Schweden abzubringen.

Während dieser Zeit war Gustav Adolph vor Donauwerth gerückt, das er ungeachtet des tapfern Benehmens seines Commandanten, des Herzogs von Sachsenlauenburg, eroberte. Somit also hatte er festen Fuß auf dem jenseitigen Donauufer gewonnen. Nur noch der Lech trennte ihn von den Landen seines mächtigen und unversöhnlichen Feindes, des Churfürsten von Bayern.

In dieser augenscheinlichen Gefahr begab sich Maximilian selbst zu Tilly ins Feld, ließ alle Brücken abwerfen; alle Plätze bis Augsburg besetzen und lagerte sich zwischen den Lech und die Aicha bei dem Städtchen Rain, in einem wohl verschanzten, von drei Wassern umgebenen Lager. Ihm gegenüber stellte sich der König mit seinem überlegenen Heere auf; beschoß das Lager kreuzweise aus seinen Redouten, und legte während der Nacht an einer Krümme des reißenden Waldstroms eine sogenannte Bocksbrücke an. Diese Arbeiten dem Anblick der Bayern zu entziehen, unterhielt er einen dicken Rauch von Pech und andern rauchenden Materialien. Als die Brücke gelegt war, sandte er 300 Finnländer hinüber, die er für das Wagestück reichlich beschenkte. Diese warfen alsbald, sogar im Angesichte des Feindes und trotz seiner heftigen Kanonade, eine Schanze auf. Auch fand die schwedische Reiterei eine Fuhrt durch das Wasser. Es entspann sich ein mörderisches Gefecht, wobei General Altringer durch einen Streifschuß schwer am Kopf beschädigt, Tilly aber, der ungeachtet der Abmahnung des Churfürsten, zur Beobachtung des

Feindes sich zu weit gewagt hatte, von einer Falkonetkugel, durch den dicken Theil des Schenkels tödlich verwundet wurde. Da nun diese beiden obersten Befehlshaber außer Stand gesetzt waren, gehörig zu commandiren, und das Heer anfing, darüber kleinmüthig zu werden, brach Maximilian noch in derselben Nacht mit dem Lager auf und zog sich in bester Ordnung nach Ingolstadt zurück. Als am folgenden Tage der König das Lager in Augenschein nahm, sprach er hochverwundert: »Wäre ich der Bayer gewesen, wahrhaftig, und hätte mir auch eine Stückkugel Haare und Bart weggenommen, nimmermehr hätte ich einen Posten wie diesen da verlassen!«

Wenige Tage nach seiner Ankunft zu Ingolstadt starb Tilly unter den heftigsten Schmerzen im 73. Jahre seines Alters. Noch auf seinem Todbette klagte der gottesfürchtige Held, »daß nach der Leipziger Schlacht die Hände ihm wären gebunden gewesen, mit dem Volke, das er wieder zusammengebracht, und das aus Italien zu ihm gestoßen, den Feind anzugreifen; da er doch Mittel, Gelegenheit und Macht gehabt hätte, mittelst göttlicher Hilfe seinen erlittenen Schaden wieder durch eine ansehnliche Victoria einzubringen.« — Allein gleichwie er strenge Subordination, (ohne welche keine Ordnung bestehen kann,) von seinen Untergebenen forderte, also leistete er sie auch selbst aufs pünctlichste; und nimmer überschritt er das Verbot seines Vorgesetzten, des Kaisers oder des Churfürsten, welchen großen Vortheil er auch dadurch gewinnen konnte. Kurz vor seinem Tode ließ er

den Churfürsten von Bayern ermahnen, Ingolstadt und Regensburg zu verwahren, und dann außer Sorgen zu seyn, sein Land zu recuperiren. Er starb mit dem Blick auf das Cruzifix, unter dem Ausruf: »Auf dich, Herr, habe ich gehofft, und werde ewiglich nicht zu Schanden werden!« — Die ganze Armee betrauerte seinen Tod wie den eines geliebten Vaters. Seine Zeitgenossen ertheilten ihm einstimmig das Lob eines sehr tugendhaften Mannes, von unbescholtenen Sitten, großmüthigem Herzen und zarter und aufrichtiger Frömmigkeit. Öfters sagte er vor der Leipziger Schlacht gleichsam scherzweise, »nie habe er Wein getrunken, nie ein Weib berührt, und nie eine Schlacht verloren.« Sein Geist schien Ingolstadt zu beschützen, wo zum erstenmal die Kraft des Schwedenkönigs gebrochen ward.

Dieser hatte alsbald nach dem Rückzuge des Churfürsten, mit seiner ganzen Armee über den Lech gesetzt, seinen Marsch nach Augsburg genommen, und dieses wichtigen Platzes sich bemächtiget, den der bayrische Commandant, auf Verlangen des Magistrats und der protestantischen Bürgerschaft, gegen seinen Willen hatte übergeben müssen. Unbeschreiblich war der Jubel der Protestanten bei dem feierlichen Einzuge des Königs. Zu ihrer namenlosen Freude hob er daselbst nicht nur das Restitutionsedict auf; sondern setzte auch den katholischen Stadtrath und alle katholischen Stadtbeamteten ab, ernannte Protestanten an ihrer Stelle, und nahm auch den

Katholiken die Kirchen wieder ab, welche die Lutheraner ihnen schon früher entrissen, das Restitutionsedict ihnen aber zurückgestellt hätte. Darum auch feierten sie die Ankunft ihres hochgepriesenen Befreiers durch herrliche Feste, brachten ihm reiche Geschenke, und priesen sich glücklich, in dem Namen der Stadt: Augusta durch ein Anagramm den Namen Gustava zu finden.

Auffallend war es indessen dennoch diesen, durch die Gegenwart ihres so großmüthigen Retters ungemein hochbeglückten Augsburgern, daß derselbe von der ganzen Bürgerschaft der freien Reichsstadt sich feierlich schwören ließ: »ihm und der Krone Schweden treu zu bleiben, deren Nutzen und Bestes zu befördern, Schaden und Nachtheil aber zu verhüten, und überhaupt Alles zu thun was Unterthanen ihrem natürlichen Herrn und ihrer rechtmäßigen Obrigkeit zu thun schuldig sind.« Diese Thatsache, die im Augenblicke durch ganz Deutschland sich verbreitete, zeigte nun den Beschützer und Erhalter der deutschen Freiheit und evangelischen Religion in seinem wahren Lichte, und bestätigte die Gerüchte von der Verleihung verschiedener geistlichen Fürstenthümer an seine Generale und vorzüglichsten Anhänger. Alle seine Reden und Plane verriethen seinen festen Vorsatz, die Krone Deutschlands, Böhmens, Ungarns und Polens mit der schwedischen auf seinem Haupte zu vereinigen; und seine Gesandten hatten sogar schon geheime

Aufträge zu diesfälligen, behutsamen Eröffnungen *).

Nachdem nun der König Augsburg für die schwedische Krone in Besitz genommen, rückte er mit seinem Heere nach Ingolstadt. Doch hier kehrte das Kriegsglück ihm den Rücken; er fand verzweifelten Widerstand. Mehrere Stürme auf die Brückenschanze wurden abgeschlagen, viele Tapfere fielen; der Markgraf Christoph von Baden-Durlach fiel, von einer Kanonenkugel durchschossen; das Schlachtroß des Königs selbst stürzte ihm unter dem Leibe zu Boden, und er ward, wiewohl ohne Schaden, in den Staub gestreckt. Gleich dem Fuchs in der Fabel sprach er hierauf: »Der Apfel ist noch nicht reif! — Nach seinen vergeblichen Versuchen auf diese Festung sandte er den Feldmarschall Gustav Horn mit einigen Tausend Mann gegen Regensburg, den Stand dieser Stadt zu recognosciren, und sie wo möglich zu besetzen. Aber des sterbenden Tillys treuem Rathe gemäß, war Maximilian ihm zuvorgekommen. Er mußte also auch von dort unverrichteter Dinge abziehen; der Ruf seiner Unbesiegbarkeit war dahin.

*) Khevenhiller führt einige denkwürdige Postulate des Schwedenkönigs an Bayern und andere katholische Stände, zur Aufrichtung eines Friedens in Deutschland an, unter welchen das zehnte also lautet: »Ihro Königlichen Würden von Schweden, weil Sie das Reich vom Untergang gerettet, sollen zum Römischen König erwählt werden.«

Von Regensburg zog nun der König geraden Weges nach München. Der Hof hatte seine Schätze nach Werffen geflüchtet, und der Adel und die vornehmsten Personen hatten sich entfernt. Auf dem Wege nach dieser Hauptstadt nahm der König noch einige kleine Städte ohne Widerstand ein; und auch die Hauptstadt sandte ihm Abgeordnete mit den Stadtschlüsseln entgegen, die Plünderung und Einäscherung zu verhüten. Der König hielt seinen Einzug mit einem glänzenden Gefolge, worunter die Herzoge Wilhelm und Bernard von Weimar, der Herzog Johann von Holstein, der Winterkönig Friederich und verschiedene andere Fürsten und Grafen. Als er am folgenden Tage das Zeughaus besah, und durch Verrätherei erfahren hatte, wo die großen Stücke vergraben seien, trat er an den Ort hin und rief: Surgite a mortuis et venite ad judicium! (Stehet auf ihr Todten und kommet zum Gerichte!) Alsogleich grub man nun daselbst nach, und es fanden sich 140 treffliche, große Kanonen vom schönsten Metall, in deren einer ein Schatz von 30,000 Ducaten enthalten war; worüber der König eine ungemeine Freude bezeugte. Dann waren daselbst noch zwölf große silberne Standbilder der Apostel, und andere Kostbarkeiten vom hohem Werthe vergraben, die er sämmtlich abführen ließ. Überdieß forderte er von der Stadt 400,000 Reichsthaler Brandschatzung, und gab die Häuser Derjenigen preis, die sich aus der Stadt entfernt hatten.

Schwerlich hätte indessen Gustav Adolph es gewagt, bis nach Augsburg und München vorzudringen, wenn nicht Wallenstein dem Churfürsten von Bayern seine Unterstützung versagte; — geschah es aber dessen ungeachtet, so wäre es doch dem Churfürsten möglich gewesen, zur Rettung seiner Residenz herbei zu eilen. Wiederholt schrieb und bat Maximilian, ermahnte und befahl der Kaiser; Wallenstein ließ beide schreiben, bitten, ermahnen und befehlen, ohne sich zu rühren; er wollte den Churfürsten seine Rache bitter empfinden lassen. Längst schon waren aus Böhmen die Sachsen vertrieben, von welchen ohnehin nichts zu befürchten war, und noch überließ er den Churfürsten von Bayern seiner Angst. Endlich nachdem er dies Spiel lange genug getrieben, ließ er es sich gefallen, mit seinem Heere aufzubrechen. Maximilian erwartete, er würde, wie es in der Natur der Sache lag, gegen die Donau hin marschieren und sich in Bayern mit ihm vereinigen, doch er irrte; Wallensteins Vereinigung mit dem bayrischen Heere geschah in der Oberpfalz, und statt nach Bayern, führte er seine Truppen nach Nürnberg, das vor kurzer Zeit den König Gustav mit abgöttischer Verehrung in seinen Mauern aufgenommen hatte. Als nun dieser die Bewegungen des kaiserlichen und bayerischen Armeecorps sah, brach er selbst in die Oberpfalz auf, ihre Vereinigung zu hintertreiben, mußte sich jedoch abermal unverrichteter Dinge bis nach Heeresbruck zurückziehen. Anfangs hatte er geglaubt, es gelte den Sachsen; da er aber sah, daß es auf ihn

selbst abgesehen war, und daß die kaiserlich-bayerische Armee ihm nun weit überlegen war, suchte er an einem sichern Orte sich zu verschanzen, wo er weder zu einem Treffen noch zum Rückzuge könne gezwungen werden. Hierzu dünkte ihn Nürnberg vor allen andern geeignet; und weil er ohnehin wußte, daß Wallenstein seine Schäflein gern in jenen fetten Triften geweidet hätte, eilte er, ihm den Vorsprung abzugewinnen und die Stadt zu beschützen; was er auch nothwendig thun mußte, wenn er nicht alle mit ihm verbundenen Städte in Kleinmuth stürzen und von sich abwenden wollte. Wallenstein folgte ihm nach wenig Tagen dahin, schlug sein Lager bei Zierndorf an der Rednitz unfern dem Lager des Königs auf, und beide Lager verschanzten sich einander gegenüber.

Es läßt sich kaum begreifen, warum Wallenstein den König nicht zu einem Treffen herausforderte, da seine Streitmacht aus 40,000, die des Königs dagegen kaum aus 20,000 Mann bestand. Überhaupt möchte man aus dem Umstand, daß er den besten Gelegenheiten auswich, wo er als Feldherr sich auszeichnen konnte, und gewöhnlich nur bei einzelnen Gelegenheiten sich zeigte, wo eben keine große Gefahr im Spiele war, den Schluß folgern, er habe nur eine Armee auf die Beine zu bringen, aber sie nicht zu gebrauchen gewußt; und sei ein trefflicher Corpscommandant, aber kein großer Feldherr gewesen; wenn er nicht zuweilen eine Ausnahme von der Regel gemacht hätte. — Alles was nun beide Oberbefehlshaber thaten, bestand darin, daß sie einander

die Lebensmittel abschnitten; wodurch Einer den Anderen aufzureiben oder zum Abzug zu nöthigen hoffte. Bis in den dritten Monat blieben sie einander also gegenüber; und es ist schwer zu begreifen, wie zwei so große Armeen so lange Zeit in dieser Gegend sich erhalten konnten; zumal da, wie ein Augenzeuge berichtet, außer der streitenden Mannschaft (nach damaliger Sitte) noch 15000 Weiber, beinahe eben so viele Troßbuben, Fuhrknechte und über 30,000 größtentheils Packpferde in Wallensteins Lager sich befanden.

Der König, der, wegen seiner, um die Hälfte schwächeren — Armee allerdings mehr Ursache als Wallenstein hatte, sich wohl zu verschanzen, zog während dieser Zeit einige Regimenter Sachsen, und außerdem seine meisten andern Truppen an sich, die hin und wieder im deutschen Reiche vertheilt waren, und die Banner, Wilhelm und Bernard von Weimar, der Landgraf von Hessen und der Pfalzgraf von Birkenfeld nach einander herbeiführten; wodurch er eine Macht von beinahe 70,000 Mann bekam. Kaum aber hatte er dieselbe beisammen, so stellte er sie, ohne lange zu feiern, in Schlachtordnung auf, und bot Wallenstein ein Treffen an, das ein Gegenstück zur Schlacht bei Leipzig werden sollte. Aber Wallenstein blieb hinter seinen Verschanzungen unbeweglich.

Von der Hungersnoth gedrängt, die bei seinem starken Heere täglich mehr überhand nahm, und unmuthig, daß Wallenstein das Treffen abgewiesen hatte, beschloß er nun einen allgemeinen Sturm auf

Wallensteins, von der Natur und Kunst stark befestigtes Lager, das überdieß durch eine treffliche Artillerie beschützt war. Am 24. August (1632) bei Tagesanbruch begann der Sturm gegen den furchtbaren Hügel, der aus ehernen Schlünden Tod und Verderben auf die unerschrockenen Heldenschaaren losschleuderte, die es wagen wollten, ihn zu erklimmen. Fürchterlich gellt das Kriegesgeschrei der hinanstrebenden Deutschen, Finnen, Schweden, Sachsen unter einander; fürchterlicher stöhnt das Aechzen der Verwundeten und Sterbenden. Die Erde zittert unter dem Gebrüll der Karthaunen; der ganze Berg ist mit Feuer und Rauch wie mit einem Siegesgewande angethan. Zehn Mal wird das blutige Gefecht wiederholt; alle Regimenter kommen zum Angriff; schrecklich mäht der Tod; der tapfere Fugger fällt, Wallenstein und Bernhard von Weimar verlieren die Streitrosse unter dem Leibe; den König selbst bestreift eine Kugel am Fuße. Endlich macht die Nacht dem zehnstündigen Gefecht ein Ende. Zweitausend Schweden sind im Kampfe gefallen, drei tausend verwundet, und der König, den das Kriegsglück seit Ingolstadt verlassen, wagt es nicht mehr, den Kampf am folgenden Tage zu erneuern, und führt besiegt, seine Truppen über die Rednitz zurück. Wallenstein schrieb an den Kaiser, »er habe seine Tage kein ernstlicheres Treffen gesehen; der König habe vermeint, die Kaiserlichen zum Abzug zu zwingen, habe aber zuletzt erfahren müssen, daß Ihre Kaiserliche Majestät unüberwindlich verblieben sind.«

Kurz hierauf führte Gustav Adolph sein ganzes grosses Heer, das in dortigen Gegenden sich nicht mehr erhalten konnte, nach Nordschwaben ab; vier Tage später Wallenstein das seinige nach Sachsen. Maximilian und die übrigen Befehlshaber suchten ihn auf alle Weise dahin zu vermögen, die Schweden zu verfolgen; doch er war nicht dazu zu bewegen; vielmehr wich er ihnen in Franken noch einmal aus und zog sich ins Koburgische, indeß Arnheim die Sachsen nach Schlesien führte. Wahrscheinlich lag es in Wallensteins Absicht, die Winterquartiere in den Meißnischen Landen zu beziehen, und Sachsen seinem Lieblingsplan gemäß, — zu einem Separatfrieden zu nöthigen; ob indessen Bayern zu Grunde ginge oder nicht, daran war ihm wenig gelegen; denn seine furchtbare Rachsucht kannte keine Versöhnung. Schon hatte er auch den Entschluß gefaßt, nach Dresden vorzurücken, als die plötzliche Erscheinung des Königs bei Erfurt ihn nöthigte, statt der Offensive, die Defensive zu ergreifen; da das schwedische Heer ihm bedeutend überlegen war. Unverzüglich musterte er nun seine Truppen und sandte Eilboten über Eilboten an Pappenheim, augenblicklich mit seinem Armeecorps aufzubrechen und zu ihm zu stoßen. Dieser thätige General, den Gustav Adolph vorzugsweise den Soldaten zu nennen pflegte, hatte indessen in Niedersachsen und Westphalen sich trefflich gehalten, die Hessen bei Volksmarsen aus dem Felde geschlagen, die Schweden unter dem General Baudis gezwungen, die Belagerung von Kolberg aufzuheben; ja seine Tapferkeit hatte ihn sogar nach Mastricht

getrieben, das die Holländer belagert hatten, und er vielleicht entsetzt hätte, wenn nicht die eifersüchtigen Spanier diese glänzende Waffenthat ihm mißgönnt hätten.

Durch seine Ankunft wurde Wallensteins Heer auf 25,000 Mann verstärkt. Nun rückte er damit vor Leipzig, zwang sowohl diese Stadt als Pleissenburg zur Übergabe, forderte 50,000 Thaler Brandschatzung, und nahm alle Waaren in Beschlag, die daselbst niedergelegt waren und den Kaufleuten von Nürnberg, Augsburg und andern Städten angehörten, die es mit den Schweden hielten. Hierauf nahm er bei Weissenfels eine sehr vortheilhafte Stellung nnd besetzte die Engpässe, um daselbst den König zu erwarten, und bei diesem gefährlichen Durchzug ihn mit aller Macht anzugreifen. Aber Gustav Adolph wollte das Treffen nicht früher wagen, bis nicht der Herzog von Lüneburg zu ihm gestoßen wäre, und wendete sich indessen gegen Naumburg, wo er, dem Anscheine nach, seine ermüdeten Truppen in die Winterquartiere legte. Wehmüthig und mit banger Ahnung nahm er zu Erfurt Abschied von seiner Gemahlin, die auf einen Besuch zu ihm gekommen war.

Die Vorkehrungen des Schwedenkönigs brachte Wallenstein, — den sein Astrolog Seni versichert hatte, es regiere im November ein, dem Könige feindseliger Planet, — auf den Gedanken, der König wolle für diesen Winter nichts mehr unternehmen, — und sandte, da seine eigenen Truppen der Ruhe gar sehr be-

durften, nun Pappenheim der bedrängten Stadt Köln zu Hilfe, die gerade in diesem Augenblicke unter dem Grafen Berg von den Holländern belagert wurde. — Es hatte aber der König kaum erfahren, daß das Pappenheimische Armeecorps von dem Herzog von Friedland sich getrennt habe, als er, ohne den Herzog von Lüneburg zu erwarten, augenblicklich aufbrach, ihn anzugreifen. Schon war Pappenheim in Halle und hatte die Moritzburg erobert, als plötzlich einige wiederholte Allarmschüsse vom Schlosse zu Weißenfels Wallenstein den Anmarsch der Schweden verkündigte. Nur 12,000 Mann hatte er dem König entgegen zu stellen, der mit mehr als 20,000 ihm entgegen kam. Dennoch traf er schnelle Anstalten zu einem Treffen, und sandte eine Staffete um die andere an Pappenheim, ihn eiligst zurück zu berufen. Unterdessen stellte er sein Fußvolk hinter breite Gräben auf, die in Eile aufgeworfen wurden, und vertheilte das grobe Geschütz zu ihrem Schutze zwischen sie; die Flügel deckte die Reiterei. Beide Armeen standen die Nacht hindurch in Schlachtordnung unter dem Gewehre. Wallenstein hatte sich in die große Ebene von Lützen gezogen, und suchte bis zu Pappenheims Ankunft das Treffen zu vermeiden; die schwedische Armee aber rückte bei der Nacht heran und stellte sich der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber.

Ein dichter Nebel begünstigte Wallensteins Absicht, das Treffen zu verzögern, und hielt den Angriff bis gegen die Mittagsstunde hin. Der König ließ, seiner sehr lobwürdigen Gewohnheit gemäß,

den Morgensegen sprechen, und gab dann das Zeichen zum Angriff mit den Worten: »Nun wollen wir daran: das walt der liebe Gott!« — Die Schlacht begann. Unter dem Wirbeln der Trommeln und klingendem Spiel eilen die schwedischen Brigaden im Sturmschritt gegen die Gräben, die das Centrum des ersten Treffens bilden. Ganze Reihen fallen unter dem Donner des mörderischen Musketenfeuers und der ehernen Feuerschlünde. Andere steigen ihnen nach, bemächtigen sich der Kanonen, die hinter den Gräben aufgepflanzt sind, und müssen solche nach heißem, blutigem Kampfe abermal verlassen. Nicht so schnell will die Cavallerie über die breiten Gräben setzen. Unwillig wiederholt der König den Befehl, und setzt selbst zuerst in kühnem Sprung hinüber; ihm folgt das smolenskische Regiment; diesem die übrige Reiterei. Schon sind Wallensteins Truppen im Begriff zu weichen, da fliegt der Herzog wie ein Gott aus dem feurigen Pulvergewölk; sein allgewaltiger Blick lohnt mit Beifall den Tapfern, hält die Fliehenden, ermuthigt die Verzagten, straft die Feigen, belebt Alle mit neuem Muthe; und feuriger als je beginnt das Treffen. Ein feindlicher Kugelregen, der ihn selbst umsaust, reißt manchen Tapfern von seiner Seite. Abermal werfen seine Fußknechte die schwedischen über die Gräben zurück, indeß seine trefflich bediente Artillerie Gustavs linken Flügel in Unordnung bringt.

Kaum hat der König dies ersehen, so sprengt er mit dem Herzog Franz Albrecht von Sachsenlauen-

burg *) und den Stenbockschen Kuirassieren im Galopp gegen den Ort der Gefahr, gemessene Befehle zu ertheilen; aber seine edle Hitze und sein kurzes Gesicht treibt ihn zu weit; ein Musketenschuß zerschmettert ihm den Arm. Da erhebt sich ein verworrenes Geschrei: der König blutet! der König ist todt! — Gustav Adolph nimmt seine letzte Kraft zusammen und ruft: »Es ist nichts, Kinder! nur mir nach!« Doch nicht lange, und der Ohnmacht nahe, bittet er den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Treffen zu führen. Der Herzog eilt; aber da sprengt eine Schwadron Piccolominischer Kuirassiere auf sie los; und zwei Pistolenschüsse, der eine durch den Leib, der andere durch den Kopf krönen das Leben des tapfern Königs durch einen Heldentod. Er sinkt vom Pferde und ruft sterbend: »Ich habe genug, Bruder, rettet euch!« Sein ledernes Kollet und seine goldene Kette, beide von seinem Blute gefärbt, wurden dem Kaiser Ferdinand zugesandt, dem bei dem Anblick derselben, Thränen in die Augen traten, und der seinen Tod aufrichtig betrauerte **).

Aber der Tod des Königs setzt dem Gefecht keineswegs Gränzen; vielmehr gerathen über diesen unersetzlichen Verlust die Schweden in Wuth, und

---

*) Dieser Fürst war so wie der bayerische General Cratz zu den Schweden übergegangen.

**) Siehe letztes Buch §. 21.

dringen mit so grimmiger Entschlossenheit in die Kaiserlichen ein, als ob alle an Einem Tage mit ihrem heldenmüthigen und geliebten Könige sterben wollten. Ihr rechter Flügel, angeführt von dem Obersten Stahlhansch, schlägt den linken der Wallensteinischen in die Flucht; dasselbe thut der linke Flügel unter dem Herzog Ferdinand von Weimar, der nach dem Tode des Königs das Commando übernommen hat. Zu gleicher Zeit rückt das Hintertreffen des Generals Kniphausen im Sturmschritte heran; und gleichsam im Bunde mit ihm, ergreift ein Zufall die kaiserlichen Pulverwagen. Nun fliegen Granaten und Bomben von rückwärts her; die Mannschaft erachtet im ersten Schrecken, sie sei im Rücken von den Sachsen angefallen und schon ist sie im Begriff, allgemein die Flucht zu ergreifen. Aber in demselben Augenblick erscheint Pappenheim mit acht Regimentern Kuirassieren und Dragonern. Seine Ankunft erhebt den sinkenden Muth der Kaiserlichen. Mit beflügelter Schnelligkeit dringt er auf die Schweden ein; zwei der berühmtesten Regimenter fallen unter den scharfen Klingen seiner Reiter; die andern fliehen und ziehen sich zurück. Wo ist der König! ruft der tapfere Held. Auf dem rechten Flügel! ertönt eine Stimme; — denn noch war es nicht allgemein bekannt, daß er gefallen war. — Brennend vor Begierde, an diesem heißen Tage mit dem König selbst sich zu messen, fliegt er dahin und stürzt in seinem Fluge, von zwei Musketenkugeln in die Brust getroffen, vom Pferde. Mit Gewalt muß man

ihn aus dem Schlachtgewühl entfernen. Indessen erschallt der Ruf zu ihm, Gustav Adolph liege todt auf dem Schlachtfelde. Da erheitert sich sein brechender Blick. »Saget dem Herzog von Friedland, ruft er aus, daß ich nun mit Freuden sterbe, da dieser unversöhnliche Feind der katholischen Kirche noch vor mir gefallen ist!«

Pappenheims Fall bringt neue Bestürzung in die kaiserlichen Truppen; aber bei weitem die meisten halten Stand. Noch dauert das Gefecht mit aller Lebendigkeit fort; beide Heere fechten mit Löwenmuth; keines weicht, keines will dem andern den Sieg, keines das Schlachtfeld überlassen. Nur Nacht und Nebel setzen dem grimmigen Kampfe ein Ziel; und jedes zieht unüberwunden aus dem Gefecht. Neun tausend Tapfere sind gefallen; ohne Vergleich größer ist die Anzahl der Verwundeten. Nun schmettern die Trompeten zum Abzug; und still trennen die Heere sich von einander.

Am folgenden Morgen kehrte Bernard von Weimar auf das Schlachtfeld zurück und holte die Kanonen ab, die beide Heere auf dem Schlachtfelde zurück gelassen hatten. Wallenstein war abgezogen. Die Feinde erklärten dies für eine Flucht; aber Wallenstein hatte durch den Tod des Schwedenkönigs seinen Sieg gewaltig erwiesen, und fand nun Wichtigeres zu thun als einige Kanonen abzuholen, von welchen die Pferde sich verlaufen hatten. Seine Krieger hatten mit so heroischem Muthe und so entschlossener Tapferkeit gefochten, daß kaum ein Einziger unter ihnen unver-

wundet war; und es verdient Bewunderung, daß er mit 8000 Verwundeten unverfolgt und unangefochten mitten durch feindliche Länder ziehen konnte.

Gustav Adolphs Tod wirkte mächtig, aber verschieden auf die Gemüther. Mit Recht sagt Schiller: »Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm; wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn bewaffnet zu sehen.« — Offenbar kämpfte er nicht für sie, sondern für sich; und hätte er länger gelebt, so hätte die Welt nur einen gemeinen ehr- und ländergeitzigen Eroberer an ihm gesehen. Zu frühe und zu deutlich hatte er seine Absichten in Pommern, im Brandenburgischen und zu Augsburg verrathen. Schon stand Sachsen abermal im Begriff, sich von ihm zu trennen; und als die Nachricht von seinem Übergang über den Lech zu Paris eintraf, sprach Ludwig XIII. zu dem Venetianischen Gesandten: »Nun ist es Zeit, dem schnellen Fortgang dieses Gothen Einhalt zu thun!« — Bald werden wir sehen, wie Oxenstierna, der ganz in seinem Geiste handelte und das Werk seines Herrn fortsetzte, den Meister in Deutschland spielt; und wie dieser Schwede mit unumschränkter Gewalt und unerhörtem Übermuth über deutsche Länder verfügt. Fest auch hatte er beschlossen, den geächteten Pfalzgrafen und Winterkönig Friederich, dem Kaiser zum Trotz, abermal in die Pfalz einzusetzen, als dieser unglückselige Fürst sei-

nem Protector, dem Schwedenkönig, vierzehn Tage später im Tode nachfolgte.

Wahrscheinlich wären ohne Oxenstierna's arroganten, aber dabei großen und thätigen Geist, die schwedischen Angelegenheiten erloschen; denn die Protestanten, die in Gustav Adolph ihr Haupt verloren hatten, waren muthlos geworden, und hielten nun ihre Sache für verloren; das schwache Band, das sie bisher zusammen hielt, war im Begriff sich aufzulösen. Dazu kam auch noch, daß die schwedischen Feldherren allenthalben mit ihren einzelnen Corps zerstreut standen; daß keiner von dem Andern abhängen wollte, und daß die empörenden Grausamkeiten, Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen der schwedischen Truppen zum Sprichwort geworden waren. Nicht schwer wäre es unter solchen Umständen Wallenstein geworden, die getrennten Schweden einzeln aufzureiben, die katholische Sache nachdrücklich zu verfechten, durch glänzende Siege Deutschlands wahrer Retter zu werden, und einen unsterblichen Namen sich zu erwerben; doch sein finsterer, furchtbar stolzer und unbeugsamer Sinn brütete über ganz andern Planen.

Bei diesen zerrütteten Verhältnissen der Dinge ergriff der schwedische Hofkanzler Oxenstierna, den Frankreich mächtig unterstützte, die Zügel, und berief eine allgemeine Versammlung der protestantischen Fürsten und Stände, — die Gustav Adolph noch zu Ulm angesagt hatte, — nach Heilbronn zusammen. Vor Allem bemühte er sich, den Churfürsten von

Sachsen zu gewinnen, der sich aber sehr kalt gegen die Schweden erwies, und ernstlich geneigt war, mit dem Kaiser einen Separatfrieden zu schließen. Denn abgesehen von Anderm, war es diesem Fürsten unerträglich, daß ein Ausländer das Directorium über die deutschen Protestanten führen sollte. Von Gustav Adolph hatte er es sich gefallen lassen, weil damals die Umstände es nicht anders erlaubten. Aber er hatte gehofft, man werde nach des Königs Tode diese oberste Leitung an Sachsen zurückgeben. Da jedoch Oxenstierna dieselbe an sich riß, und auch der französische Gesandte sich erklärte, sein König sehe nicht ab, wie man solche dieser Krone mit Grund und Nutzen entziehen könne, war der Churfürst auf keine Weise zu einer bestimmten Erklärung wegen der Fortsetzung des Krieges zu bewegen; sondern suchte unter dänischer Vermittlung Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Dagegen gelang es dem Reichskanzler, wenigstens für den Augenblick, den Churfürsten von Brandenburg zu gewinnen.

Am 8. März (1633) eröffnete der Reichskanzler in Gegenwart der Stände der vier obern Kreise Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein, und des französischen Gesandten Feuquières die Verhandlungen über das allgemeine Bündniß gegen den Kaiser, über die Armee, das nothwendige Geld, die Kriegsbedürfnisse und die Kriegsdisciplin. Die Abgeordneten wollten dem Herkommen gemäß Alles langsam und schriftlich verhandeln, und es dauerte zehn Tage bis sie ihre Erklärung über die erste Proposition einreich-

ten. Darüber ward der schwedische Minister höchst unwillig und erklärte, er werde künftig nur mündlich mit ihnen conferiren, weil sonst Jahr und Tag verginge, bis etwas Fruchtbares zu Stande käme. Eben so unzufrieden war er mit ihren Anträgen und sagte rund heraus, daß er zwar die Generaldirection dankbar übernehmen wolle, doch keinen Gegenschreiber oder Controllor sich an die Seite setzen lasse. Hierüber wurden die Gesandten etwas betroffen; Oxenstierna aber antwortete nach seiner gewöhnlichen hochfahrenden und gebieterischen Weise, sie sollten sich nur frei erklären, daß sie hierauf sich nicht einlassen wollten; könnten sie auf andere Weise sich helfen, so wünsche er ihnen Glück dazu, wolle sie auch weiter nicht aufhalten, und das Beste seiner Krone allein wahrnehmen. Aber die Fürsten und Stände ersuchten den Schweden »freunddienstlich und ganz unterthänig Alles nach seiner hohen Einsicht zu leiten.« In der That benahmen sich diese deutschen Fürsten, Grafen und Herren, die noch vor einiger Zeit ihrem Kaiser gegenüber mit so großem Stolz auf ihre Freiheit gepocht hatten, nun so ganz unterthänig gegen den schwedischen Minister, daß sie mit entblößtem Haupte ihm die Speisen und das Waschwasser reichten, ihre eigenen Zimmer ihm einräumten; und — gefiel es ihm, Mittagsruhe zu halten, — zu Fuße gingen und die Gassen mit Ketten absperren ließen, um seine süße Ruhe ja nicht zu stören.

Es schaltete und waltete aber auch dieser nordische Vice-Monarch mit einer Gewalt, die kaum je-

mals ein römischer Kaiser sich erlaubt hatte, und verschenkte die deutschen Länder an wen es ihm wohlgefiel. Schon Gustav Adolph hatte manche der eroberten kleineren Länder an seine Generale und Officiere theils verschenkt, theils verheißen; und kaum war auch nun ein protestantischer Reichsstand oder ein halbwegs ausgezeichneter Officier, der nicht einige Abteien, Ämter oder Herrschaften verlangte. Oxenstierna übertraf seinen Meister und verschenkte fremdes Eigenthum mit wundersamer Großmuth. So erhielt der Landgraf Wilhelm von Hessen die Stifter Paderborn, Münster, Fulda und Korvei; der Herzog Eberhard von Würtemberg die Grafschaften Sigmaringen, Baar und Hohenberg; der Herzog Wilhelm von Weimar das Eichsfeld, u. s. w. Dem Herzog Bernard von Weimar, der das oberste Commando über die Armee mit dem Titel eines Generalissimus begehrte und erhielt, fertigte er zu Heidelberg eine Schenkungsurkunde über die beiden Bisthümer Würzburg und Bamberg im Namen der Königin von Schweden aus, und ließ ihn feierlich in den Besitz dieser Länder einsetzen, die den Titel eines Herzogthums bekamen. Nachdem er nun auf solche Weise Viele sich verpflichtet hatte, fingen die Kriegsoperationen an, die im Elsaß, in der Pfalz, in Schwaben, in Bayern, in Westphalen, in Schlesien und in den katholischen Fürstbisthümern reißend nach einander fortgingen.

Wallensteins Benehmen setzte Freunde und Feinde in gleiches Erstaunen. Der Kaiserhof, Spa-

nien und das ganze katholische Deutschland harreten in gespannter Aufmerksamkeit, was er nun, nach dem Tode seines großen Gegners, des Schwedenkönigs, im deutschen Reiche thun würde, wo Alles ihn zu wichtigen Waffenthaten einlud; und er that — nichts; sondern lag mit seiner Hauptmacht in Böhmen still, ließ die Feinde nach Herzenslust hausen und Oxenstierna mit den deutschen Fürsten ihre Intriken ruhig zu Stande bringen. Endlich brach er im Mai mit seinem Heere auf. Jedermann glaubte, er würde nach Sachsen oder nach Oberdeutschland rücken; er aber ging nach Schlesien; wagte aber auch da, zum Erstaunen Aller nichts, wich trotz seiner großen Überlegenheit den Treffen aus, die zu Strehlen und zu Münsterberg ihm angeboten wurden, und trat mit Arnheim in Unterhandlungen. Er erklärte sich, es stände in seiner Macht, einen dauerhaften Frieden zu schließen; dem Kaiser, sprach er, sei nicht zu trauen; man müsse ihn mit Gewalt zum Frieden zwingen; und dazu wisse er unfehlbare Mittel und Wege. Alle Privilegien müßten wiederhergestellt und aufs neue bestätiget werden. Die Jesuiten sollten aus dem ganzen römischen Reiche als Friedensstörer vertrieben, Sachsen und Brandenburg durch geistliche Stifter entschädigt, das pfälzische Haus wieder eingesetzt werden. Schweden (was Oxenstierna am meisten entrüstete), sollte kein deutsches Land, sondern nur die Erstattung der Kriegskosten erhalten, und bis dahin im Besitz der eroberten Festungen bleiben; das Kriegsvolk aber sollte

durch den Krieg mit den Türken beschäftiget werden. Er selbst forderte für seine großen Dienste das Königreich Böhmen; Mähren aber wolle er zum Ersatz für Mecklenburg annehmen. Diesen Frieden mit Nachdruck zu fördern, sollten die beiden Armeen der Schweden und Sachsen unter ihm nach Wien ziehen, den Kaiser dazu zu zwingen.

Diese Anträge ließ er durch den alten Grafen Thurn an Oxenstierna, durch Arnheim aber an den Churfürsten von Sachsen gelangen. — Oxenstierna schüttelte den Kopf, traute dem ganzen Handel nicht, und konnte nicht klug werden, ob Wallenstein das Haus Österreich zu verrathen, oder ob er die Schweden und Sachsen sicher zu machen suche; oder aber ob er wahnsinnig geworden sei. Indessen wies er ihn dennoch nicht geradezu ab, befahl aber dem Grafen Thurn, mit den Tractaten sich nicht zu übereilen, sondern erst zu sehen, was eigentlich im Hintergrunde verborgen sei. Der Churfürst von Sachsen hingegen theilte dem Feldmarschall Arnheim einen andern Friedensplan mit, darüber mit Wallenstein zu conferiren.

Während dieser Verhandlungen, aus welchen Niemand klug wurde, und bei welchen Wallensteins Stolz den schwedischen Reichskanzler endlich aufbrachte, der durch die Niederträchtigkeit der (damaligen) deutschen Fürsten allzu sehr verwöhnt ward, verstärkte sich Wallensteins Heer immer mehr, indeß das schwedisch-sächsische im nämlichen Verhältnisse abnahm; — und es ließen sich die Dinge so übel an,

daß sie mehr zu einem Bruch als zu einem Frieden sich zu neigen schienen. Wallenstein, hierüber ergrimmt, brach mit seiner Armee gegen die Lausitz und gegen Meissen auf, und es schien als wollte er eines Elbepasses sich bemächtigen. Schon kehrte Arnheim in Eilmärschen nach Sachsen zurück, als Wallenstein plötzlich nach Schlesien sich wendete, das bei Steinau zurückgelassene, aus 6000 Mann bestehende schwedische Corps zu überfallen, (28. October 1653) welches er sammt seinem Anführer, dem alten Grafen Mathias Thurn gefangen nahm; wobei er 60 Fahnen, 20 Kanonen eroberte, und hierauf Schlesien mit allen seinen Festungen dem Kaiser abermal unterwarf. Sogleich sandte er nun Eilboten an den Kaiser, diesen Sieg zu berichten, und seine Freunde erhoben seine Treue und Tapferkeit abermal bis zum Himmel. Offenbar aber wollte er dadurch die Schweden nur warnen, seinen Zorn nicht zu reizen.

Zu Wien hatte man erwartet, er würde den gefangenen Thurn, den fluchwürdigen Urheber dieses dreißigjährigen verderblichen Krieges dahin senden, wo er durch Henkershände den verdienten Lohn empfangen sollte; er aber entließ ihn reich beschenkt und mit geheimen Aufträgen an Oxenstierna; und antwortete auf die bittern Vorwürfe des Hofes: »Der Kaiser sollte mir vielmehr danken. Was wollte man denn mit dem unsinnigen Menschen anfangen? Der Kerl ist ein heller Narr, und wird uns als General an der Spitze der schwedischen Truppen durch seine

Ungeschicklichkeit weit mehr nützen als im Kerker.« Freilich hatte er seine guten Gründe, warum er ihn nicht nach Wien sandte, da er von seinen geheimen Anschlägen genau unterrichtet war; wiewohl Wallenstein aus begreiflichen Ursachen nie etwas schriftlich gegeben, sondern seine Unterhandlungen immer durch seine Vertrauten: Arnheim, Illo, Wilhelm Kinsky, und Terzky gepflogen hatte.

Nach dem Siege bei Steinau, — eigentlich dem einzigen während seines zweiten Generalates, — ging er nun weiter, die Ungeduld des so oft hintergangenen Kaiserhofes einiger Maßen zu mildern, und nahm (im Octob. 1633) Liegnitz, Großglogau, und sogar Frankfurt an der Oder ein. Einen Theil seiner Armee sandte er an die Warte, um in Pommern einzubrechen; eroberte Görlitz und Bautzen, und trug den beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg abermal einen besondern Frieden an. Da aber sein Betragen immer voll der Widersprüche war, und man unter allen seinen Anträgen verborgene Schlingen fürchtete, kam er auch nie zu dem Ziele, das er sich vorsetzte.

Unterdessen hatte Spanien ein starkes Armeecorps im Mailändischen aufgebracht, das unter dem Herzog von Feria nach Deutschland ziehen, mit Altringer sich vereinigen, sowohl Konstanz als Breysach retten, vorzüglich aber das Elsaß wider die Schweden und Franzosen vertheidigen sollte. Denn Oxenstierna hatte unter andern auch die Festung Philippsburg großmüthig an die Franzosen

verschenkt. Wallenstein darüber ergrimmt, daß ein spanischer Feldherr neben ihm in Deutschland commandiren, und vielleicht gar dem verhaßten Churfürsten von Bayern Hilfe leisten sollte, sandte alsbald den Obersten Deodati nach Mailand, ihren Anmarsch zu hintertreiben; weil solcher den Frieden vereiteln könne, den er bereits in Händen habe. Doch der Cardinal-Infant, an den er deßfalls sich wendete, nahm auf seine Vorstellungen keine Rücksicht; Feria kam nach Deutschland und vereinte sich auf des Kaisers Befehl mit den Truppen des Generals Altringer, die noch durch ein bayerisches Corps verstärkt wurden.

Durch Altringers Abzug war nun Bayern an Truppen entblößt; die Schweden säumten nicht, diesen Umstand sogleich zu benützen, fielen in das Land ein, und, Oesterreich selbst bedrohend, rückte der Herzog Bernard von Weimar ohne Widerstand vor und belagerte Regensburg. Sehr dringend bat der Churfürst den Herzog von Friedland ihm nur 5000 Mann zu Hilfe zu senden. Selbst der Kaiser schrieb, und fertigte sieben Kuriere nach einander mit dem Auftrag an ihn ab, dem Churfürsten Maximilian zu Hilfe zu kommen. Wallenstein antwortete, er könne keinen Mann entbehren. Dennoch fügte er sich zuletzt, versprach 12000 Mann, und sandte dem Churfürsten sogar die Liste dieser Truppen zu. Doch plötzlich gab er Gegenbefehl, und der Zug unterblieb; wodurch denn nicht nur Regensburg, sondern auch Straubingen, Cham und andere Orte den

Schweden in die Hände fielen. — Auf wiederholte Befehle des Kaisers brach zwar Wallenstein auf, und rückte an die Bayerische Gränze, Cham zu berennen; gab aber, gegen das Gutachten aller Kriegsverständigen, das Vorhaben wieder auf, und kehrte nach Pilsen zurück, weil Arnheim im Anzug gegen Schlesien sei.

Noch einmal sandte der Kaiser ihm ernstliche und gemessene Befehle zu, ohne ferneres Zögern den Herzog Bernard von Weimar anzugreifen. Aber Wallenstein war taub für die Befehle seines Kaisers geworden, und ließ vielmehr ihm zum Trotz seine Truppen in Böhmen die Winterquartiere beziehen; ja als der Kaiser dem in Oberösterreich commandirenden General, Freiherrn von Suys den Auftrag ertheilte, mit seinen Truppen nach Bayern zu rücken, und durch Niemand sich beirren zu lassen, sandte Wallenstein diesem General, der bereits bis Passau vorgedrungen war, Gegenbefehle zu, mit dem Bedeuten, er werde ihm den Kopf zu den Füßen legen lassen, wofern er des Kaisers Befehlen mehr als den seinigen gehorche.

Besonders schmerzte es den Kaiser, daß der vermessene Obergeneral die Winterquartiere abermal in den österreichischen Landen genommen hatte; da solche bereits im vorigen Winter so viel gelitten, und nach Wallensteins mehrmaligen Versicherungen sich um so stärker angegriffen hatten, daß sie dieser Last für die Zukunft sollten überhoben werden. Er selbst hatte den Hofkriegsrath von Questenberg zu sich ver-

langt, um sich mit ihm über die Verpflegung der Truppen zu besprechen. Der Kaiser sandte denselben zu ihm und benützte diese Gelegenheit, ihm dringende Vorstellungen thun zu lassen. Wallenstein aber berief sich auf die unumschränkte Vollmacht, mit welcher er das Commando angenommen hätte; und war auch nicht zu bewegen, diesem Hofkriegsrathe nur die geringsten Mittheilungen über seine Unterhandlungen mit Schweden und Sachsen zu thun.

Endlich ermüdete des Kaisers Langmuth. Überdrüssig länger von den Launen seines Feldherrn abzuhängen, sandte er ihm auf einmal den Befehl zu, nicht nur ungeachtet der angegebenen Motive seines Rückzuges, sogleich nach der Donau aufzubrechen, sondern auch dem spanischen Cardinal-Infant, der aus Mailand mit einem Armeecorps heranzog, das nach den Niederlanden bestimmt war, und Mangel an Cavallerie hatte, 6000 Reiter zur Begleitung entgegen zu senden. Wallenstein stutzte über diesen Befehl; suchte darin eine List des Hofes, ihn ohne Aufsehen des besten Theiles seines Heeres zu berauben und das Commando ihm zum zweitenmal abzunehmen. Dies aber brachte seine geheimen Plane ihrer Entwickelung näher. Sogleich berief er alle seine Kriegesobersten nach Pilsen und entdeckte sein Vorhaben vor allen Andern dem General, Grafen Piccolomini, auf den er ein besonderes Vertrauen setzte, weil er unter gleicher Constellation mit ihm geboren war. Piccolomini verbarg seinen Schrecken hierüber und stellte ihm nur die ungeheure Schwie-

rigkeit eines solchen Unternehmens vor; aber Wallenstein antwortete, bei solchen Anschlägen komme es blos auf Kühnheit und Geschwindigkeit an. Zum Lohn seines Hochverraths verhieß er diesem General die Grafschaft Glatz sammt allen Slawatischen Gütern, dem General Gallas aber Glogau, Sagan und die Besitzungen des Fürsten Eggenberg; dem Grafen Colloredo und seinem Schwager Terzky Mähren; Alles jedoch unter seiner königlichen Oberhoheit. Wirklich war er von seinem ungeheuern Project so sehr eingenommen, oder vielmehr von seinen astrologischen Träumen so sehr erhitzt, daß er bereits alle kaiserlichen und spanischen Erbländer vertheilte und verschenkte *).

*) Man hat in neuern Zeiten viel dahin gearbeitet, diesen außerordentlichen Mann von der Schuld der Verrätherei frei zu sprechen. Man behauptete, Wallenstein sei durch den kaiserlichen Hofkriegsrath, dessen Befehle er wenig achtete, — durch die Jesuiten, die er aus dem Reiche vertreiben wollte, — durch den Churfürsten von Bayern, der einen alten (doch gewiß nicht unverdienten) Haß auf ihn geworfen hatte, — und durch die Spanier gestürzt worden, die er immer verachtet hätte. Möglich, daß eine oder die andere dieser Ursachen zu seinem Sturze mitwirkte; wirklich auch hatte sich Bayern erklärt, wofern Wallenstein nicht entfernt würde, mit den Schweden sich abzufinden. Ueberhaupt aber lassen sich Thatsachen nicht darum läugnen, weil sie durch keine schriftlichen Documente erwiesen sind; denn Niemand wird bei solchen Planen und unter solchen Verhältnissen sich schriftlich äußern. Uebrigens dürften auch

Als um dieselbe Zeit der Churfürst Johann Georg von Sachsen dem Kaiser neue Friedensvor-

die wenigen Documente, die hierüber bestehen, mehr denn zur Genüge hinreichen; nichts von seinem meineidigen Troß und beispiellosen Ungehorsam gegen den Kaiser zu sagen, den Niemand in Abrede stellt, und der die Monarchie an den Rand des Untergangs brachte. Seine Unterhandlungen mit dem alten Rebellenhaupte, dem Grafen Mathias Thurn, und durch diesen mit dem Schwedenkönig und mit Oxenstierna dürften nach der Erzählung des treuen Khevenhillers, die fürwahr das Gepräge der biedersinnigsten Aufrichtigkeit an sich trägt, sich kaum bezweifeln lassen; wiewohl beide an ihm irre wurden; und wenn Wallenstein den französischen Hof, mit dem er ebenfalls in geheimen Unterhandlungen stand, nicht zu hintergehen suchte, so war er wirklich entschlossen, das Königreich Böhmen an sich zu reißen, wozu Frankreich ihn mit Geld und Truppen unterstützen wollte. Man sehe hierüber Lettres et Négociations du Marquis de Feuquières, und Khevenhiller Th. XII.

Läßt sich ja etwas zur Entschuldigung dieses räthselhaften Mannes sagen, so mag man vielleicht nicht mit Unrecht behaupten, daß Wallensteins dämonischer Stolz und die hieraus entspringende, nie zu stillende Rachsucht entweder in wirkliche Verrücktheit übergegangen war, oder doch gewiß schon an einen Wahnsinn gränzte, der eine fixe Idee consequent verfolgt. Eine solche Spur scheint unter Andern auch sein Vetter, Maximilian Graf von Wallenstein an ihm wahrgenommen zu haben, der in seinen letzten Tagen ihn besuchte und gegen einen vertrauten Freund sich äußerte: „Sein Vetter gefalle ihm weder an Gesundheit

schläge thun ließ, und Ferdinand II. sich dazu geneigt bezeigte, und dem Churfürsten erklärte, seinen Gesandten in dieser Absicht nach Prag oder nach Wien zu senden, rieth Wallenstein diesem Fürsten, so wie nicht minder auch den Schweden, ihre Gesandten vielmehr nach Pilsen abzufertigen, und mit ihm selbst zu unterhandeln; er wolle ihnen einen Frieden vermitteln, mit welchem sie sehr zufrieden seyn würden; denn dem Kaiser sei nicht zu trauen, da er allzu bigot sei, von Jesuiten und Spaniern sich regieren lasse, und seine Zusagen weder halte noch auch halten könne.

Der Treue und Mitwirkung seiner besten Officiere

des Leibes noch des Gemüthes.« Eben so wurden auch der schwedische Reichskanzler, Arnheim und Andere an ihm irre. Auch bei weitem seine meisten Biographen geriethen, seiner unbegreiflichen Inconsequenzen wegen beinahe unwillkührlich auf diesen Gedanken, da er z. B. den Kaiser beredete, ja keinen Waffenstillstand zu schließen, während er selbst zweimal nach einander, und zwar zu einer Zeit Waffenstillstand schloß, wo er füglich hätte schlagen sollen und können; und hingegen wieder schlug, wo er hätte billig Waffenstillstand schließen sollen; u. s. w. Eben so scheint auch sein übergroßes blindes Vertrauen gegen Piccolomini und viele andere Officiere, welchen er sein Vorhaben in der sichern Voraussetzung ihrer Treue gegen ihn offenbarte, zu beweisen, daß seine sonst so finstere Verschlossenheit und sein fester Charakter sich in eine Art Blödsinns und geistiger Blindheit verwandelt hatte.

sich zu versichern, ließ Wallenstein sie unter dem Anschein eines Kriegsrathes zu sich nach Pilsen berufen und ihnen, nachdem er mit den vorzüglichsten Kriegesobersten sich ins besondere besprochen hatte, durch den General Illo die Frage vorlegen, ob es möglich und rathsam sei, bei jetziger strengen Jahreszeit die Winterquartiere außerhalb der kaiserlichen Erblande zu nehmen, die Stadt Regensburg zu belagern, und dem Cardinal-Infant 6000 Reiter zu senden. — Alle antworteten, dies würde unfehlbar den Ruin der ganzen Armee nach sich ziehen. — Nun begann Illo in einem langen Lügengewebe die gehässigen Absichten des Hofes mit den grellsten Farben zu schildern, und die Ränke der Jesuiten und Spanier zu entschleiern, die den Kaiser durch ihren gewöhnlichen Betrug hintergingen, um selbst zu regieren; dem Herzog nach dem Leben strebten; die Contributionen der armen Leute, die für die Armee bewilligt würden, zu ihren Lüsten vergeudeten; den sauern Schweiß der Soldaten an ihren Tafeln verpraßten, und nun gar Gelegenheit suchten, den Soldaten die Hälse zu brechen. Wo die Truppen hinkämen, da wolle man sie nicht haben, als ob sie Türken, Tartaren oder Teufel wären. Der Herzog von Friedland, der dies Alles wisse, sei nun entschlossen, zu resigniren und die Armee zu verlassen, ehe er selbst mit Schimpf und Spott zum zweiten Mal abgesetzt würde. Nur dies Eine schmerze ihn, daß er nun außer Stande sei, der Armee zu halten was er ihr versprochen; da der kaiserliche Hof ihm selbst nicht Wort halte und über die

confiscirten Güter anders disponire. Sie möchten also nun bedenken, welcher unersetzliche Schade und welche Gefahr ihnen durch Wallensteins Entfernung zustände. Sie hätten die Regimenter und Compagnien größtentheils auf Wallensteins Zureden und aus ihrem eigenen Seckel errichtet; dafür hätten sie nun, so wie für ihre treuen Dienste nicht das Geringste zu erwarten.

Diese arglistige mit allem Feuer vorgetragene Rede und der Wein, der bei dieser Gelegenheit in reichlichem Maße credenzt wurde, erhitzte Aller Gemüther. Die wenigsten wußten um Wallensteins eigentliches Geheimniß; Alle aber riefen einstimmig aus, »der Herzog dürfe die Armee nicht verlassen; sie seien bereit, ihren letzten Blutstropfen für ihn zu geben.« Zugleich sandten sie eine Deputation an ihn ab, die endlich die Erklärung erwirkte, »er wolle noch ferner bei der Armee bleiben, um zu sehen was ihr künftig für Unterhalt und Bezahlung verschafft werde.« — Illo und Terzky stellten nun den Befehlshabern vor, wie billig es sei, daß sie auch ihrerseits gegen den Herzog sich verpflichteten und ihn schriftlich dessen versicherten was sie nun so einstimmig ausgesprochen hätten. Dies gelobten sie denn auch; worauf jene Beiden ihnen einen, im Voraus geschriebenen Revers vorlegten, der dies Versprechen mit dem Zusatz enthielt: »So lange der Herzog von Friedland in Ihrer kaiserlichen Majestät Diensten verbleibe und sie zur Beförderung derselben gebrauchen würde.« Alle anwesenden Officiere unterzeichneten diese Schrift,

da Terzky alle für meineidige Schelme erklärte, die es nicht mit Wallenstein halten wollten.

Doch nicht dies war's, was Wallenstein verlangte. Er wollte eine unbedingte schriftliche Erklärung, solche den Schweden und Sachsen vorzeigen zu können, um ihnen zu beweisen, daß das Heer, das er selbst erschaffen, auch ihm allein zu Diensten stehe. In dieser Absicht hatten Illo und Terzky eine andere Abschrift zur Hand, in welcher jener Zusatz ausgelassen war, und die sie dem versammelten Officiercorps nach wohlbesetzter Tafel abermal zur Unterschrift vorlegten. Aber hier scheiterte Wallensteins Plan an dem eisernen Pflichtgefühl der Treue gegen den Kaiser; denn ob auch die Meisten von Wein erhitzt, und beinahe alle durch Bande des Eigennutzes und wirklicher Dankbarkeit an den Herzog gefesselt waren, weigerten sie sich dennoch zu unterschreiben. Nur Illo's und Terzky's Zureden brachten es mit Mühe dahin, daß sie endlich sich fügten; aber so unleserlich unterschrieben alle, daß es nicht wohl möglich war, ihren Argwohn zu verkennen. Ähnliche Reverse ließ nun Wallenstein auch an höhere Officiere anderer Orte absenden, auf welche er glaubte, sicher rechnen zu können.

Der Herzog hoffte nun seinem Ziele nahe zu seyn; nur Eins beunruhigte ihn dabei; daß nämlich die angesehensten Häupter des Heeres, die Generale Gallas, Altringer und Colloredo sich nicht in der Versammlung befanden. Nur der einzige Piccolomini war zugegen; berichtete aber dem Kaiser

aufs genaueste was vorging. Um nun ihrer Treue, oder im Weigerungsfall ihrer Personen sich zu versichern, lud er jene drei Befehlshaber ebenfalls nach Pilsen ein. Aber Altringer entschuldigte sich durch Krankheit und kam nicht weiter als bis Frauenberg; wo er bei seinem Freunde Maradas auf der Festung blieb. Gallas, der sich früher mit Piccolomini einverstanden hatte, ließ sich von dem Herzog selbst zu ihm nach Frauenberg senden, und als beide zu lange ausblieben, ersuchte Wallenstein in unbegreiflicher Blindheit auch Piccolomini, sich zu ihnen zu begeben, und beide in die Versammlung nach Pilsen zu bringen.

Unterdessen veränderte er in Österreich und Schlesien eilig alle Commandanten, deren Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser ihm verdächtig waren. Da nun von vielen Orten gleichlautende Nachrichten einliefen, und diese Veränderung der Commandanten dem Kaiser keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß die Sicherheit seiner Person und seines Hauses in augenscheinlicher Gefahr schwebe, gab er einigen vorzüglichen Generalen geheime Befehle, Wallenstein und seine vertrautesten Anhänger Illo und Terzky in Verhaft zu nehmen, um sie verhören zu lassen; und, wäre dies nicht möglich, sich ihrer sonst auf eine Weise lebendig oder todt zu versichern. Zugleich sandte er dem General, Grafen Gallas, (24. Jän. 1634) ein offenes Patent zu, wodurch allen Officieren und Befehlshabern Wallensteins Absetzung mit dem Beisatze kund gegeben wurde, bis zur Ankunft des Kö-

nigs von Ungarn den Befehlen des Generals Gallas zu gehorchen. Auch verhieß der Kaiser, es sollte Alles vergeben und vergessen seyn, was zu Pilsen vorgegangen, und nur Wallenstein und seine beiden Hauptanhänger und Mitverschworenen Illo und Terzky sollten zur Verantwortung und Strafe gezogen werden.

Sogleich traf Gallas die nothwendigen Vorkehrungen und nahm die Truppen aufs neue in Eid und Pflicht; Prag wurde von Suys, Linz von Piccolomini besetzt, der hierauf mit einigen tausend Mann gegen Pilsen heranrückte. Wallenstein sah zu seinem Entsetzen, daß er verrathen sei. Nimmer hatte das Gefühl der heiligen Pflicht und die Treue des Eidschwurs, der den Krieger an seine Fahnen fesselt, durch alle auch noch so glänzenden Hoffnungen und Belohnungen überwogen werden, oder auch nur Einen dahin vermögen können, das Verbrechen seines meineidigen Feldherrn zu theilen und in seine Rebellion sich verflechten zu lassen. Indessen verlor dennoch sein gewaltiger, selbst in seinem Falle noch furchtbarer Geist sich selbst in dieser Stunde der höchsten Gefahr nicht. Den Anstalten der kaiserlichen Generale zuvorzukommen, erließ er einen Armeebefehl, Niemand sollte unter schwerer Strafe, von Gallas, Altringer, Piccolomini, noch von irgend einem Andern, außer von ihm, oder von Illo oder Terzky, Befehle annehmen. Zugleich traf er Vorkehrungen, die zunächst gelegenen Plätze Budweis, Thabor, Königgrätz und andere zu besetzen, und

befahl, daß alle Regimenter spätestens bis zum 25. Februar bei Prag sich versammeln sollten; wo dann auch er selbst eintreffen wolle. Kuriere flogen indessen nach Regensburg, an Oxenstierna, an Arnheim, und von dort zurück. Alle willigten nun in die Forderungen des Herzogs, dessen Aufrichtigkeit sie so lange bezweifelt hatten; und schon schien eine Vereinigung der feindlichen Heere nahe, schon waren alle Anstalten zur Abreise nach Prag getroffen, wo die Maske sollte abgeworfen und die fernern Maßregeln getroffen werden, dem Kaiser in Wien selbst Gesetze vorzuschreiben oder ihn vom Throne zu stoßen.

Terzky war mit einigen Befehlshabern voraus geeilt; erfuhr aber unter Weges zu seinem Schrecken, Prag sei bereits im Namen des Kaisers besetzt, Wallenstein für einen Rebellen erklärt, und auch Leutmeritz bereits in des Kaisers Gewalt. Dennoch verlor Wallenstein den Muth nicht; und, statt nach Prag aufzubrechen, machte er sich nun mit einem kleinem Gefolge nach Eger, in die Nähe des Feindes, den Ausgang der Unterhandlungen mit dem Herzog Bernard von Weimar daselbst abzuwarten. Unterwegs begegnete ihm der Major Leslie, ein Irländer. Diesem entdeckte er seinen Plan und Alles was zu Pilsen vorgegangen; und theilte ihm auch mit, daß nächstens mehrere Obersten mit ihren Regimentern zu ihm stoßen, Arnheim und der Herzog von Lauenburg zu ihm übergehen, und er innerhalb vier Wochen mit einer so zahlreichen Armee in Österreich einziehen werde, wie er früher nie eine

befehliget habe. — Leslie erschrack über diese Mittheilungen, und war kaum zu Eger angekommen, als er dem daselbst commandirenden Obersten Buttler und dem Oberstlieutenant Gordon Alles berichtete, und mit ihnen zu Rathe ging, was in dieser Sache zu thun sei. — Ihr erster Gedanke war, den Herzog gefangen zu nehmen, und den Vorgang alsbald nach Wien zu berichten.

Gegen Mitternacht kam ein Kurier von Prag, unter dessen Briefen Wallenstein auch ein Exemplar des kaiserlichen, gegen ihn erlassenen Patentes erhielt. Alsbald berief er den Major Leslie und entdeckte ihm, es erübrige nun kein anderes Mittel mehr, und die höchste Noth erfordere, die Sachsen in Böhmen einrücken zu lassen; dem Pfalzgrafen von Birkenfeld Eger und Elnbogen einzuräumen, Cronach und Forchheim durch Illo zu besetzen, und der Festung Plessenburg zum Rückzug sich zu versichern. Aus Schlesien habe er von Schafgotsch Nachricht, daß er mit 6000 Mann zu seinem Dienste sich bereit halte, Linz einnehmen, und den Grafen Colloredo in seine Hände bekommen werde. — Kurz hierauf langte auch ein Kurier von dem Herzog von Lauenburg an, worin dieser berichtete, der Herzog Bernard habe in Alles gewilligt; nur müsse er wegen Vereinigung der Truppen noch selbst mit Wallenstein sich besprechen. Auch dies vertraute Leslie in aller Eile dem Festungscommandanten und dem Oberstlieutenant Gordon.

Nun war keine Zeit mehr zu verlieren; und so

wehe es ihnen that, glaubten sie dennoch ihren ersten Plan abändern, und Wallenstein mit seinen Vertrautesten aus dem Wege räumen zu müssen. Schauderhaft fiel es ihnen zwar, einen Mann kaltblütig zu ermorden, der ihr Wohlthäter war; dessen Winken sie bis nun in tiefster Unterthänigkeit gehorcht hatten, und der bei allen seinen Fehlern ungemein viele Geistesgröße besaß; doch das Interesse des Kaisers, der Eid der Treue, die höchste Gefahr, die mit jedem Augenblicke dringender ward, und die ungeheure Verantwortlichkeit nöthigten sie unabänderlich zu diesem Entschlusse. Alles Aufsehen zu vermeiden, lud Gordon Wallensteins Freunde: Illo, Terzky, Wilhelm Kinsky, seinen alten Freund und Liebling, und den Rittmeister Neumann auf die Festung zum Abendessen. Alle kamen, (25. Febr. 1634) setzten sich zur Tafel und waren lustig und guter Dinge. Als sie nun beim Dessert die Gesundheit der neuen Allirten des Herzogs ausgebracht, und Neumann den ruchlosen Wunsch dabei geäußert hatte, sich bald in dem Blute des Hauses Österreich zu baden, trat auf ein Zeichen Leslie's der Major Geroldini und sechs Buttler'sche Dragoner mit dem Ausruf: Vivat Ferdinandus! ein, durchbohrten Kinsky und Terzky sogleich, stießen Illo nach tapferstem Widerstand mit vielen Wunden nieder, und streckten den frechen Neumann, der in ein Gewölbe sich flüchtete, und um sein Leben flehte, ebenfalls todt zur Erde nieder.

Hierauf gingen Buttler, Gordon und Leslie

noch einmal zu Rathe; und da die Gefahr mit jeder Stunde zunahm, und man es nicht wagen durfte, durch längere Zögerung das Kaiserhaus und die Monarchie preiszugeben, ward sein Tod unwiderruflich beschlossen. Seni hatte so eben seinen Herrn gewarnt und ihm gesagt, die Stunde der Gefahr sei noch nicht vorüber. Der Herzog jedoch behauptete, sein Vorgefühl übertäubend, ernst und fest: Sie ist es; aber das lese ich in den Sternen, sprach er, daß du selbst mit Nächstem in den Kerker wandern wirst!« Was freilich auch hernach geschah; und zwar ward er nicht früher daraus entlassen, bis er den Soldaten die 1000 Kronen herausgab, die sein Herr ihm noch am Vorabend seines Todes zum Geschenke gegeben hatte.

Kaum hatten die drei besagten Officiere ihren Rath geschlossen, als Buttler und der Rittmeister Deveroux mit zahlreicher Mannschaft in die Stadt eilten, alle Zugänge zu Wallensteins Schlosse zu besetzen. Deveroux, mit einer Picke bewaffnet, und sechs Hellebardiere hinter sich, stürzten sogleich nach den Zimmern des Herzogs, stießen auf der Treppe einen Pagen, im Vorzimmer einen Kammerdiener nieder, welche Lärm machen wollten, sprengten dann die Thür des Schlafzimmers auf, wo der Herzog, wahrscheinlich durch das Getöse einiger Schüsse, die gefallen waren, und das Geschrei der Frauen aufgeschreckt, in bloßem Hemde beim Fenster stand. »Bist du der Schelm, schreit Deveroux ihn wüthend an, der das kaiserliche Volk zum Feinde überführen,

und Ihrer Majestät selbst die Krone vom Haupte reißen will? Dafür mußt du nun sterben!« — Wallenstein würdigte ihn keiner Antwort. Noch wartete Deveroux einige Augenblicke ab und rief dann abermal: »Du mußt sterben!« Wallenstein bewegte blos die Lippen und breitete dann die Arme aus, den tödlichen Stoß der Hellebarde in der Brust zu empfangen. Also endigte das Leben dieses welthistorischen Mannes am 25. Februar 1634, als er eben im 51. Lebensjahre war.

Das Gerücht von seinem Tode erregte große Theilnahme bei Freunden und Feinden; der Kaiser selbst war innig davon bewegt und ließ 3000 Messen für die Ruhe seiner Seele lesen. Auch erschienen vielerlei Schriften, theils ihn zu beschuldigen, theils ihn zu vertheidigen, so wie nicht minder viele Epitaphien, sowohl in deutscher als in lateinischer und italienischer Sprache *).

Buttler und Gordon berichteten sogleich den ganzen Vorgang der Sache und die Gründe, warum sie also hätten handeln müssen, an alle Commandan-

*) Eines der gelungensten, das Khevenhiller uns aufbewahrte, ist folgendes:
Nobilis Miles, Dux, Imperator Caesari similis,
Hic jacet Albertus Friedlandiae Dux, victor victus, desertor desertus.
Dum Sceptrum quaerit, Feretrum invehit, disce viator,
Non semper audaces fortuna juvat.

ten der Umgegenden; und ermahnten sie, sorgfältig auf ihrer Hut zu seyn, um nicht etwa, nach den Anschlägen überfallen zu werden, die Wallenstein noch kurz zuvor mit dem Feinde getroffen hatte. Wirklich waren bereits, wie wir schon zuvor gesehen, wohl berechnete Anstalten gemacht worden, die Armee zum Feinde hinüber zu führen, und den Kaiser zu verrathen. Unter verschiedenen andern Beweisen hierüber trägt Khevenhiller folgenden vor:

»Während des Verlaufs dieser Dinge war Herzog Franz Albrecht von Sachsenlauenburg auf der Zurückreise von Regensburg, und hatte durch Einen von Adel, Namens Gebhard Molka zu Illo nach Eger geschickt, ihn des Weimar'schen Succurses versichert, und ihn auch vertröstet, daß dieses Volk bereits im Anmarsch sei. Da er aber verlangte, man sollte ihm einen Trompeter nach Priempt entgegen schicken, sandten ihm denselben Buttler und Gordon in Wallensteins Namen, und ermahnten ihn, bald nach Eger zu kommen; sandten ihm aber auch einen Rittmeister, Namens Moser mit seinen Pferden entgegen, ihn einzuholen. Als nun dieser nach Türschenreut gekommen, erfuhr er dorten, es seien bereits Quartiermeister da gewesen, und es würden am folgenden Tage einige feindliche Regimenter eintreffen. Nachdem er einige Zeit lang in dortiger Gegend gehalten hatte, sah er von weitem eine Partei und setzte auf dieselbe zu; unter derselben aber war der Herzog Franz Albrecht selbst, der sich dann auch alsbald zu erkennen gab, und dem Rittmeister zusprach,

daß er ein Freund sei. Da nun Moser sich zu schwach befand, ihn anzuhalten, und von allen Orten her stärkere Truppen von dem Feinde besorglich erwarten mußte, befahl er seinen Reitern, die Waffen einzuziehen. Der Herzog befragte ihn: »Wer ihn mit diesem Trupp commandirt?« Ferner: »ob der Friedländer schon mit Illo und Terzky zu Eger angekommen? wie viele Regimenter sie bei sich hätten?« Und da Moser nun antwortete, Terzky habe ihn commandirt; Friedland aber sei mit acht Regimentern angekommen, welchen noch vier andere nachfolgen sollten, vernahm er dies mit Freuden und sprach ferner: »Nun wäre Alles gut; der von Friedland werde zweifelsohne mit Landsberg, Frankfurt an der Oder, Großglogau, Troppau und Pilsen sich wohl assecurirt und versichert haben. Nun werden sie sich mit einander conjungiren; da allbereit 6000 Pferde vom Herzog Bernard von Weimar, und 4000 von Chursachsen im Anzug seien, welche alle pariren werden, wohin der von Friedland sie commandiren werde. Damit wollten sie dem Kaiser und seinen Pfaffenknechten, dem Gallas und Piccolomini schon begegnen.«

»Während des Fortreitens erzählte er noch ferner was für ansehnliche Kriegespräparationen von den Franzosen und andern Orten wider den Kaiser gemacht worden, und was für ansehnliches Volk aus den Niederlanden im Anzug sei. Nun hätten sie auch die Reichsstädte in ihren Händen, und werde man

in Erachtung aller Umstände, mit den Kaiserlichen gar bald zurecht kommen.«

»Als sie nun solcher Weise bis nach Waldsachsen fortritten, ersah der Rittmeister einen bequemen Augenblick, wo er des Herzogs mächtig werden und seiner sich versichern konnte. Da winkte er seinen Reitern, setzte ihm die Pistole auf die Brust, und fragte ihn, ob er sich wolle im Guten gefangen geben; da er sich nun zur Genüge als ein Feind Ihrer Majestät erklärt habe. — Der Fürst ermahnte ihn, inne zu halten, da er ein solches Benehmen weder bei seinem Obersten noch bei dem von Friedland werde verantworten können. — Da er aber hierauf vernahm, Friedland, Illo, Terzky, und Neumann seien bereits zu Eger niedergemacht worden, erschrak er heftig über diese Relation; bat um Quartier; bemühte sich auch diesen Officier auf seine Seite zu bringen oder sich loszuwinden; und verhieß ihm bei seiner fürstlichen Ehre nicht nur auf der Stelle ein Lösegeld von 10,000 Dukaten, sondern auch ein Gut in Chursachsen, und überdies ihn bei der Armee trefflich zu avanciren. Als aber dies Alles nichts verfing, ergab er sich endlich; worauf der Rittmeister, trotz seines Bittens, ihn zu Gallas selbst zu bringen, ihn nach Eger abführte.« — So weit Khevenhiller. Überhaupt zeigten sich noch viele andere Folgen dieser Verschwörung; wie die Eroberung Landshuts, der Sieg der Sachsen bei Leipzig, die Wiedereinnahme Frankfurts an der Oder und anderer Orte.

Nun mußte in Eile ein neuer Generalissimus

für die kaiserlich-liguistische Armee ernannt werden; und der Kaiser erwählte dazu seinen ältesten Prinzen Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen. Seine Wahl hätte nicht glücklicher seyn können; denn der junge König war mit trefflichen Eigenschaften begabt, und berechtigte zu großen Hoffnungen; die er auch nicht lange unbefriedigt ließ. In allen Erbländern wurden nun sogleich frische Truppen geworben, die Armee zu ergänzen; und diese Werbung ward mit so großem Eifer betrieben, daß der König kurz hierauf bei einer Musterung zu Pilsen 40,000 Mann wohlbewaffnetes Volk zählte. Überdies fand er auch eine treffliche Artillerie vor. Wohlgemuthet brach er hierauf nach der Oberpfalz auf, mit Altringer sich zu vereinigen, die Schweden zu vertreiben, und Regensburg ungesäumt und mit ganzer Macht anzugreifen; was auch die Schweden trotz aller ihrer Bemühungen nicht verhindern konnten. Die Belagerten wehrten sich mit ausgezeichneter Tapferkeit, schlugen sieben Stürme ab, thaten 465 Ausfälle und verloren dabei über 8000 Mann. Sechs ganze Wochen mußte der König die Stadt belagern, und über 2000 Granaten und Feuerkugeln hinein werfen; und dennoch hätte sie noch längern Widerstand gethan, wenn ihnen das Pulver nicht zu Ende gegangen wäre. Endlich nahmen sie dennoch die sehr ehrenvolle Capitulation an, die der König ihnen machte, und zogen (am 16. Juli 1634) mit allen kriegerischen Ehren aus. Der junge König begab sich auf eine Ebene, die Schweden ausziehen zu sehen. Die

Generale stiegen vom Pferde ab; Ferdinand reichte jedem die Hand, und gab ihrer Tapferkeit das verdiente Lob. Unter ihnen befand sich auch der alte Graf Mathias Thurn; dieser aber machte dem König nur eine Reverenz, ohne vom Pferde abzusteigen. Hierüber befragt, antwortete er, weil er ein Vasall und Emigrant sei, und wider die kaiserliche Majestät diene, würde der König ihm nicht gleich den Andern die Hand geboten, sondern ihn sicherlich vor Allen beschämt haben; er aber habe diesem Schimpf und Hohn sich nicht aussetzen wollen.

Während König Ferdinand noch vor Regensburg lag, sandte er den General Altringer nach Landshut, das der Herzog Bernard von Weimar belagerte, um denselben wo möglich, so lange hinzuhalten, bis Regensburg erobert sei. Aber der Herzog nahm die Stadt mit Sturm und wüthete schrecklich gegen die Einwohner. Altringer selbst verlor bei dieser Gelegenheit das Leben; ein Verlust, der dem Kaiser und dem König sehr schmerzlich fiel. Um eben diese Zeit vertrieben, in Folge der Verabredung mit Wallenstein, die Sachsen unter Arnheim die Kaiserlichen aus der Lausitz, und schlugen sie, nachdem sie in Schlesien eingefallen, bei Liegnitz mit großem Verlust aus dem Felde; eroberten Breßlau und Großglogau, drangen abermal in Böhmen ein, und rückten sogar vor Prag. König Ferdinand, dessen Absicht es war, den Schweden ein Haupttreffen zu liefern, hielt es für Zeitverlust, selbst nach Böhmen zu ziehen, und beschränkte sich darauf, eini-

ge geübte Regimenter dahin zu senden; er selbst eilte nach Nördlingen, und nahm noch unter Weges, nach einer kurzen Belagerung und gewaltigen Beschießung, die von den Schweden besetzte Stadt Donauwerth; wodurch die ganze Donau frei ward. Die Schweden, die keineswegs gesonnen waren, die Reichsstadt Nördlingen gleich Regensburg sich hinwegnehmen zu lassen, versammelten daselbst ihr ganzes Heer. Gustav Horn und Bernard von Weimar näherten sich mit ihren Truppen der Stadt, verstärkten die Besatzung und zogen sich dann nach Bopfingen zurück, woselbst sie noch die Ankunft des Rheingrafen Otto Ludwig und des Feldmarschalls Cratz erwarteten.

Indessen rückte der spanische Cardinal-Infant mit einem Armeecorps von 10,000 Mann Kerntruppen aus Italien heran, die er nach den Niederlanden abführte, und vereinigte sich bei Nördlingen mit dem König. Es waren dies eben jene Truppen, welchen Wallenstein noch 6000 Pferde hätte entgegen senden sollen; bei welcher Gelegenheit seine Verschwörung ausbrach, als deren Opfer er zuletzt selbst blutete. Im Kriegsrathe zeigte der Cardinal-Infant große strategische Kenntnisse, und trug nicht wenig zur guten Anordnung der Feldschlacht bei. Die Schweden selbst waren nicht einig unter sich; und Feldmarschall Horn, der vor der Gefahr warnte, die überlegene Macht der Kaiserlichen anzugreifen und durch ein einziges Treffen Alles auf das Spiel zu setzen, ward von dem feurigen Bernard von

Weimar überstimmt, der, sobald General Cratz mit seinem Armeecorps erschienen war, alsogleich mit der Armee aufbrach, den Kampf zu beginnen. Aber ihre Regimenter verwirrten sich im Fortrücken durch Mißverstand und durch die Schwierigkeit der Wege, während die Kaiserlichen die Höhen nach einander besetzten, sich verschanzten und den Schweden die vortheilhafteste Stellung abgewannen.

Bei Anbruch des Tages (am 6. Sept. 1634) begann das mörderische Treffen. Die Schweden boten alle ihre Kräfte, Horn und Bernard ihr ganzes Feldherrentalent auf, die Anhöhen zu gewinnen, von welchen man das österreichische Lager bestreichen konnte; auch thaten die schwedischen Soldaten Wunder der Tapferkeit; erstiegen sogar wirklich die Anhöhen, von welchen das Schicksal des Tages und der Zukunft abhing; geriethen aber wider einander selbst in Unordnung; und ein ähnlicher Zufall, der bei Lützen die Kaiserlichen zum Weichen gebracht hatte, vergalt ihnen hier mit gleicher Münze; einige kaiserliche Pulvertonnen entzündeten sich, und richteten die gräulichste Verwirrung unter den Schweden an. Acht Stunden dauerte der fürchterliche Kampf. Der junge König selbst wagte sich so tief in das Schlachtgewühl, daß dicht an seiner Seite der junge Piccolomini, der Herzog Aldobrandino und der Oberst Achatz durch Musketenkugeln fielen. Er selbst befehligte das Haupttreffen; Graf Gallas das Fußvolk, der Herzog von Lothringen die Reiterei. Siebenzehn Mal stürmte das, durch seine Tapferkeit berühmte

gelbe Regiment, und jedes Mal vergeblich. Die trefflich aufgestellte kaiserliche Artillerie und die furchtbaren Angriffe der kaiserlichen Dragoner gerade in dem Augenblick der Explosion richteten Tod und Verwirrung unter dem Feinde an und förderten diesen glänzendsten Sieg des ganzen dreißigjährigen Krieges. Zwölftausend Feinde lagen todt auf der Wahlstatt, 4000 wurden von dem Herzog von Lothringen und dem vortrefflichen Parteigänger Johann von Werth gefangen genommen, unter welchen Feldmarschall Horn selbst mit drei andern Generalen. Unter den Todten befanden sich der Markgraf Friedrich von Anspach, ein Landgraf von Darmstadt und viele Obersten und andere Officiere. Das ganze, aus 80 Kanonen bestehende grobe Geschütz, gegen 4000 Wagen, und 300 Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Sieger. Nur ein Zufall rettete den tapfern Bernard von Weimar selbst von der Gefangenschaft, dem es in der Gegend von Frankfurt gelang, die traurigen Trümmer seines Heeres wieder zu sammeln.

Die Nachricht von der Niederlage der Schweden, und der glorreiche Sieg des kaiserlichen Heeres verbreitete Furcht und Schrecken durch das ganze protestantische Deutschland, aber großen Jubel unter allen katholischen Ständen; die seit so langer Zeit unter dem Druck dieser Nordländer geseufzt hatten. Auch säumte der junge König nicht, seinen Sieg schnell zu benützen, die verlorenen Plätze zurück zu gewinnen, und den Feinden mächtigen Abbruch zu thun, um

einen wohlthätigen und ständigen Frieden herbei zu führen. Die Bayern zogen alsbald nach Augsburg, das den Schweden den Eid der Treue geschworen und als eine unterthänige Stadt gehuldigt hatte, und eroberten dasselbe nach einem hartnäckigen Widerstande. Auch Heilbronn hatte geschworen, bis auf den letzten Mann sich zu wehren; ward aber noch früher zur Übergabe gezwungen, nachdem daselbst eine große Menge Häuser im Rauch aufgegangen waren. Piccolomini ward mit einer Abtheilung des Heeres nach Franken gesandt, wo er nach einander der Städte Mergentheim, Rotenburg, Kitzingen, Ochsenfurt, Schweinfurt, Würzburg, Windesheim und Weissenburg sich bemächtigte; der Herzog von Lothringen aber wandte sich über den Schwarzwald nach dem Breisgau und Elsaß. Endlich fiel der König selbst mit kaiserlichen und liguistischen Truppen in Würtemberg ein, dessen geächteter Herzog mehr als jeder andere Reichsfürst an dem Kaiser sich versündiget hatte, und der bei Ferdinands Annäherung alsbald mit Hinterlassung aller seiner Schätze nach Straßburg entfloh. Hart ward dies, dem Kaiser so äußerst abholde Herzogthum durch den zügellosen Grimm des Kriegsvolkes gestraft.

Der Heilbronner Bund, der ohnehin zu keinem ernstlichen und festen Schlusse gekommen war, schien unter diesen Umständen seiner Auflösung gänzlich nahe; mehrere Stände trennten sich sogar gänzlich von demselben. Indessen sammelten sich dennoch die zerstreuten schwedischen Truppen allmälig wieder bei

Heilbronn; und zu ihnen stieß auch der Rheingraf Otto Ludwig mit einem Corps von 5000 Mann. Aber diese, durch längeres Glück verwöhnten und undisciplinirten Truppen waren im höchsten Grade mißvergnügt, und weigerten sich standhaft, zu fechten, bis nicht ihr rückständiger Sold ausbezahlt wäre. Nun begann guter Rath theuer zu werden. Oxenstierna forderte von den Kreisständen Geld; diese aber, theils erschöpft, theils seiner beständigen Forderungen und seines Despotismus müde und überdrüssig, drangen vielmehr in ihn, den Bedrängnissen des Krieges ein Ende zu machen, und die Dinge zu einem vortheilhaften Frieden zu leiten. Doch dies war keineswegs Oxenstierna's Absicht; er wollte Deutschland nicht umsonst verheert haben, sondern forderte dafür ein Stück von Deutschland zur Belohnung; das Niemand gesonnen war, ihm zu geben *).

---

*) Grell und derb, aber wahr schrieb, wiewohl erst nach des Kaisers Tode, der dänische Hof, der an der Vermittlung des Friedens gearbeitet hatte, diesem Minister zu, „die dänische Friedensvermittlung habe sich den Haß der Schweden deßwegen zugezogen, weil sie (die Schweden) nicht die geringste Neigung zum Frieden hätten; als welcher sie nöthigen würde, so schöne Länder in Deutschland, darin sie bisher wie die Ochsen gemästet worden, wieder zu verlassen und sich in ihre alten Steinklippen und Wildnisse zurück zu ziehen; wohin die überschwenglichen Contributionen und Subsidiengelder, und noch weniger die prächtige Aufwar-

Es wendete sich also Oxenstierna an den Churfürsten von Sachsen. Aber Johann Georg wies ihn mit guter Art ab und verdoppelte seine Bemühungen, unter guten Bedingnissen mit dem Kaiser einen Frieden zu schließen, den er sehnlichst wünschte. Eben so vergeblich wendete er sich an den Herzog von Lüneburg, ihm einige Truppen zu senden. Der Herzog antwortete ihm, er könne die niedersächsischen Lande nicht entblößen, da der Feind in Westphalen täglich sich verstärke. Da er nun sah, daß er sich vergeblich bemühe, fernerhin Contributionen in Deutschland zu erpressen, wendete er sich an den König von England, und machte ihm dringende Vorstellungen, seiner Schwesterkinder sich anzunehmen; schickte auch einen Gesandten nach Venedig, der Republik die Gefahr vorzustellen, die nach Unterdrückung der deutschen Verfassung und Freiheit ihr selbst bevorstehe; und ersuchte endlich auch die Holländer, eine bedeutende Summe Geldes zum Kriege herzuschießen.

Als aber alle diese Bemühungen wenig fruchten wollten, suchte er endlich Frankreich zu einem kräftigen Beistand und zu einer förmlichen Kriegserklä-

---

tung, so bei ihnen in Deutschland geschehen, ihnen nicht folgen würden; daher kein Wunder, daß sie sich gleichsam mit Händen und Füßen gegen den Frieden wehren, und ehe das Aeußerste versuchen würden als denselben durch Abtretung der innehabenden Länder einzugehen.“

rung gegen den Kaiser zu bewegen. Der Preis dafür war das Elsaß, dessen Schlüssel er dem Cardinal Richelieu bereits mit Philippsburg übergeben hatte. Auch stellten selbst die Oberdeutschen Fürsten und Stände alle festen Städte, sogar die sie nicht inne hatten, unter französischen Schutz, das heißt in seinen Besitz; wie denn der großmüthig beschützende König Ludwig die deutschen Bisthümer Metz, Tull, Verdün und auch die Trierischen Lande, dessen Churfürst sich in französischen Schutz begeben hatte, fortwährend gegen ihre rechtmäßigen Herren beschützte; denn deutlich hatte Richelieu sich ausgesprochen, es könne diesem Churfürsten gleich gelten, ob er seine Messe auf deutschem oder auf französischem Boden lese.

Nach langen Verhandlungen endlich ließ Frankreich sich herbei, im Fall es mit Oesterreich zum Bruche käme, 12000 Mann Fußvolkes in Deutschland zu unterhalten, die sowohl dem König als den Verbündeten schwören und nach dem Rathe des Directoriums gebraucht werden sollten; so wie auch der Bundesarmee eine halbe Million Livres zu bezahlen. Über die Verstärkung und fernere Unterhaltung der Armee und über die Unterhandlungen mit Frankreich eröffnete Orenstierna einen neuen Convent zu Worms, der aber, ohne etwas Sonderliches zu beschließen, wieder aus einander ging, und erst im folgenden Jahre (1635) wieder reassummirt wurde, wo Herzog Bernard von Weimar abermal das Obercommando über die Armee erhielt.

Alle diese Vorkehrungen und aller verheißene

Beistand Frankreichs ersetzten jedoch den Verlust der Schweden nicht, den sie bei Nördlingen erlitten hatten, noch auch den Verlust Frankens, Würtembergs, und so vieler wichtigen deutschen Städte; am wenigsten den der Hauptfestung Philippsburg, welche der Oberst Bamberger (am 14. Jan. 1635) überrumpelte und wo sich unermeßliche Vorräthe fanden. Denn Frankreich hatte diese Gränzfestung sich zu einem Waffenplatz für den künftigen Krieg erwählt; und die Kaiserlichen bekamen darin 128 metallene Kanonen, 4000 Tonnen Pulver, 40,000 Säcke Getreide, 10,000 Säcke Mehl, 12000 Tonnen Salz, 16 Tonnen Goldes in gemünzten Louisdor's nebst zwei andern Kisten voll Goldes, einen großen Vorrath an Wein und eine Menge Kostbarkeiten, die der Herzog von Würtemberg und andere reiche Privatpersonen aus feindlichen Gegenden dahin in Sicherheit gebracht hatten.

Aber bei weitem die schlimmste Folge der Nördlinger Schlacht für die Schweden war, daß Chursachsen mit dem Kaiser gerade zur Zeit Frieden schloß, wo die sächsische Hilfe ihnen gegen den Kaiser am nothwendigsten gewesen wäre. Allein nicht nur bedurfte das, durch den Krieg so vielfältig ermüdete Sachsen des Friedens; sondern der Churfürst war auch des anmaßenden Betragens Oxenstierna's im höchsten Grade überdrüssig, und beschwerte sich über die Eingriffe desselben in seine landesfürstlichen Rechte; so wie auch darüber, daß die Direction der deutschen Angelegenheiten sich fortwährend in fremden

Händen befände; daß man seines Rathes nicht achte, das Recht seines Sohnes auf Magdeburg beeinträchtige, mehrere Ländereien dieses Erzstiftes verschenkt habe, und eben so mit Halberstadt verfahren wäre, und seine Söhne zurück gesetzt habe. Die Friedenspräliminarien zwischen dem Kaiser und Chursachsen, die schon früher unterzeichnet waren, wurden endlich in einen förmlichen Frieden verwandelt, der (am 10. Mai 1635) zu Prag geschlossen ward.

Die Hauptbedingnisse dieses Friedens waren folgende:

»Hinsichtlich der mittelbaren Stifter, Klöster und anderer geistlichen Güter, welche die Augsburgischen Confessionsverwandten (von Calvinern und andern Secten ist keine Rede) noch vor dem Passauer Vertrag oder Religionsfrieden eingezogen oder besessen hätten, sollte es bei dem deutlichen Buchstaben des Religionsfriedens sein Bewenden haben. Aber die unmittelbaren Stifter und geistlichen Güter, die vor diesem Vertrag oder Religionsfrieden, wären eingezogen worden, — so wie auch alle mittelbaren oder unmittelbaren Stifter und geistlichen Güter, die nach dem Passauer Vertrage in protestantische Hände gekommen, sollten den Augsburgischen Confessionsverwandten, (so viele sie derselben am 12. Nov. 1627 inne gehabt) noch auf 40 Jahr, von der Zeit dieses Friedensschlusses an, ruhig verbleiben; — auch sollte was Einem und dem Andern bisher davon entzogen worden, völlig restituirt werden; — diejenigen Stifter und Güter jedoch ausgenommen,

welche den Katholischen in Form Rechtens, — auf beider Theile erfolgte Submission — durch den Reichshofrath oder das Kammergericht noch vor oder nach dem 12. Nov. 1627 zuerkannt, und um diese Zeit noch nicht zur Vollziehung wären gebracht worden; in welchen Fällen sie dem Stande Rechtens noch sollten unterworfen bleiben.«

»Damit aber nach Ablauf der 40 Jahre nicht neue Unruhen und Weiterungen entständen, sollte unterdessen innerhalb der nächsten 10 Jahre durch Zusammensetzung friedliebender Stände beider Religionen in gleicher Anzahl oder ihrer bevollmächtigten Räthe, eine Vergleichung vorgenommen, und so viel möglich zu Ende gebracht werden. — Würde aber solches nicht erfolgen, so sollte nach Ablauf der 40 Jahre jeder Theil in demjenigen Rechte stehen, das er am 12. Nov. 1627 gehabt hätte, desselben sich, — so gut oder schwach es damals gewesen, — gütlich oder rechtlich zu gebrauchen. Auch sollte deßwegen kein Theil wider den andern, — unerkannten ordentlichen Rechtens — zu den Waffen greifen; der Kaiser auch solches nicht gestatten, noch weniger für sich die Stände damit beschweren. Doch wolle der Kaiser auf den Fall der Nichtvergleichung oder weiterer Streitigkeiten, die gebührende Jurisdiction und Erörterung der streitigen Fälle zwischen den Parteien, sowohl am kaiserlichen Hofe als am Kammergericht, so wie auch die Handhabung des Religions- und Profanfriedens sich vorbehalten haben.«

»Das Erzstift Magdeburg sollte der Sohn des Churfürsten von Sachsen, der Prinz August, auf

Lebenszeit ruhig und ungehindert besitzen; der Churfürst selbst aber die vier Herrschaften und Ämter Querfurt, Jüterbock, Dame und Burk, als Magdeburgische Mannslehen, so lange behalten und nutzen, bis sie mit seinem Willen durch ein Äquivalent wieder ausgewechselt würden. Dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg sollte aus dem Erzstift Magdeburg, ein Jahrgeld von 13000 Thalern gereicht werden. Das Bisthum Halberstadt sollte dem Erzherzog Leopold Wilhelm nach Inhalt seiner Postulation und Capitulation verbleiben.«

»Die freie Reichsritterschaft sollte bei der Übung der Augsburgischen Confession, dem Religionsfrieden gemäß, ruhig gelassen werden; und eben so die Reichsstädte, die sich nicht schon besonders mit dem Kaiser verglichen hätten; in den österreichischen Landen aber sollte die freie Religionsübung dem Willen des Landesfürsten überlassen seyn.«

»Was der Kaiser wegen der Pfälzischen Chur und Länder angeordnet hätte, dabei sollte es sein Verbleiben haben; doch sollte der churpfälzischen Witwe ihr Leibgeding gestattet, und ihren Kindern ein fürstlicher Unterhalt ausgesetzt werden. Die Herzoge von Meklenburg wollte der Kaiser, wofern sie diesen Frieden annähmen, und demselben gemäß sich verhalten würden, zu Gnaden wieder aufnehmen und bei Land und Leuten ruhig bleiben lassen.«

»Dem Kaiser und seinem Erzhause, auch allen assistirenden Ständen, Kriegsverwandten und Unterthanen sollte von den augsburgischen confessionsverwandten Ständen Alles unverweigerlich zurückge-

geben werden, was sie von denselben Ländern und Gütern seit des Königs von Schweden Ankunft auf deutschem Boden an sich gezogen hätten; — was aber die Auswärtigen, besonders Frankreich und Schweden davon besäßen, zu dessen Wiedererlangung sollten Chursachsen und die übrigen augsburgischen confessionsverwandten Stände, wenn sie dieses Friedens wollten theilhaftig werden, dem Kaiser und den Katholischen mit gesammter Hand und Mitwirkung helfen; — und eben so sollten auch der Kaiser und die katholischen Stände den augsburgischen Confessionsverwandten, in wiefern sie von der Amnestie nicht ausgeschlossen wären, Alles restituiren was ihnen an Land und Leuten seit des Königs von Schweden Ankunft entzogen worden.«

»Zwischen dem Kaiser und allen Katholischen, und zwischen Chursachsen und den, ihm bisher ergebenen augsburgischen confessionsverwandten Ständen sollte, wofern sie zu diesem Friedensschlusse alsbald nach dessen Publication sich bequemen würden, eine vollkommne Amnestie vom Jahre 1630 an festgesetzt seyn, jedoch mit Ausschließung der böhmischen und pfälzischen Händel.« — Ausgeschlossen wurden noch von der Amnestie die rebellischen Unterthanen des Kaisers, ferner Würtemberg und Baden-Durlach und alle, die in dem Rath der obern Kreise gesessen. Endlich sollten die sämmtlichen Kriegsvölker vereint und wider Alle gewendet werden, die dem heilsamen Friedenswerke sich nicht anschließen, sondern widersetzen wollten. Diesem Friedensschlusse

waren noch drei Nebenrecesse beigefügt, durch deren einen dem Churfürsten die Ober- und Niederlausitz als böhmisches Mannslehen abgetreten wurde.

Sowohl der Kaiser als der Churfürst Johann Georg hatten diesen Separatfrieden in der Absicht geschlossen, denselben in einen allgemeinen Frieden zu verwandeln. Aber die Protestanten erhoben darüber ein entsetzliches Geschrei; und es erschienen eine Menge beißender Schriften wider den Churfürsten, die ihn beschuldigten, er habe die gemeinsame Sache der Protestanten und die deutsche Freiheit aus Eigennutz und Eifersucht schändlich verrathen. Alle Widerlegungen dieser Schriften verfingen nichts; da es nicht an Solchen fehlte, welche die Gemüther aufhetzten. Dennoch legte sich allmälig der Sturm; Deutschland erkannte die Wohlthat des Friedens; die Reichsstädte schlossen demselben sich nach einander an, so wie auch verschiedene Fürsten, Grafen und Herren, die zu Straßburg sich aufhielten, und selbst der Herzog Wilhelm von Sachsen Weimar, die Herzoge von Lüneburg, die Hanseestädte und andere. Nur Baden-Durlach und der Landgraf von Hessen-Cassel meldeten sich nicht; eben so wenig der Herzog Bernard von Weimar, dessen erträumtes, aus Würzburg und Bamberg bestehendes Herzogthum seit der Nördlinger Schlacht verschwunden war; dem aber Frankreich statt desselben das Elsaß verhieß, das es beschlossen hatte, durch ihn für sich zu erobern; was der Herzog auch gar wohl einsah; der aber wegen seiner thätigen Theilnahme am Kriege sich nicht un-

gegründete Rechnung machte, mit einem andern ansehnlichen Stück Landes belohnt zu werden; oder auch wohl das Elsaß zu behaupten, falls er dasselbe einmal selbst erobert hätte.

Waren aber die Protestanten mit diesem Frieden unzufrieden, so waren es ohne Vergleich mehr noch die Katholiken; wiewohl Ferdinand dabei mit der größten Gewissenhaftigkeit vorgegangen war. Denn bevor er den Frieden förmlich abschloß, ließ er zu Wien einen Gewissensrath darüber halten, der aus gelehrten Theologen bestand, und wozu er zwei Cardinäle, zwei Bischöfe, zwei Prälaten, zwei Domherren und aus jedem geistlichen Orden zwei Priester berufen ließ. Diesen legte er die Frage vor, ob man die geistlichen Güter mit gutem Gewissen noch länger in den Händen der Protestanten lassen könne. Hierüber mußten sie mehrere Wochen sich berathschlagen. Endlich stimmten sie für einen beschränkten Besitz auf gewisse Zeit; und hiernach erst ward der Prager Friede abgeschlossen.

Weil aber dennoch Rom und die meisten Katholiken den Kaiser beschuldigten, er habe den Protestanten zu viel eingeräumt, rechtfertigte er sich über den Prager Frieden in einem Schreiben an seinen Gesandten zu Rom, das zu öffentlicher Kunde kam, und zeigte den Katholiken die wesentlichen Vortheile, die sie dadurch gewannen. »Sollte aber, fügte er am Schlusse bei, dennoch Jemand bedauern, daß der heiligen Kirche nicht noch mehrere Vortheile verschafft wurden, so mag er seinen Unwillen an Dem-

jenigen auslassen, der dies verhinderte. Denn dieser Vorwurf trifft nicht uns, sondern den allerchristlichsten König, der sich nicht scheute, die Macht der Unkatholischen wider uns und die Ligue aufzuhetzen, zu ihrer Unterstützung einen auswärtigen König herbei zu rufen, mit demselben in ein Bündniß zu treten, und die Macht beider Theile zu fördern und zu stärken; ja selbst unsre und des deutschen Reiches Länder ohne Ursache und wider sein gegebenes Wort anzufallen, und sogar die Katholiken von uns abwendig zu machen und wider uns in Waffen zu bringen.«

Indessen nahm bald ganz Deutschland die Gabe des Friedens dankbar an; nur war und blieb der, nach Gold und Ländern unersättlich geitzende Oxenstierna gegen den Churfürsten von Sachsen erbittert. Es entspann sich eine lange Correspondenz zwischen ihm und diesem Fürsten, die am Ende dahin auslief, den Schweden drittehalb Millionen Meißnischer Gulden als Entschädigung zu geben; wofür sie die occupirten deutschen Plätze ungesäumt heraus geben sollten. Doch Oxenstierna, — wiewohl die Schweden den Krieg wider die Deutschen meist mit deutschem Gelde und französischen Subsidien, ja auch größtentheils mit deutschen Truppen geführt hatten, — bestand auf einer Entschädigung an Ländern, und außerdem auf einer Befriedigung der schwedischen Militz an barem Gelde; worauf es denn bald zwischen Sachsen und Schweden zu den Waffen kam. Richelieu, der weniger seinem Priesterrock als dem Cabinet seines Herrn Ehre machte, und nichts Wich-

tigeres zu thun fand als das Feuer des Krieges fortwährend zu schüren, erneuerte, — da nun Oxenstierna selbst, nach Frankreich sich begab, — das Bündniß mit Schweden wider das Haus Österreich; und dazu fand sich denn außer der Wegnahme Philippsburgs noch eine andere Veranlassung.

Den Kaiser und die Churfürsten hatte das Betragen des Churfürsten von Trier entrüstet, der unter dem Vorwand der Neutralität, sich Frankreich in die Arme geworfen und seine Festungen den französischen Truppen eingeräumt hatte. Sie beschlossen diesem feindseligen Betragen nach Gebühr zu begegnen; der Gouverneur von Luxenburg erhielt den Auftrag, den Churfürsten gefangen zu nehmen. Er rückte daher (26. März 1635) mit einem Corps spanischer Truppen gegen die Stadt Trier, überfiel dieselbe, ließ die französische Besatzung zum Theil niederhauen, und führte den Churfürsten gefangen mit sich nach Brüssel, von wo er nach Gent, und endlich nach Wien abgeführt wurde. Diesem zu Folge ließ Frankreich der Krone Spanien durch einen Herold den Krieg ankündigen und brach förmlich mit dem Kaiser, den es bis dahin nur heimlich und mittelbar bekriegt hatte. Aber das französische, mit dem Prinzen von Oranien vereinigte, 50,000 Mann starke Heer verrichtete eben keine sonderliche Heldenthaten in den spanischen Niederlanden. Nach einer fruchtlosen Bewegung gegen Brüssel, zog dies furchtbare Heer gegen Löwen, wo es ebenfalls wieder abziehen mußte; und aus Mangel an Proviant, für den nicht

gesorgt war, schmolz diese Armee durch Krankheiten bis auf ein kleines Corps zusammen. Dagegen eroberten die Spanier die Schenckenschanze und bahnten sich dadurch den Weg in das Innerste von Holland, das dadurch erschüttert ward.

Eben so wenig richtete der Cardinal Lavalette und der Herzog Bernard aus, der sich am Rhein mit ihm vereinigte. Zwar eroberten sie im folgenden Feldzuge (1636) Elsaß-Zabern; dafür aber setzte Gallas bei Breisach über den Rhein, drang tief in die Franche-Comté ein, und nöthigte den Prinzen von Condé, die Belagerung von Dole aufzugeben; indeß die Spanier von den Niederlanden aus in die Picardie einfielen, la Chapelle, Catelet und Corbie wegnahmen, und der tapfere General Johann von Werth in die Nähe von Paris streifte und Schrecken durch ganz Frankreich verbreitete.

Während dessen vertrieb auch Sachsen die Schweden aus dem Erzstift Magdeburg, und der schwedische General Banner mußte sich in das Hildesheimische, ins Braunschweigische und endlich sogar bis nach Pommern zurück ziehen. — Um aber den Schweden die Hände frei zu machen, leistete Frankreich ihnen den wichtigen Dienst, durch die geschickten Unterhandlungen des Grafen von Avaux den bisherigen Waffenstillstand zwischen ihnen und Pohlen, der so eben zu Ende ging, zu Stumsdorf in Preußen auf 26 Jahre zu verlängern; wobei Schweden dem polnischen Preußen entsagte, das Gustav Adolph durch so viele Gefahren und Blut erkauft hatte, und das der Kro-

ne Schweden für die Beherrschung des baltischen Meeres so wichtig war; die aber dagegen im Besitze von Liefland verblieb. Auf solche Weise wurde Oxenstierna von der Besorgniß eines neuen Krieges befreit; den er mit dem deutschen Kriege zugleich nicht hätte führen können; und konnte nun die Truppen, die er im polnischen Preußen stehen hatte, nach Deutschland ziehen.

Dies gab dem Kriege plötzlich eine andere Wendung; der sächsische General Baudiß wurde (22. Oct. 1635) bei Dömitz an der Elbe geschlagen, als er eben dieser Stadt sich bemächtigen wollte. Mit abwechselndem Glücke schlugen sich nun die Kaiserlich-sächsischen mit dem schwedischen Heere, und beide verheerten auf die grausamste Weise die Länder, welche sie als Sieger eroberten, bis endlich (24. Sept. 1636) Banner, nachdem er den General Wrangel an sich gezogen, die kaiserlich-sächsische Armee unter dem General Grafen von Hatzfeld bei Witstock auf das Haupt schlug; als die Kaiserlichen und Sachsen beinahe schon ganz Niedersachsen erobert hatten, und ernstlich gesonnen waren, die Schweden über die Ostsee heimzujagen.

Dieser glänzende Sieg erhob den Muth der Schweden neuerdings, und der Friede schien entfernter als je; da sie ihre Forderungen so hoch als möglich spannten. Nichts desto weniger arbeiteten der Kaiser, Spanien, Dänemark und selbst der Papst Urban VIII. eifrig an dem Friedenswerke; auch wurden deßfalls Convente zu Lübeck und zu Köln

angesagt; aber vier Jahre vergingen, ehe die Friedensverhandlungen eigentlich anfingen, und der Friede blieb Ferdinand dem Dritten, und auch ihm erst nach eilfjährigem, hartnäckigem Kriege vorbehalten.

Während dieser Vorarbeiten zum Frieden ließ der Kaiser durch den Churfürsten Anselm Casimir von Mainz einen Churfürstentag nach Regensburg ausschreiben (7. Juni 1636) auf welchem er in eigener Person erschien, den Churfürsten die schwere Gefahr vor Augen stellte, in welche das Reich unvermeidlich gerathen würde, wenn es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und den bedenklichen Absichten und Ränken der auswärtigen Mächte zu einem Interregnum kommen sollte. Es war nicht schwer, ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen, noch bei seinen Lebzeiten die Wahl eines Nachfolgers im Römischen Reiche vorzunehmen; besonders da man in den Papieren des gefangenen Churfürsten von Trier die Absichten des französischen Hofes auf die deutsche Kaiserkrone klar entdeckt hatte. Der Kaiser schlug ihnen nun seinen erstgeborenen Sohn Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, zu seinem Nachfolger vor, und empfahl ihnen denselben als einen Prinzen, der nicht nur alle erforderlichen Eigenschaften dazu besitze, sondern auch durch seine persönliche Tapferkeit und Weisheit das Vertrauen der Churfürsten selbst bereits erworben habe. Chursachsen setzte einige Bedingnisse, auf welche im Allgemeinen geantwortet wurde. Was den Churfürsten von Trier betraf, der noch immer ge-

fänglich gehalten wurde, glaubten die Churfürsten ihn von Rechtswegen von dem Wahlconvent auszuschließen, »da er mit seinem Votum, das er bei dieser Wahl ausländischen Potentaten zu geben gesonnen war, zur Unzeit und außerhalb des Churfürstencollegiums sich herausgelassen, folglich gegen Kaiser und Reich so wie gegen die goldene Bulle und den Churverein sich wenigstens in so weit vergangen habe, daß er zu einer ordentlichen Exculpation verpflichtet sei, und den Ausgang des Processes zu erwarten habe, während welches die Wahl nicht könne verschoben werden.«

Nachdem endlich auch Sachsen nachgegeben, schritten die Churfürsten zur Wahl und erklärten (22. Decemb. 1636) den kaiserlichen Prinzen Ferdinand III. König von Ungarn und Böhmen, zum römischen König, welcher dann auch am achten Tage hernach, ebenfalls zu Regensburg feierlich gekrönt wurde.

Nicht lange überlebte der Kaiser diese Erfüllung seines Lieblingswunsches. Schon zu Regensburg verfiel er in so große Schwäche, daß dieser bedenkliche Umstand die neue Königswahl nicht wenig beschleunigte. Krank verließ er Regensburg, übergab die noch unbeendigten Reichsgeschäfte dem neugekrönten Könige und begab sich nach Wien, wo er nach 7 Wochen in 59sten Jahre seines Alters (5. Februar 1637) seinen Geist mit seltener Ergebung und lebendiger Hoffnung und Liebe in die Hände seines Schöpfers übergab.

»Ferdinand, sagt Hormayr, war von ansehnlicher Person, mehr hager als fett; seine Züge spitzig, das Gesicht vielmehr spanisch als deutsch, die Farbe bräunlich, die Augen blau, die Haare blond, die Lippen etwas aufgeworfen. Seine Manieren waren groß und gut, im Umgang herzlich; sein Anstand, wenn er in seiner Herrscherpracht auftreten mußte, wahrhaft kaiserlich.« So viel von seinem Äußern.

Von seinem Innern spricht ein protestantischer Schriftsteller: »Seine Herzensgüte war unverkennbar, seine Gradheit und Aufrichtigkeit liebenswürdig, seine Leutseligkeit natürlich und anziehend, sein Vertrauen auf Gott fest und unerschütterlich in allen Widerwärtigkeiten, seine Sitten und sein Lebenswandel streng und untadelhaft. In Staatssachen besaß er große Einsichten.« Deßgleichen sprechen auch andere protestantische Schriftsteller von ihm; nur können sie ihm seine treue Anhänglichkeit an die Kirche und seinen Eifer für den katholischen Glauben nicht vergeben; die, ihrer Meinung nach, ihn zu den größten Ungerechtigkeiten verleiteten.

Wir fügen diesen Schilderungen nichts bei, weil in dem folgenden Buche von seinen Tugenden, das sein Beichtvater und Freund, P. Lamormaini schrieb, seine reine, fromme Seele, sein edel-großes Herz und wahrhaft kaiserliches Gemüth wie in einem getreuen Spiegel sich selbst schildert. Sahen wir im Verlauf dieser Geschichte ihn nur als Kaiser, und nicht selten in tiefem Hintergrunde, so tritt er selbst uns hier freundlich in seinem Hausornat als ein großer,

höchst edler Mensch und als ein heiliger Christ entgegen, dessen fürwahr heroische Tugenden sowohl dem höchsten Monarchen als dem letzten seiner Unterthanen als eine wundersame, vollendete Lebensregel zur Nachahmung für alle Zeiten liebreich zuwinken.

Ferdinands II.

christliche und heroische Tugenden.

Viertes Buch

Ferdinands II.

christliche und heroische Tugenden.

1.

Sein Glaube und Eifer für die katholische Religion.

Der wahre Glaube an Gott ist die Grundveste und der Ursprung des ganzen christlichen Lebens; ohne denselben ist es, wie der Apostel bezeugt, nicht möglich, Gott zu gefallen. Diese Tugend besaß Ferdinand auf ganz vollkommne Weise. Ja es leuchtete dieselbe nicht nur in seinem Gemüthe, sondern sie leuchtete aus allen seinen Werken hervor. Unter einer so großen Anzahl akatholischer Fürsten und Großen, mit welchen er verkehren mußte, und mitten unter dem so großen Starrsinn derselben, beschlich ihn auch niemals auch nur der geringste Zweifel oder irgend eine Versuchung gegen die Wahrheit der katholischen Religion. Er sah, daß nicht Wenige, die das Volk als verständige Menschen betrachtete, sich lieber entschlossen, Habe und Gut zu verkaufen und das Land zu räumen, als den katholischen Glauben anzunehmen; und dennoch ließ er sich niemals weder durch das Ansehen

noch durch die Meinung derselben im mindesten bewegen. Vielmehr ließ er sich, eben zu jener Zeit, wo sie ihren Haß gegen die katholische Religion dem eigenen Nutzen und dem Vaterlande vorzogen, sehr oft öffentlich verlauten, er sei dagegen bereit, für jeden Artikel des römisch katholischen Glaubens, die Marter, ja sogar den Tod zu erleiden.

Aus diesem festen und lebendigen Glauben an Gott, kraft welches sein Gemüth Gott und den göttlichen Geheimnissen anhing, ging jener glühende Eifer hervor, die katholische Religion zu beschützen und zu verbreiten, worin er selbst die frömmsten Kaiser und die berühmtesten seiner Vorfahren wo nicht übertraf, doch gewiß erreichte; und seinen Nachkommen ein würdiges Beispiel zur Nachahmung hinterließ. Im zwanzigsten Jahre seines Alters legte er, bevor er die Regierung antrat, (wie anderswo erinnert ward;) zu Loretto in Italien, vor der allerseligsten Jungfrau, Gott, dem Allmächtigen das Gelübde ab, sogar mit Gefahr seines Lebens alle Secten und Lehrer derselben aus Steyermark, Kärnthen und Krain zu vertreiben. In seinem drei und vierzigsten Jahre, wo er bereits König von Ungarn und Böhmen, und Kaiser war, gelobte er deßgleichen zu Maria-Zell in Steyermark, wo die jungfräuliche Mutter des Herrn mit besonderer Andacht verehrt wird, heilig und getreu, das Nämliche auch in Böhmen und den, damit vereinten Provinzen zu thun. Endlich that er auch etwa acht Jahre vor seinem Tode das Gelübde, keine Gelegenheit zu versäumen, die Gott ihm vermitteln

würde, den katholischen Glauben durch erlaubte und ehrbare Mittel in Ungarn zu verbreiten, das vor Zeiten als ein so katholisches und so frommes Land unter dem Schutz der allerseligsten Jungfrau so mächtig und so glücklich gewesen war. Auch ermahnte und vermochte er Einen aus seinen vornehmsten Räthen, dessen er sich am meisten zu bedienen pflegte, dahin, daß er sich ebenfalls verlobte, auf derlei Gelegenheiten ein wachsames Auge zu haben, und dem Eifer des Kaisers nach ganzem Vermögen mitzuwirken.

Und diese Gelübde für die Wiederherstellung der katholischen Religion erfüllte er mit nicht geringerem Eifer als er solche abgelegt hatte. Denn erstens reinigte er, wie wir anderswo sahen, Steyermark, Kärnthen und Krain von der fremden Irrlehre. Dann verwies er aus dem Königreich Böhmen, aus Mähren und aus Unter- und Oberösterreich alle protestantischen Prediger, und setzte statt derselben katholische Priester, und zwar zu so großem Gewinn der Seelen ein, daß Viele nicht ohne Grund behaupten, er habe durch seinen Eifer und seine Verwendung Millionen Seelen in den Schooß und in den Schafstall der katholischen Kirche zurückgebracht; so daß man Ferdinand mit Fug und Recht einen Apostel dieser Länder und einen wahrhaft apostolischen Kaiser nennen könne. In Ungarn und Schlesien legte er zur Wiederherstellung des katholischen Glaubens die Grundvesten, auf welche heut zu Tage (1638) Ferdinand III. ein würdiger Nachfolger der väterlichen Frömmigkeit eifrig fortbaut.

Dieser Eifer, die Religion wiederherzustellen, ging bei ihm so weit, daß er den Schutz und die Verbreitung des katholischen Glaubens, allen übrigen Dingen vorzog. Oft bezeugte er sowohl schriftlich als mündlich, lieber und eher wolle er auf seine Königreiche und Länder verzichten, als wissentlich eine Gelegenheit versäumen, den wahren Glauben zu fördern. Ja lieber wolle er sein Leben nur durch Wasser und Brot erhalten, — lieber einen Stecken in der Hand, mit Weib und Kindern ins Elend wandern, — lieber sein Brot vor den Thüren betteln, — lieber in Stücke sich zerreißen lassen, als die Beleidigungen länger dulden, die Gott und seiner Kirche in seinen, ihm anvertrauten Ländern von den Heräikern zugefügt werden.

Nachdem die protestantischen Prediger aus Steyermark vertrieben waren, unterfing sich ein Landschafts-Sekretär, sei es aus Muthwillen, oder auf die Bitten und Verheißungen der protestantischen Herren und Landleute, jeden Sonntag im Landhause zu Grätz, den Anwesenden eine lutherische Predigt vorzulesen; und auf solche Weise die Zuhörer, deren Viele aus dem Adel zugegen waren, in dem Irrthum zu bestätigen. Sobald Ferdinand dies erfuhr, gab er alsbald seinen Leibtrabanten Befehl, Wache vor dem Landhause zu halten, und Denjenigen, die in dieser Absicht dahin kämen, den Eintritt zu verwehren. Denkwürdig auch sind die Worte, die er diesem Verbot beifügte; lieber wolle er todt seyn, als, nach so vielen ernstlichen Verboten, seinen Unterthanen

diese öffentliche Übung, wie gering immer dieselbe scheine, vor seinen Augen erlauben.

Es wurden einst in Schlesien mit einigen protestantischen Fürsten Friedenstractate verhandelt, und es hieß, der Herzog von Friedland, damals kaiserlicher Feldmarschall, bemühe sich eifrig um das Zustandekommen derselben. Ferdinand, dem die Wiederherstellung des Friedens und der öffentlichen Ruhe sehr am Herzen lag, förderte dies Geschäft selbst durch seine Gesandten. Indessen bemerkten Einige dem Kaiser, weder meine der Herzog es treu und aufrichtig, noch werde auch dieser Friede der katholischen Religion zum Nutzen gereichen. Kaum hatte der gottesfürchtige und für die Beschirmung der katholischen Religion eifernde Kaiser dies vernommen, so sank er alsbald auf die Knie und flehte zur allerseligsten Jungfrau, im Falle dieser Friede ihr und ihrem göttlichen Sohne mißfiele und für den katholischen Glauben nachtheilig wäre, möchte sie denselben abwenden und zerstören, ob auch die Mittel den Krieg fortzuführen, noch so schwer, und solcher auch sonst beschwerlich seyn würde.

Nicht leicht ist die Freude auszusprechen, die sein Herz empfand, wenn er erfuhr, daß irgend Einer aus den angesehenen Herren und Landständen der Lehre des Protestantismus entsagt hatte und in den Schooß der wahren Kirche zurückgekehrt war. Er war nicht nur selbst beflissen, die Großen des Reiches zu dem wahren Glauben anzuziehen und ihnen fähige Geistliche zum Unterricht zuzuweisen; sondern er

pflegte auch solche Lehrer zu sich zu berufen, sie auf die Sinnesart, die Ansichten, und sonstigen Eigenschaften derselben aufmerksam zu machen, und ihnen den Weg zu zeigen, sie zur Wahrheit des Glaubens zu führen. Waren sie aber zur Kirche Gottes zurückgekehrt, dann empfing er sie mit großer und herzlicher Freude. Ich will hier aus vielen Worten nur wenige anführen, die der Kaiser im Jahr 1623 von Prag aus in einem eigenhändigen Handbillet an den Freiherrn Rudolph von Tieffenbach, einen trefflichen Kriegesobersten erließ, der zu dem katholischen Glauben zurückgekehrt war und damals zu Wien sich aufhielt. »Ich wollte, sprach er, ihm Glück wünschend, den Scheitel eures Hauptes küssen, wenn ich bei Euch wäre!

Kaum könnte ich Ferdinands lebendigen Glauben und seinen Eifer für die Religion bündiger als durch die Abschrift eines Theiles des Codizilles bezeugen, das er seinem Testamente beifügte, und in welchem er seinen Erben und seine Nachkommen mit folgenden Worten nicht sowohl anredet als beschwört: »Ob auch Wir, Kaiser Ferdinand II., von dringenden Ursachen bewogen, unser Testament und unsern letzten Willen bereits aufsetzen ließen, so hat Uns dennoch die Ehre unsres Gottes, unsres allerhöchsten Wohlthäters und liebreichsten Vaters angetrieben, unsern Universal-Erben und geliebten Sohn Ferdinand Ernest, und nach ihm alle unsre künftigen Nachfolger, durch dies neue Codicill abermal väterlich und inbrünstig zu ermahnen, daß sie es sich vor

allen Dingen angelegen seyn lassen, unsre, ihnen hinterlassenen Lande und Völker, bei unserm wahren, apostolischen, römischen Glauben zu erhalten, in welchem allein das Heil ist; und alle Secten und falschen und verkehrten Lehren, so wie Alles was denselben Eingang, Ursache und Gelegenheit geben kann, ernstlich und mit allem Fleiße und aller Mühe abzuwenden und zu verhindern.« — Dies und manches Andere erinnert Ferdinand in jenem Codizill. Hieraus läßt sich schließen, von welchem Eifer er glühte, den wahren Glauben zu verbreiten und zu beschirmen, da dies nicht nur seine Hauptsorge war, so lange er lebte, sondern auch sein letzter Wille, den er sterbend seinen Erben zu erfüllen empfahl. ....

2.

Seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Gott.

Wenn Gott unserm Ferdinand je, wie man sprichwörtlich zu sagen pflegt, eine Tugend mit vollen Händen gespendet hat, so war es gewiß die Hoffnung und das Vertrauen auf seine Güte. Auf Gottes Güte und auf das kostbare Blut und die Verdienste unsres göttlichen Heilandes gestützt, war er jederzeit ernstlich beflissen, das Heil seiner Seele zu erwirken, und voll der trostreichen Hoffnung, von dem gerechten Richter und Vater der Erbarmungen die Krone zu erlangen, die Denjenigen gegeben wird,

die rechtmäßig gestritten haben. Nie hat ihn etwas betroffen, wie schwer und wichtig immer es seyn mochte, daß er nicht auf Gottes Beistand gehofft hätte. Darum auch nahm er in allen, sowohl großen als kleinen und mittelmäßigen Dingen, seine Zuflucht zu Gott, zur Mutter Gottes und zu seinen heiligen Patronen. Denn dies war sein beständiger Gebrauch, daß er, irgend ein Vorhaben auszuführen, zwar alle menschlichen Mittel mit größter Sorgfalt anwendete, vor allen Dingen aber das Werk Gott, dem Herrn empfahl, und besonders von Ihm den glücklichen Ausgang desselben hoffte und erwartete.

Es würde zu weit führen, wenn wir diese, ihm so gewöhnliche Übung mit allen Beispielen darthun und bekräftigen wollten; weil wir derselben mehr anführen müßten als die Kürze erlaubt, die wir uns vorgeschrieben. Im Jahr 1619 hatte Graf Heinrich Mathias Thurn, nachdem er im Monat Junius über die Donau gesetzt, das Kriegesvolk der rebellischen Böhmen vor Wien, ja sogar in die Vorstädte gelegt; und da nicht wenige der Inwohner mit diesem Grafen Thurn in heimlichem Einvernehmen waren, befand Ferdinand sich in äußerster Gefahr. Zur nämlichen Zeit kam Pater Bartholomäus Willer, Priester der Gesellschaft Jesu, nach Hof, der damals König Ferdinands Beichtvater war, und ersuchte den ersten Kammerherrn, ihn bei Seiner Majestät anzusagen. Indem nun dieser Herr die Thür des königlichen Zimmers leise öffnete, sah er, (ein wunderba-

rer Anblick fürwahr!) den König auf seinem Angesicht vor einem Cruzifix auf der Erde liegen. Betroffen über diesen Anblick, heißt er den Pater, dem er denselben entdeckte oder zeigte, wenige Augenblicke verziehen. Doch nicht lange, und er ward vorgelassen, und es redete ihn der König mit folgenden Worten an: »Pater, in den Gefahren, die mich von Außen und von Innen bedrohen, erwog ich die feindlichen Bemühungen in den Vorstädten und die arglistigen Ränke der Protestanten in der Stadt, die mir genau bekannt sind. Da ich nun sah, daß ich in dieser so schweren gegenwärtigen Bedrängniß von den Menschen keine Hilfe zu erwarten habe, nahm ich, wie ich gewöhnlich zu thun pflege, meine Zuflucht zu Gott, warf mich vor dem Kreuze nieder, betete meinen Herrn an und sprach also zu Ihm: Herr, Jesu Christe, Du Erlöser des menschlichen Geschlechtes, der Du die Herzen durchschauest, Du weißt es, daß ich nicht meine, sondern einzig deine Ehre suche! Ist es Dir jedoch wohlgefällig, durch diese schwere Angst und die Bestrebungen meiner Feinde mich zu erniedrigen, zu Schanden zu machen und der Verachtung der Menschen mich preiszugeben, so weigere ich mich dessen nicht; es geschehe dein Wille; sieh, ich dein unwürdiger Knecht bin zu Allem willig und bereit! Kaum hatte ich dies Gebet vollendet, so fühlte ich mich voll guter Hoffnung. Gott hat mir eine wunderbare innerliche Ruhe des Herzens verliehen; und Er wird, wie ich sicher hoffe, alle Anstrengungen meiner Feinde vereiteln.«

Dies erzählte Ferdinand seinem Beichtvater; und wahrlich sein Vertrauen auf Gott hat ihn nicht getäuscht. Denn wie schon früher erzählt ward, erschien auf der Stelle eine solche Hilfe, wodurch des Feindes Macht und Anschläge vernichtet, und die Herzen aller Guten gestärkt und aufgerichtet wurden. Ich weiß zwar wohl, daß Viele sowohl heimlich als öffentlich erzählten, Christus habe einst von dem Cruzifix zu Ferdinand gesprochen und ihn heißen guten Muthes seyn. Hierzu aber kann ich weder Ja noch Nein sagen. Ist es wahr, wie es denn Viele behaupten, so hat Ferdinands Bescheidenheit und Demuth dies, so wie vielleicht noch viele andern Dinge dieser Art, so sehr nur möglich geheim gehalten. Doch kehren wir wieder zu seinem Gottvertrauen zurück.

Zur Zeit, wo Ferdinanden die Anschläge und Absichten des Herzogs von Friedland zu Ohren kamen, ward er über dies abscheuliche Verbrechen bis ins Innerste ergriffen; da er jedoch alle seine Hoffnung auf Gott gesetzt hatte, war es sein Erstes, den göttlichen Beistand anzuflehen. Ohne die Ursache anzugeben, ließ er in allen Klöstern fromme Gebete verrichten und gelobte aus göttlicher Eingebung, für das Noviziat der Gesellschaft Jesu bei St. Anna zu Wien eine Summe zu spenden, die zu einer vollkommnen Stiftung genügte. Bald hierauf hegte er eine so große Hoffnung für den glücklichen Ausgang dieser Sache, daß er den folgenden Tag, als sein Beichtvater bei ihm eintrat, gleichsam des göttlichen Beistandes versichert, ihn also anredete: »Es erin-

nere mich der Pater zur gehörigen Zeit, daß ich mein Gelübde löse; denn gestern gelobte ich das Probehaus zu St. Anna zu stiften, wofern ich dieser Gefahr entkomme; ich hoffe aber derselben bald zu entkommen!«

Es ward einst berichtet, mehrere Könige, Fürsten und Stände hätten einen gemeinsamen Bund zu seinem Untergang geschlossen. Dies erzählte er selbst kurz hernach Einem seiner Vertrauten und schloß die Mittheilung mit den Worten: »Sie mögen thun was sie wollen; ich hoffe zu Gott, daß ihr ganzer Bund durch seine Hilfe, wie das Salz im Wasser sich auflösen wird.«

Während der Kaiser zu Regensburg war, wurden Briefe dahin gebracht, worin es mit voller Gewißheit hieß, der König von England werde sich mit aller Macht wider ihn zum Kriege rüsten. Als nun Ferdinand diese Briefe gelesen, und Derjenige, der sie ihm zu lesen gegeben hatte, ihn fragte: Was wird nun wohl geschehen? — antwortete Er: »Es ist ein Gott im Himmel!« — Ob er aber auch diese Worte in ähnlichen Gelegenheiten öfters anzuwenden pflegte, so scheint es doch, als habe er von der Hoffnung auf den göttlichen Schutz nie vortrefflicher als zur Zeit gesprochen, wo er nach seiner Erwählung zum Kaiser von Frankfurt nach Grätz zurück kehrte. Denn als damals Einige über die Größe der Gefahren kleinmüthig wurden und in ihrer Verzagtheit sich verlauten ließen, es scheine beinahe unmöglich, ein Mittel zu ersinnen, weder der gegenwärtigen Gefahr zu

entfliehen, noch der künftigen zuvor zu kommen, antwortete Ferdinand mit majestätischem Ansehen und zugleich mit heiterer Freude: »Es hat wohl ehemals ähnliche, ja auch noch schwerere Drangsale gegeben; und dennoch wissen wir, daß es Gott nicht an Mitteln gefehlt hat, die bösen Anschläge und Ränke der Menschen zu nichte zu machen; wodurch Er seine Kirche und seine Diener beschützte. Nun aber ward in unsern Tagen weder Gottes Macht vermindert, noch auch sein guter Wille geschwächt. Er sitzt noch heute auf seinem Thron wie ehemals, und ist noch eben so mächtig und eben so gütig. Ich hoffe von Tag zu Tage Besseres.«

Von diesem Gottvertrauen des Kaisers hatten der Adel, das Militär und die Bürgerschaft Eine und dieselbe Meinung: Alle sagten, dasselbe sei tief in Gott und seinen Heiligen gegründet; und Ferdinand vertraue so fest auf Gott, daß er es verdiene, den göttlichen Schutz zu erfahren, so oft er denselben anrufe. Nicht selten, wenn der Kaiser ein besonderes Werk der Andacht öffentlich verrichtet hatte, pflegten Viele zu sagen: heute habe der Kaiser wieder einige Tausende seiner Feinde in die Flucht geschlagen.

3.

Von seiner Liebe zu Gott.

Durch seine beständige Betrachtung der Majestät Gottes und göttlicher Dinge (worüber wir zu

seiner Zeit sprechen werden.) gelangte Ferdinand zur Erkenntniß, daß dies allerhöchste Gut der feurigsten Liebe würdig sei, wie solche einem Seraph, um nicht zu sagen, einem Sterblichen nur immer möglich wäre. Diesem Lichte, in welchem er Gott als den Urquell alles Guten erkannte, war er auch jederzeit beflissen, seine Liebe gleichzubilden; weßhalb er täglich sich selbst auf dem Altar seines Herzens in den Flammen der göttlichen Liebe zu entzünden pflegte, ein annehmliches Brandopfer für Gott zu werden.

Nach der allgemeinen Weise der Liebenden, welche die Ehre und Erhöhung der geliebten Person nach ihrem ganzen Vermögen zu fördern pflegen, strebte auch Ferdinand aus ganzer Kraft, die Verherrlichung, Ehre und den heiligen Namen Gottes auf Erden zu verbreiten. Sehr denkwürdig ist was er deßfalls oft und vielmals sagte; die Ehre Gottes liege ihm dermaßen an, daß er, wenn er erkännte, er könne die Ehre Gottes durch seine eigene Verminderung vermehren, nicht säumen würde, von seinem kaiserlichen Throne herabzusteigen, seine Kronen und Zepter nieder zu legen, ein ärmliches Leben zu führen, ja den Bettelstab zu ergreifen, und sogar den schmählichsten und schmerzlichsten Tod zu erleiden. — Wenn er Andere um ihr Gebet ersuchte verlangte er nicht, wie die menschliche Begierde gewöhnlich pflegt, Dieses oder Jenes von Gott zu erlangen; sondern dies Einzige, daß Jenes geschehen möchte, wodurch Gottes Ehre bei den Menschen befördert würde.

Immer verabscheute er Alles, wodurch er wußte, daß Gott beleidigt werden konnte; zumal aber hütete er sich vor der Sünde, besonders vor der tödlichen Schuld, wie vor dem größten aller Übel. Ja er haßte die Laster, durch welche die göttliche Majestät beleidiget wird, nicht nur an sich selbst, sondern auch an Andern. Noch bestehen viele seiner Verordnungen wider Gotteslästerungen, Meineide, Sacrilegien und Ehebrüche, die nicht sowohl Mandate, als vielmehr Beweise seiner feurigsten Gottesliebe sind. Alle die seinen Wandel mit einiger Aufmerksamkeit ins Auge faßten, haben bemerkt, daß er betrübt und bis ins Innerste ergriffen ward, so oft er hörte, daß der Name Gottes von irgend Jemand unehrerbietig oder zur Schmach genannt wurde. Hierher gehört auch, daß dieser sonst so sanftmüthige Fürst die Laster am schwersten bestrafte, die ins besondere die Ehre Gottes beeinträchtigten.

Wir wollen hier noch den dritten Beweis seiner ausnehmenden Gottesliebe anführen. Nichts gewährte ihm größere Freude als Etwas wodurch seinem Gott gedient, oder Er verehrt wurde. Wenn er sah oder hörte, daß die Kirchen fleißig besucht, die heiligen Sacramente empfangen, die Predigten von einer zahlreichen Menge angehört, besonders aber daß das göttliche Altarssacrament dort verehrt und angebetet wurde, wo früher die Ketzerei dasselbe verachtet hatte, dann frohlockte er und feierte Siegesfeste. Als er im Jahr 1630 und dann abermal im Jahr 1636 nach Regensburg zu dem Reichstag reisete,

hielt er sich das erste Mal zu Steyer und zu Wels, das andere Mal aber zu Ens und zu Linz in Oberösterreich auf, um den Processionen beiwohnen zu können, in welchen die ganze Frohnleichnams-Octav hindurch der Gottmensch im hochwürdigsten Altarssacramente umhergetragen wird. Bei diesen Processionen fand sich ein zahlreiches Volk aus ganz Oberösterreich, und zwar mit großer Andacht ein. Diese Volksmenge und ihre Frömmigkeit waren dem Kaiser eine liebliche Augenweide; und nachdem seine Blicke einige Zeit auf derselben geruht hatten, sprach er zu einem, ihm nahe stehenden vertrauten Priester: »Was glaubet ihr, Pater, welche große und herzliche Freude ich empfinde, hier, an diesem Orte, (es war zu Linz,) wo man vor noch nicht gar langer Zeit, so giftig und so gottlos von den Kanzeln gegen das hochwürdige und hochheilige Altarssacrament geschrien hat, woraus wie aus einem Quell, ein Irrthum nach dem andern, so wie auch eine Rebellion nach der andern entsprang, nun vor meinem Tode, sehe, daß eine so große Menge Volkes, der Adel und die Bürgerschaft diesen Processionen beiwohnen, und vor meinen Augen Gott im Sacramente die gebührende Ehre geben? Wahrlich, dies ist mir eine Freude über alle Freuden, und ist meinem Herzen so wonnig, daß ich der Thränen mich nicht erwehren kann.« — Und dies sprach Kaiser Ferdinand mit so innig zarter Andacht des Herzens, der Augen und des Mundes, daß der Priester selbst, mit welchem er sprach, der Thränen sich kaum erwehren konnte.

Wiewohl er verlangte, Gott für jede Wohlthat dankbar zu seyn, so war er dennoch ins besondere jedes Jahr an seinem Geburtstage beflissen, dies inbrünstiger zu thun. Mit großer Herzensandacht betete er Ihn an und dankte Ihm, dem Urheber alles Lebens, daß er dieses Jahr hindurch das Leben ihm gefristet habe; und, auch im Werke sich einiger Maßen dankbar zu erzeigen, opferte er denselben Tag während der Messe so viele Thaler als er Lebensjahre zählte. Sehr gnädig und freundlich und mit besonderm Wohlgefallen empfing er an diesem Tage die Ordenspersonen, die in ihrem und ihrer Brüder Namen ihm ein Verzeichniß der Gebete und guten Werke überreichten, durch welche sie Gott dankten, daß er den Kaiser erhalten habe; und um seine fernere Erhaltung Ihn anflehten. »Es ist mir besonders lieb, sprach er, Leute zu haben, die mir Gott danken helfen, dem ich so Vieles schuldig bin, und so wenig leisten kann.«

4.

Von seinem oftmaligen Zutritt zu den heiligen Sacramenten, und seiner besondern Verehrung gegen das hochwürdigste Altarssacrament.

Immer betrachtete Er die Sacramente als übervolle Quellen, aus welchen den Menschen himmlische Güter zufließen; und da er ein überaus großes Verlangen nach der göttlichen Gnade hatte, nahte

er sich oftmals diesen heiligen Quellen. Wiewohl es seine lobwürdige Gewohnheit war, fünfzig Mal im Jahre zur heiligen Beicht und Communion zu gehen, so that er dies dennoch ins besondere an allen vorzüglichen Festtagen des Herrn, der allerseligsten Jungfrau, der Apostel und derjenigen Heiligen, die er zu seinen Patronen erwählt hatte; so wie auch zu besondern heiligen Zeiten des Jahres, nämlich in der Faste und im Advent, wo er seine Seele durch die Beicht heilte und durch die Communion erquickte.

Zu beiden Sacramenten bereitete er sich sorgfältig und ernstlich; ohne dabei ängstlich zu seyn. Vor der Beicht überdachte er seine Sünden in Bitterkeit seines Herzens; und niemals trat er zur heiligen Beicht, bevor er nicht, (nach dem Gebrauche frommer Menschen) seine erlauchte Gemahlin, die Kaiserin Eleonore, wenn solche zugegen war, um Verzeihung gebeten, wofern er sie irgend durch Wort oder That betrübt hatte. Am Vorabend der heiligen Communion pflegte er bei dem Abendessen strenge Enthaltsamkeit zu beobachten; wofern es nicht etwa gar ein gebotener Fasttag war. Zur Zeit aber, wo er das göttliche Altarssacrament empfing, sah man ihn in solcher Andacht, Inbrunst, Seufzern und Thränen, daß es schien, als ob seine, in Gottes Liebe entzündete Seele ihren Leib verlassen, und ihrem Erlöser entgegen gehen wollte. Da er im J. 1624 in der heil. Charwoche seiner Gewohnheit gemäß sich vorgenommen hatte, am grünen Donnerstage zu beichten und die heilige Communion öffentlich zu em-

pfangen, und ihm gesagt wurde, sein Beichtvater wäre abwesend, (was jedoch nur ein falsches Gerücht war,) fürchtete er, an seinem frommen Vorhaben verhindert zu werden. Es war aber seine Sehnsucht nach der heiligen Communion so feurig, daß er darüber anfing am ganzen Leibe in Schweiß auszubrechen. Noch rann der Schweiß, als sein Beichtvater eintrat, der auf des Kaisers Geheiß seine Hand ergriff, und das Wasser wahrnahm, das ein Anzeichen des Feuers war, welches Gott in seinem andächtigen Herzen entzündet hatte.

Gleichwie er aber diese beiden heiligen Sacramente oftmals und mit Andacht empfing, also unterließ er auch nicht, so viel an ihm lag, dahin zu wirken, daß auch Andere dieselben empfingen. Gern auch hob er die Kinder aus der Taufe, so oft er von den Großen, oder von den Dienern seines Hauses um diese Gnade angesprochen ward. War es ihm wichtiger Staatsgeschäfte wegen nicht möglich, selbst zu erscheinen, so wählte er einen angesehenen Herrn, der dies fromme Werk an seiner Statt verrichtete. Mit Lust auch führte er dem Bischof Solche zu, die das Sacrament der Firmung empfangen wollten, und band ihnen das Firmband mit der nämlichen Hand um, mit welcher er den Zepter trug. Als er diesen frommen Dienst dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg leistete, der kurz zuvor zur katholischen Religion sich bekehrt hatte, wurden beide zu einer solchen Andacht entzündet, daß weder der Eine noch der Andere der Thränen sich erwehren konnte.

Diese Stelle erfordert, daß ich hier zeige, wie die, dem ganzen erlauchten österreichischen Hause ganz eigene Andacht und Ehrfurcht gegen das hochwürdigste Altarssacrament, Ferdinand dem Zweiten nicht nur nicht fremd, sondern auch ganz besonders eigenthümlich war. So oft die Zeit erschien, wo die christliche Andacht den Frohnleichnam Christi acht Tage hindurch auf besondere Weise anzubeten und zu verehren pflegt, fehlte Ferdinand niemals bei den Processionen. Zu Fuße, mit entblößtem Haupte, nur einen einfachen Kranz von Rosen um die Schläfe, und mit einem Windlicht in der Hand, diente er jedes Jahr seinem Herrn in seinen Triumphzügen. Es begab sich einmal, da er die Fakel längere Zeit getragen, daß der Arm und die Hand ihm aufgeschwollen waren. Als er nun des andern Tages der Procession nichts desto minder beiwohnen wollte, wiewohl er den Arm in der Schlinge trug, sprach Einer aus den Großen zu ihm: »Eure Majestät werden heute sich enthalten müssen, das Windlicht zu tragen!« — Er aber antwortete hierauf: »Habe ich ja doch noch eine andere Hand, womit ich Gott dienen kann!«

Begegnete ihm, wenn er aus- oder nach Hause fuhr, ein Priester, der das hochwürdigste Gut etwa zu einem Kranken trug, so ahmte er das schöne Beispiel Rudolphs des Ersten nach, stieg augenblicklich aus dem Wagen, kniete selbst auf kothiger Erde nieder, betete seinen Heiland mit großer Ehrerbietung an, und begleitete dann den Priester zu Fuße, ob

solcher von der Kirche zu dem Kranken ging, oder von dem Kranken in die Kirche zurückkehrte. Als er einst zu Grätz auf solche Weise dem heiligsten Sacramente begegnete, begleitete er nicht nur den Priester in die Vorstadt, wohin er zu einem armen Mann eilte, sondern kam auch der Armuth des Kranken mit besonderer Freigebigkeit zu Hilfe.

Bei der so großen Aufwiegelung seiner Königreiche und Lande und bei so schweren Kriegen, wo ihm so vielfältige harte Drangsale zustießen, hatte er in allen diesen betrübten Ereignissen den beständigen Gebrauch, daß er zur Erflehung der göttlichen Hilfe eine öffentliche allgemeine Andacht zur Verehrung des göttlichen Sacramentes abhalten ließ. Sehr oft befahl er daher, dasselbe, bald in dieser, bald in jener Kirche auszusetzen und zu verehren. Und um Andern selbst mit seinem Beispiele vorzugehen, betete er oft zu ganzen Stunden in tiefster Demuth auf den Knien vor dem anzubetenden Sacramente. Jedes Jahr besuchte er das vierzigstündige Gebet, das drei Tage vor der Aschermittwoche in den Kirchen der Gesellschaft Jesu gehalten wird; und diente daselbst dem, unter den Brotsgestalten verschleierten Gott um so eifriger, als viele Andern zu derselben Zeit der sündlichen Lust um so freier sich ergaben.

Der heiligen Messe, jenem Opfer nämlich, bei welchem der allerhöchste und ewige Priester selbst sich opfert, wohnte er nicht nur mit reinem Herzen und mit großer Ehrfurcht bei; sondern er liebte es auch gar sehr, daß vorzüglich solche Priester dasselbe vor ihm

feierten, von welchem er erachtete, daß sie Gott durch ihre Frömmigkeit und Heiligkeit besonders wohlgefällig wären. Möchte man doch nie vergessen was ich nun schreibe. Ich weis nicht aus was für einer Ursache es sich einst ereignete, daß Keiner aus den Priestern zugegen war, die gewöhnlich Messe vor dem Kaiser lasen. Es sprach also Derjenige, dessen Amt dies war, den Kaplan des Ortes an, wo der Hof damals sich aufhielt, die Messe vor dem Kaiser zu lesen. Schon war derselbe mit den priesterlichen Gewanden angethan und wollte eben an den Altar treten, als der Kaiser den fremden Mann erblickte. Da fragte er ihn, ob er auch sein Gewissen durch die heilige Beicht gereiniget habe. Als nun der Priester verstummte, und durch sein Stillschweigen die Frage beantwortete, sprach der Kaiser: »Man sollte doch früher beichten!«

5.

Von seinem Gebet und der heiligen Lesung.

Die Übung des ämsigen Gebetes und der heiligen Lesung, worin Ferdinand ausgezeichnet war, sollte billig allen Fürsten zu einem Beispiel der Nachahmung dienen. Kein Mensch kann mit Fug und Recht glauben, überhäufte und wichtige Geschäfte entzögen ihm die Zeit zu beten und göttliche Dinge zu betrachten. Ferdinand, ob auch durch die Angelegenheiten des deutschen Reiches und seiner eigenen Kö-

nigreiche und vielen Provinzen in Anspruch genommen, und überdies durch die Sorgen so vielfältiger Kriege beschäftigt, war ein neuer David, der wohl sieben Mal des Tages, ja zuweilen auch öfter dem Lob Gottes abwartete.

Sobald er in der Frühe erwachte, begann er, nach Anrufung der allerheiligsten Dreieinigkeit, den Tag mit folgendem kurzen Gebet der Kirche: Per Signum Crucis † de inimicis nostris † libera nos Deus noster †. »Durch das Zeichen des Kreuzes, erlöse uns von unsern Feinden, o unser Gott!« Diesen Worten gab er eine kurze aber sehr kräftige Betrachtung bei, die in seinem lateinischen Gebetbüchlein gefunden ward, und also lautet: Durch das Zeichen des Kreuzes, † an welchem Christus Jesus, der Sohn Gottes und Mariä, wahrer Gott und wahrer Mensch, der Erlöser der Welt, in namenloser, unerfaßlicher Liebe gegen Gott und gegen uns Menschen, in Demuth, Sanftmuth, Geduld, Stärke, Standhaftigkeit und Armuth, zwischen zwei Mördern für uns gelitten hat und gestorben ist! Von unsern Feinden †, den, vom Glauben Abgefallenen und ihren Irrthümern, von der Welt und ihren Eitelkeiten, dem Fleische und seinen Begierlichkeiten, dem Teufel und seinem arglistigen Betrug, befreie uns, unser Gott †. Denn Du allein weißt und vermagst dies zu thun!

Alsbald er aufgestanden war und bevor er das Zimmer verließ, sich ankleiden zu lassen, brachte er täglich eine volle Stunde im Gebet und in frommer

Betrachtung vor einem kleinen Altare zu, der zu diesem Gebrauch in seinem Zimmer aufgerichtet war. Sein Gebet beschloß er mit sieben Vater unser und eben so vielen englischen Grüßen für den König, seinen Sohn, die er mit ausgespannten Armen vor dem Bildniß des heiligen Bekenners Ignatius sprach. Und hierauf küßte er fünf Mal die Erde, die fünf heiligen Wundmahle Christi zu verehren. Diese Übung behielt er die ganze Zeit seines Lebens standhaft bei; und zwar so sehr, daß er weder durch Reisen noch durch Unpäßlichkeiten sich davon abhalten ließ. Ich will dessen hier nur Ein Beispiel anführen: Als er im Jahr 1637 nach vollendetem Reichstage zu Regensburg nach Wien zurückkehrte, und denselben Tag unwohl und in betrübtem Zustande (wie alle wissen, die damals zugegen waren) zu Straubing ankam; schrieb er daselbst seinem Beichtvater, der durch eine Krankheit an das Bett gefesselt war, folgendes eigenhändige Billet: »Ehrwürdiger Pater in Christo! Bis dato habe ich jederzeit im Brauch gehabt, mein Gebet, ehe ich mich anlegte, eine Stunde lang zu verrichten; welches mir aber auf dieser Reise also fortzutreiben ziemlich schwer seyn würde, weil ich alle Tage um viere aufstehen müßte. Obwohl ich nun diesfalls einiges Gelübd nicht habe, nichts desto weniger begehre ich Ew. Ehrwürden Rath, ob ich nämlich in etwas dispensiren möge. Ich bin Gott Lob wohl auf. Straubing den 24. Januarii 1637.

Nachdem er auf solche Weise eine ganze Stunde mit dem Morgengebet zugebracht hatte und ange-

kleidet war, hörte er mit großer Andacht zwei heilige Messen nach einander. Nach der zweiten Messe betete er die lauretanische Litanei, die der Priester vorbetete; wofern nicht etwa solche am nämlichen Tage in der Kirche musikalisch abgesungen wurde; was gewöhnlich alle Sonn- und Feiertage und Sonnabende geschah. Im Verlauf des Tages entzog er sich den Geschäften und brachte abermal eine halbe Stunde im Gebet und in der Gewissenserforschung zu. Dies unterließ er nicht einmal auf der Jagd und Reiherbeitze; den während man auf das Wild oder auf den Reiher wartete, besprach er sich mit Gott und mit sich selbst.

Abends, bevor er sich zur Ruhe begab, verharrete er wenigstens eine halbe Stunde im Gebet und in der Gewissenserforschung, und bereitete sich zum Tode vor; nicht anders als ob er in derselben Nacht sterben sollte. In dieser Absicht auch fügte er noch ein Gebet zur allerseligsten Jungfrau und zu dem heiligen Schutzengel um einen seligen Tod, sammt dem Glaubensbekenntniß bei, das sich in dem siebenten Theil des Handbüchleins andächtiger Gebete von P. Petrus Ribadeneira befindet, welches er täglich und ämsig in den Händen hatte. Da er die letzten Jahre seines Lebens mit Katarrhen behaftet war und leichtlich einschlief, sah man ihn mehr als Einmal über eine Stunde mit dem Schlafe ringen, damit er sein Gebet vollbrächte. Und als die Kaiserin Eleonore ihm einmal zuredete, er möchte sich doch nicht so große Gewalt gegen den Schlaf anthun, antwortete

er: »Soll ich mich denn wie ein vernunftloses Thier schlafen legen?«

Außer seinen täglichen, mündlichen Gebeten, dem Rosenkranz, den Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau und der Verstorbenen, und sieben Litaneien (die lauretanische, und die zu allen Heiligen, zum Namen Jesu, zu den Patronen Deutschlands und den heiligen Kriegesleuten, für die Verstorbenen und einer andern Litanei zu unsrer Lieben Frau, die aus der heiligen Schrift gezogen war), war ihm die Übung jener kurzen Gebete sehr gewöhnlich, welche die Lehrer des geistlichen Lebens Schuß- oder Pfeilgebete nennen, weil dadurch das Gemüth pfeilschnell zu Gott geführt wird. Selbst mitten in der Nacht pflegte er, wenn er erwachte, in solche Gebete auszubrechen: Maria, Mater gratiae und d. Ü. Maria, Mutter der Gnade, Mutter der Barmherzigkeit, beschütze uns vor dem Feinde, und nimm uns auf in der Todesstunde! Erzeige Dich als eine Mutter! und andere dieser Art. — Er hatte auch einige auserlesene Psalmen aus dem davidischen Psalter zur Hand, durch die er in dringenden Gefahren Gottes Beistand anrief. Dies waren besonders der zweite, der dreißigste, der vier und dreißigste, fünf und vierzigste, drei und fünfzigste, acht und fünfzigste, sieben und sechzigste, acht und sechzigste, siebenzigste und neunzigste.

Bei dem Gottesdienste fand er sich gern und oftmals ein. Er sagte zuweilen, in drei Dingen werde ihm die Zeit nie lange; und nannte dann immer vor

allen den Gottesdienst. — Es geschah nicht selten, daß er am Sonnabend gegen vier Meilen Weges von der Stadt entfernt war, und dann die Pferde im schnellsten Galopp laufen ließ, zur ersten Vesper zu kommen. Und sagte ihm dann der oberste Stallmeister, die Pferde müßten durch solches Laufen erliegen, so sprach er: »Lasset sie erliegen, wenn wir nur zur Vesper kommen; es werden sich schon noch andere finden, uns zu ziehen!« — Den öffentlichen Bittgängen oder Processionen wohnte er auf solche Weise bei, daß er durch seine Gegenwart nicht nur die Feierlichkeit erhöhete, sondern auch Andern zu einem Beispiel diente. Aus seinem Angesicht und aus seiner ganzen Geberdung sprach sich die christliche Demuth aus. In der Hand hielt er den Rosenkranz und war ganz mit Gott und seinen Heiligen beschäftigt. — Zu Grätz wollte einst ein Fürst, der ihm, dem damaligen Erzherzog Ferdinand zur Seite ging, anfangen, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Da sprach der Erzherzog freundlich zu ihm gewendet: »Wir wollen beten, damit wir dem betenden Volke kein Aergerniß geben!« — Es wüthete Gustav, der Schwedenkönig im Reiche, und kehrte als Sieger alles Oberste zu unterst. Diesem zu Folge schrieb Papst Urban VIII., den Allmächtigen zu versöhnen, ein Jubeljahr, besonders für Deutschland aus. Es ward also in dieser Absicht zu Wien eine Procession von der Hofkirche aus nach dem Dom zu St. Stephan angeordnet. Als aber die Zeit dieses öffentlichen Bittgangs erschien, fing es an heftig zu regnen; weßhalb denn dem Kai-

ser gerathen würde, bei so bösem Wetter zu Hause zu bleiben. Doch der Kaiser weigerte sich dessen. So sollte er, meinten sie, wenigstens im Wagen fahren. Auch das wollte er nicht. Die Gassen waren sehr kothig. Nichts desto minder ging er zu Fuße durch den Koth. Die Dächer troffen, und es lief viel Wassers durch die Rinnen; doch er ließ sich dadurch nicht abschrecken. Es flossen kleine Bäche durch die Gassen; so daß man Bretter legen mußte, um darüber gehen zu können. Er ging darüber in einem schlichten Kleide, die Augen gesenkt und die Hände unter dem nassen Mantel; denn der strömende Regen hatte bewirkt, daß der Stulp des Hutes ihm ins Angesicht herabhing, und das Wasser ihm beim Halse hinein rann. — Nicht mit Stillschweigen will ich hier übergehen, was damals ihrer Viele sagten; nämlich, an diesem Tage, und bei dieser Procession sei der Schwede von Ferdinand überwunden, und durch des Kaisers Demuth sei der Stolz des siegenden Königs gebrochen worden. Dies ist gewiß, daß er nicht lange hierauf in einer großen Schlacht von einer Kugel getroffen ward.

Nun erübrigt uns noch, von seinem Fleiß in der Lesung frommer Bücher zu sprechen. Ehe er Kaiser geworden, hatte er die Lebensgeschichten der Heiligen von Surius sechsmal gelesen; (was ich nicht glauben würde, wenn ich es nicht aus seinem eigenen Munde vernommen hätte.) Aber auch als Kaiser ließ er nicht von dieser Lesung ab. Mit großem Fleiße las er die, von der Kirche anerkannten Leben der

Väter, so wie auch das Leben aller Derjenigen, welche geistliche Orden gestiftet, oder solche zu ihrer ursprünglichen Vollkommenheit zurückgeführt, oder sonst in unsrer Zeit durch Heiligkeit sich ausgezeichnet hatten. Nichts ward je aus Indien, China und Japan von den Fortschritten des Glaubens oder den Verfolgungen der christlichen Religion geschrieben, das er nicht gelesen hätte. An den vorzüglicheren Festtagen und heiligen Zeiten des Jahres, an Weihnachten nämlich, am Feste der Beschneidung des Herrn, der heiligen drei Könige, in der Charwoche, an den Ostertagen und an andern hohen Feiertagen, ersuchte er immer seinen Beichtvater, ihm einen frommen Schriftsteller vorzuschlagen, der mit besonderer Vortrefflichkeit über diese Gegenstände geschrieben habe; und als man in seinen letzten Lebensjahren kein neues Werk dieser Art mehr fand, das ihm nicht schon bekannt gewesen wäre, sprach er: »Nun denn so werde ich mich wieder an meinen Vincenz Le Brun oder Ludwig de Ponte halten; deren geistliche Betrachtungen ihm so geläufig waren, daß er einst selbst sagte, er wisse sie beinahe auswendig. Jeden Tag las er ein Capitel, oder doch einige auserwählte Stellen aus der Nachfolge Christi des gottseligen Thomas von Kempen; und nicht minder auch las er täglich einen Auszug aus dem Leben der Heiligen Gottes, die denselben Tag verehrt wurden. Die heilige Schrift aber, die auf Gottes Eingebung selbst verfaßt wurde, pflegte er nicht nur oft, sondern auch mit einer solchen Frömmigkeit und so tiefen Vereh-

rung zu lesen als solche den Anordnungen und Vorschriften des allerhöchsten Königs der Könige gebührt. Immer benannte er, wenn er verreisete oder wegen der Jagd oder der Reiherbeitze auf einige Tage oder Wochen aus der Stadt sich entfernte, einige Bücher, die man mitnehmen sollte; und las solche zu bequemen Stunden. Überhaupt fand er so großes Vergnügen an der Lesung, daß ich erachte, Herr Balthasar Graf von Thanhausen, mit dem der Kaiser sehr vertraut war, habe aus seinem Munde gehört was er zuweilen zu sagen pflegte: »er wolle lieber nicht leben als nicht lesen.«

6.

Von seiner Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen.

Der göttliche Wille war gleichsam der Polarstern, den er immer ins Auge faßte, und nach welchem allein er das Schifflein seines Willens richtete. Immer trachtete er, dies Eine zu lernen: Zu wollen was Gott wohlgefällig wäre. Und glückselig erlangte er auch wornach er mit so großem Fleiße strebte; denn er brachte es so weit, daß er auf die lieblichste Weise in Gottes Willen und Vorsehung ruhte. Ich hörte ihn zu meiner Verwunderung einige Male sagen: »Längst hätten die Sorgen und Widerwärtigkeiten mich verzehrt und ins Grab gebracht, wenn ich nicht mich und Alles was mich angeht der göttlichen Vorsehung gänzlich anheimgestellt, und durch

Gottes Gabe eine frohe und fröhliche Natur bekommen hätte.« — Und wahrlich, kaum wäre es möglich gewesen, daß ein Mensch hätte Alles ertragen können was Ferdinand ertrug, wofern es ihm nicht erfreulich war zu leiden was Gott verhängte oder zuließ. Die Nachkommen werden über Jenes erstaunen was wir bewundernd mit Augen sahen, daß er nämlich in so vielfältigen und dringenden Gefahren, die ihn, seine Kinder, sein Volk, seine Länder und Königreiche mit Verderben und Untergang bedrohten, niemals kleinmüthig verzagte, noch in Klagen ausbrach; sondern immer nur dies Eine sagte: »Es geschehe Gottes Wille!« Zuweilen auch brach er mit Job, jenem uralten Vorbilde der Geduld in die Worte aus: »Wie es dem Herrn gefallen hat, also ist es geschehen; der Name des Herrn sei gebenedeit!« Und auf solche Weise tröstete er die Seinigen, wenn er sie zuweilen in Traurigkeit versunken sah.

Ein sehr wackerer Mann und bedeutender Fürst sagte einst zu Einem aus des Kaisers geheimen Räthen und zu seinem Beichtvater, die Sachen seien so weit gekommen, daß nach Ferdinands Tode, kein Prinz aus dem österreichischen Hause mehr zum Kaiser würde erwählt werden. Denn bis nun hätten die Herren von Österreich durch ihre Macht und ihren großen Reichthum zu dieser Würde sich erschwungen; heut zu Tage aber wären durch Ferdinands gleichsam verschwenderische Freigebigkeit ihnen diese Mittel benommen; es erübrigten ihnen weder Reichthum noch Kräfte mehr, ja sie wären in Armuth und

beinahe in Dürftigkeit gerathen. Als diese Rede Ferdinand zu Ohren kam, antwortete der höchst bescheidene Kaiser: »Alle menschlichen Dinge hätten ihr Ziel und ihre Gränzen, sie entständen, wüchsen und nähmen wieder ab. Es wäre allerdings möglich, daß mit ihm das Kaiserthum im Hause Österreich ein Ende nähme; und habe Gott dies also beschlossen, so sei er nicht nur weit entfernt, zu widerstreben, sondern es würde ihn nicht einmal traurig stimmen. Gott verleihe nach seinem Willen und Wohlgefallen die Kaiser- und Königreiche bald Diesem, bald Jenem, und Er bedürfe dazu weder menschlichen Reichthums noch menschlicher Macht; da Er solche geben und nehmen könne wann es Ihm gefällig wäre. Übrigens sei Rudolph der Erste von Gott zu einer Zeit auf den Kaiserthron erhoben worden, wo sein Reichthum und seine Macht mit denen nicht zu vergleichen waren, welche die Erzherzoge von Österreich heutigen Tages besäßen.«

Es ergab sich einmal die Rede von den Übeln, die mit jedem Tage sich ereigneten, und wie ein Krieg aus dem andern entspringe, und eine Gefahr die Stufe zu einer andern sei; es würde aller Reichthum erschöpft, und alle Kräfte versiegten. Da sprach Ferdinand ein Wort wie nie ein christlicher Kaiser ein würdigeres aussprach: »Thun wir, sagte er, was an uns liegt, und lassen wir diese Dinge und uns selbst von Gott leiten und regieren. Seien wir beflissen, mit dem Willen Gottes überein zu stimmen, den

Himmel zu erringen und die ewige Seligkeit zu erlangen; Gott wird Alles sehr gut schlichten.«

Übrigens trachtete er diese Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen nicht nur in der Erduldung bitterer Widerwärtigkeiten, sondern auch im Verlangen nach glücklichen Ereignissen beständig zu erhalten. Dies will ich durch ein einziges, aber sehr edles Beispiel darthun. Im Jahr 1616 als er zu Grätz sich aufhielt, ward ihm von Prag aus geschrieben, Erzherzog Maximilian, ein Bruder des Kaisers Rudolph und seines Nachfolgers Mathias, verfechte seine Sache sehr ernstlich; und er habe zu dem Kaiser Mathias gesagt, er werde sich nicht von Prag entfernen, bevor er nicht Ferdinand zum Erben seiner Königreiche und Länder angenommen habe. Dies erzählte Ferdinand dem Rector des Collegiums der Gesellschaft Jesu zu Grätz, und fügte dann bei, er möchte diese Angelegenheit dem Gebet seiner Untergebenen, jedoch also empfehlen, daß sie um nichts anderes bitten möchten, als daß der göttliche Wille geschähe. Diese Rede beschloß er mit den goldenen Worten: »Pater, ich sage euch ohne Ruhmredigkeit und Eitelkeit, dies ist mein tägliches Gebet zu Gott: Herr, gereicht es zu deiner Ehre und Glorie und zu meinem Heile, daß ich größer sei als ich bin, so erhöhe mich, und ich will Dich verherrlichen! Gereicht es zu deinem Lob und zu deiner Verherrlichung und zu meinem Heile, daß ich in dem Stande verbleibe, worin ich bin, so erhalte mich, und ich will Dich verherrlichen! Gereicht es zu deinem Preis und zu deiner

Glorie, und zu meinem Heile, daß ich in einem niedrigern Stande sei als ich bin, so erniedrige mich, und ich will Dich verherrlichen!« Nach einem so vortrefflichen Beispiele eines menschlichen, nach der Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen zielenden Willens, mag ich kein anderes mehr anführen, wiewohl ich derselben noch in großer Anzahl anführen könnte.

7.

Von seiner Andacht gegen die jungfräuliche Mutter Gottes.

Nach Gott war er besonders der allerseligsten Jungfrau und Königin des Himmels und der Erde ergeben. Immer erzeigte er ihr nicht nur Verehrung, sondern auch zarte Liebe. Er verehrte sie wie ein Pflegling seine Beschützerin, und liebte sie wie ein Kind seine Mutter. Alle Tage, so lange er lebte, entrichtete er ihr den Tribut bestimmter Gebete. Es besteht in ganz Ober- und Unter-Österreich, auch in Ungarn, in Böhmen, in Steyermark, Kärnthen und Krain keine fromme Bruderschaft zur allerseligsten Jungfrau, in welche er sich nicht eingeschrieben hätte, und welcher nicht nach seinem Beispiele, seine erlauchte Gemahlin, der König, die Königin und seine übrigen Söhne und Töchter beigetreten wären. Um diese Gnade hielten auch die Verbrüderungen ferner Provinzen, ins besondere die zu Lille in Flandern an; und leicht erflehten sie dieselbe; da

der fromme Kaiser nichts sehnlicher wünschte, als daß er allenthalben unter den Dienern Mariä genannt würde.

Gern auch ging er an Stätten wallfahrten, die den Heiligen geweiht waren, zumal in seinen jüngeren Jahren; nirgend jedoch ging er lieber hin als in Tempel, wo die allerseligste Jungfrau ins besondere verehrt wurde. Derlei Wallfahrten that er viele von Grätz und von Wien aus; und ich würde solche hier anführen, wenn ich nicht schon anderswo von seinen Wallfahrten nach Loretto, nach Öttingen, nach Maria-Zell und andern Orten gesprochen hätte. Beinahe niemals unternahm er etwas von Wichtigkeit, ohne sich früher zu einer Wallfahrt oder doch zu einem bedeutenden geistigen Geschenk zu verloben; wodurch er den Beistand der gebenedeiten Jungfrau anrief und erflehte. Er sagte einst, nie habe er die glorreiche Jungfrau um etwas angefleht, das er nicht erlangt hätte. Freilich flehte er um nichts, außer was ohne allen Zweifel gut und Gott wohlgefällig war; bat er aber je um andere Dinge, so geschah es immer unter der Bedingniß, wenn anders es zur Ehre Gottes gereiche. Als er im Jahr 1636 auf dem Reichstage war, gelobte er und die Kaiserin mit ihm, eine Wallfahrt nach Zell, wofern die Churfürsten seinen Sohn Ferdinand III. zum römischen König erwählen würden. Eben daselbst gelobte er der Kirche unsrer lieben Frau zu Bogenberg eine ansehnliche Gabe, wenn Herr Graf Adam von Schwarzenberg, der damals churfürstlich Brandenburgischer Gesandter war,

die frühere Gesundheit erlangen würde; weil er ein kluger und rechtschaffener Mann, und ein frommer Katholik war, der dem Staate bedeutende Dienste leistete. Da nun diese beiden Wünsche ihm in Erfüllung gingen, löste er das zweite Gelübde alsbald; von dem ersten aber sprach er den Tag vor seinem Tode zur Kaiserin: »Wir müssen dessen eingedenk seyn was wir der Mutter Gottes gelobt haben. Können wir nicht beide, so muß doch wenigstens Eines aus uns nothwendig nach Maria-Zell wallfahrten gehen;« was denn auch die verwitwete Kaiserin Eleonore nach vollendetem Trauerjahr zu thun beschlossen hat.

Die ganzen zwanzig Jahre über, während welcher er Kriege zu führen hatte, empfahl er immer das oberste Commando über seine Kriegesheere der glorreichen Jungfrau. Er ließ ihr Bildniß auf der Hauptfahne, als ein glücklicheres Vorzeichen denn den Adler, den Truppen voran tragen. Er nannte sie nicht nur mündlich und in vertraulichen Unterredungen sondern auch in Schreiben und Befehlen an die Feldherren seine Generalissima; und wollte auch, daß das Heer sie als sein Oberhaupt verehren sollte. Gegen Diejenigen aber, die ihr die gebührende Ehrfurcht nicht erzeigten, verfuhr er wie gegen Entlaufene und Meineidige. Es ward ihm einst berichtet, das kaiserliche Kriegesvolk in Italien habe eine Kirche zur allerseligsten Jungfrau ausgeplündert. Auf diese Nachricht hin schrieb er auf der Stelle eigenhändig folgenden italienischen, (hier ins Deutsche

übersetzten) Brief an den Kriegesobersten (am 11. November 1629).

»Lieber Graf! Durch die Gelegenheit der Kaufleute gebe ich Euch heute frühe zu wissen was wir von den zügellosen Ausschweifungen und Freveltha- ten erfahren haben, welche, wie man sagt, von meinen Soldaten gegen das Bildniß der allerseligsten Jungfrau und das hochwürdigste Sacrament begangen wurden. Aus beiliegendem Schreiben werdet Ihr noch mehreres ins besondere erfahren. Ihr wisset, lieber Graf, wie viele Gnaden und Siege ich von Gott durch die Fürbitte seiner heiligsten Mutter, meiner Generalissima empfangen habe. Sollten aber meine Soldaten von derlei Verbrechen nicht abstehen, so ist zu befürchten, daß die Gnade in Strafe verkehrt werde. Darum befehle ich Euch aufs Ernstlichste, daß Ihr diese Sache mit allem Fleiße untersuchet, und die Schuldigen nach aller Schärfe bestrafet, ohne irgend Rücksicht auf die Person zu nehmen; wie ich denn nicht zweifle, daß dies von einem Diener geschehen werde, dem an seines Herrn Gnade gelegen ist.«

Er hatte den Benedictinern, die von Montserrat in Spanien nach Oesterreich gekommen waren, zur Erbauung eines Klosters und einer Kirche unter Anrufung der jungfräulichen Gottesgebärerinn, einen Ort nach ihrem Gefallen in einer Vorstadt Wiens bewilligt. Der Stadtcommandant aber, der es nicht für rathsam hielt, an solchem Orte ein so großes Gebäude aufzuführen, hatte Vieles dagegen einzuwenden, und sagte es wäre zu nahe bei der Bastei; denn

wenn der Fall sich ergeben sollte, daß Wien belagert würde, so könnte der Feind desselben zu seinem Vortheile sich bedienen. Eher sollte man derlei Gebäude von den Festungen hinwegthun als dabei aufführen. Als der Kaiser diese Einrede des Stadtcommandanten erfuhr, sprach er: »Mein Gott, was hat doch der Stadtcommandant für Bedenken! Kenne ich doch keine sichrere Bastei, eine Stadt zu beschützen als eine Kirche zu unsrer Lieben Frau! Lieber will ich, daß die allerseligste Jungfrau in der Nähe verehrt werde, als daß viel Kriegesvolk in der Stadt sei. Man soll dem Stadtcommandanten sagen, daß es bei meinem Beschlusse sein Verbleiben habe, und daß die Kirche an demselben Ort erbaut werden soll; es ist von einer Muttergotteskirche nichts zu befürchten; wohl aber Vieles zu hoffen.«

Es ward im Dezember des Jahres 1636 zu Regensburg für den österreichischen Freiherrn Laurentius von Hoffkirchen Fürbitte gethan, der mehrere Jahre bei dem Feinde gegen Ferdinand gedient hatte; und Viele verwendeten sich für ihn, daß der Kaiser ihn wieder zu Gnaden aufnehmen möchte. Dagegen waren indessen mancherlei wichtige Bedenklichkeiten. Ein Grund aber bewog den Kaiser, der Bitte zu willfahren. Er hatte erfahren, das Bild der allerseligsten Jungfrau, das früher zu Alt-Bunzlau in Böhmen unter großem Zulauf des Volkes andächtig verehrt wurde, befände sich in Hoffkirchers Gewalt; und nähme der Kaiser ihn zu Gnaden auf, so könne dies Bild von ihm erhalten und wieder zu seinen vorigen Ehren gebracht werden. Als der fromme

Kaiser dies vernommen hatte, befahl er am 9. Dezember ein Patent auszufertigen, in Kraft dessen dem Freiherrn Laurentius von Hoffkirchen Gnade und Verzeihung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingniß verliehen würde, daß er, — wie seine Vermittler es verheißen hatten, — das besagte Bild unsrer Lieben Frau mit sich zurück brächte.

Eifrig handelte er mit Seiner päpstlichen Heiligkeit, daß erklärt werden möchte, die allerheiligste Jungfrau sei ohne die Makel der Erbsünde empfangen worden; und gar sehr erfreute es ihn als auch sein Sohn Ferdinand sich hierum bewarb, der i. J. 1623 am Tage Mariä Empfängniß zum König von Ungarn war gekrönt worden. So oft er zur Beicht ging, und auch bei andern Gelegenheiten, wo er die offene Schuld betete, fügte er die Worte: Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, immer bei, und Mariä einer hochwürdigen, immerdar unbefleckten Mutter.

8.

Seine Andacht gegen die Heiligen.

Gleichwie Ferdinand, — wie bereits gesagt wurde, — die Königin der Heiligen mit besonderer Andacht verehrte, also hielt er auch die glückseligen Himmelsbürger in hohen Ehren. Täglich rief er in der Litanei von allen Heiligen sie an, die nun mit Christo glorreich im Himmel herrschen. Auch verehrte er mit besonderer Andacht die glorreichen Heiligen, die

einst in Deutschland gewohnt, oder dasselbe durch das Licht des Evangeliums zu Gott bekehrt hatten. Eben so ehrte er Diejenigen, die einst auf Erden Kriegsleute gewesen waren, nun aber im Himmel ewige Siege feiern; er hatte ihre Namen in eine Litanei gefaßt, und flehte sie täglich um ihre Fürsprache und um ihren Beistand an. Deßgleichen auch hatte er eine besondere Liebe und Andacht zu den heiligen Ordensstiftern deren kirchliche Festtage er mit großer Frömmigkeit feierte. Jedes Jahr besuchte er die Kirchen, wo sie ins besondere verehrt wurden; befahl auch seiner Hofkapelle sich dahin zu begeben, damit er durch liebliche Musik ihre Ehre auf Erden vermehrte, über deren himmlische Glorie er herzlich sich erfreute.

Oftmals tadelte er den Aberwitz der Häretiker, die gegen die Bildnisse der Heiligen oder gegen ihre Reliquien wüthen und geifern; er selbst hielt solche für einen besondern Schatz und betrachtete sie mit hoher Verehrung. Nicht nur öffentlich, sondern auch in seinen innern Wohnzimmern verehrte er die Gebeine der glorreichen Himmelsbürger. Der kleine Altar, der zu seinem Gebet und zu seinen Andachtsübungen in seiner Kammer aufgerichtet stand, war gänzlich mit heiligen Reliquien geschmückt, die er theils von seinen Vorältern ererbt, theils selbst durch rühmliche Bemühung sich verschafft hatte. Wenn er in der Frühe vor dem besagten Altar beten wollte, küßte er zuvor diese Heiligthümer und bekreuzte sich damit. Überdies trug er immer bei Tage am Halse ein Reliquienkästchen nebst einem Agnus Dei, das er

bei Nacht an seine Bettstelle hängte. Als er vernommen hatte, der heilige Norbertus, ein sehr heiliger Mann und Stifter des Prämonstratenser-Ordens so wie auch Erzbischof zu Magdeburg, liege in dieser unkatholischen Stadt ohne gebührende Verehrung begraben, bemühte er sich alsbald, und erhielt es auch, daß sein heiliger Leichnam nach Prag übertragen wurde. Am Tage aber, wo dieser heilige Leib mit glänzender Pracht und bei andächtiger Procession aus dem Prager Dom in die Prämonstratenser Kirche auf dem Strahof übersetzt wurde, begleitete er solchen zu Fuße mit seinem ganzen kaiserlichen Hofstaate; und verrichtete auch sonst oftmals seine Andacht dabei mit besonderer Ehrerbietung und Frömmigkeit.

Wiewohl er aber alle Heiligen Gottes mit großer Andacht verehrte, so hegte er dennoch gegen Einzelne derselben eine besonders andächtige Verehrung, nämlich gegen Diejenigen, die er sich zu Patronen und Fürsprechern erwählt hatte. Diese waren der heil. Johannes der Täufer, die heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus, der heilige Antonius von Padua, ferner die heiligen Augustinus, Franciscus, Ignatius, und die heilige Theresia. Er sagte zu Augsburg und auch an andern Orten öfters, er habe dem heiligen Ignatius sich und all das Seinige auf besondere Weise empfohlen; und verlange herzlich, daß all sein Begehren durch diesen Heiligen recht geordnet und Gott vorgetragen werde. Allen diesen Heiligen pflegte er jeden Monat jenen beizugeben, den er in der Bru-

derschaft Mariä Verkündigung durch das Loos bekam. Da er erkannte, daß er seinem heiligen Schutzengel sehr Vieles verdanke, wendete er sich an den päpstlichen Stuhl und erwirkte, daß in seinen Staaten das Schutzengelfest mit einer Octav gefeiert würde. Eben so bestrebte er sich auch nicht nur bei Einem, sondern bei mehrern Päpsten, zu erwirken, daß die seligen Bekenner Ignatius und Xaverius, deren Beistand er oftmals anzurufen pflegte, der Anzahl der Heiligen feierlich beigeschrieben würden; und als dies endlich durch Papst Gregorius XV. geschah, war Ferdinand der Erste, der zur Verehrung derselben eine schöne Kirche zu Wien erbauen ließ.

9.

Seine Ehrfurcht gegen die Priester.

Keinen sterblichen Menschen auf Erden hielt er in größern Ehren als die geweihten Priester, in welchen allen er die göttliche Majestät zu verehren pflegte. Eine Gnade von ihm zu erlangen, bedurfte ein Priester keiner andern Gründe als die heiligen Weihen. Und wiewohl er Diejenigen höher achtete, deren Leben der Heiligkeit ihres Standes entsprach, so ehrte er dennoch auch die andern, und pflegte zu sagen, Vieles gebühre der Priesterweihe was dem Menschen nicht gebühre. Wenn er einen Geistlichen (ja sogar seine eigenen Kapläne) rief, nannte er ihn immer: Herr, oder Pater. So oft ein Priester ihm begegne-

te, nahm er den Hut ab, selbst als er schon Kaiser war. Es ist die Sitte der österreichischen Fürsten in Deutschland, Denjenigen, die ihnen nahen, zu einem Zeichen der Liebe und des Wohlwollens die Hand zum Kusse zu reichen. So gern aber Ferdinand jedem Priester die Rechte reichte, ließ er es dennoch nie zu, daß ein Priester ihm dieselbe küßte; und sprach, das Eine sei ein Zeichen des Wohlwollens, das Andere ein Beweis der Ehrfurcht. Nicht ohne Verwunderung hörte man ihn einst sagen, »wenn zu gleicher Zeit und an Einem Orte ein Engel und ein Priester ihm begegnete, so würde er vor Allem dem Priester, und dann erst dem Engel die gebührende Ehre erweisen.«

Gleichwie Gott selbst es nicht wollte, daß Diejenigen, die Ihm beim Altare dienen, alle gleich an Würde und Gewalt seyn sollten, also sah auch Ferdinand dahin, Jedem die ihm gebührende Ehre zu erzeigen. Den apostolischen römischen Stuhl und das höchste Oberhaupt der katholischen Kirche auf Erden, den römischen Papst, hielt er nicht nur immer in höchsten Ehren, sondern er bezeigte ihm auch die demüthigste Ehrfurcht; weil er unbezweifelt dafür hielt, er sei Christi Statthalter; und seine geistlichen Satzungen als wahrhaft himmlische Aussprüche achtete. Sobald er die unkatholischen Prediger aus seinen Landen- und aus dem Königreich Böhmen vertrieben hatte, befahl er alsbald, die Satzungen der Tridentinischen Kirchenversammlung anzunehmen und zu halten. Ich habe schon anderswo angeführt, daß er aus Ehrerbietung gegen den römischen Papst, einige

Streitsachen von höchster Wichtigkeit der Entscheidung des heiligen Stuhles allein anheimstellte. Keinen Tag ließ er vorübergehen, ohne für den gesammten Klerus, für die Bischöfe und für das Oberhaupt der Kirche, ins besondere zu beten.

Er konnte es auch nicht dulden, daß derlei Personen, die er hochachtete, von Andern verachtet oder beleidiget würden. Als der Krieg mit Venedig angegangen war, berichtete man ihm, es habe ein Geistlicher von hoher Würde, und der bei dem damaligen Kaiser in großem Ansehen stand, von ihm, der damals noch Erzherzog war, sehr unehrerbietig gesprochen, und nach dem altdeutschen Sprichworte von ihm gesagt: »Hat er sich gut eingebrockt, so wird er auch gut essen.« Als man nun dies dem edlen Ferdinand erzählte, sprach Einer aus Denjenigen, die zugegen waren: »Dies ist eine sehr alberne und leichtfertige Rede, die aus dem Munde eines unbesonnenen und nicht sonderlich rechtschaffenen Mannes kam.« Ferdinand aber erwiederte alsbald: »Redet nicht also, denn er ist ein Bischof!« Ich erinnere mich, anderswo erzählt zu haben, daß er nicht früher in die Hinwegführung des Cardinals Klesel von Wien einwilligen wollte, als bis er überzeugt war, es sei sonst kein anderes Mittel übrig, diesen Cardinal von dem, ihm bevorstehenden Tode zu retten. Diese Ehrfurcht des Kaisers gegen die Priester, und besonders gegen die Cardinäle, war auch Ursache, daß er Seiner Heiligkeit, welche den Cardinal Klesel vor sich forderte, gern willfahrte; und ihn auch

zu gelegener Zeit abermal zu seinem Bisthum nach Wien zurück berief.

Seinen Beichtvater wollte er auf allen seinen Reisen bei sich haben; und er pflegte zu sagen, die Gegenwart desselben sei ihm eben so lieb als die seines Schutzengels. Wenn er kam, den Kaiser Beicht zu hören, erwartete er ihn immer mit entblößtem Haupte und gegen die Thür gewendeten Angesichte. Sobald er nun eintrat, wünschte er ihm, und zwar ehrerbietig einen guten Tag; was er sogar in seiner Sterbstunde nicht unterließ. Seine wunderbare Demuth ging so weit, daß er selbst den Sessel mit eigenen Händen dahin trug und niederstellte, wo der Beichtvater sich setzen und ihn Beicht hören sollte. Als einmal der Beichtvater ihm hierin zuvorkommen wollte, sagte der Kaiser: »Lasse der Pater das; dies ist meines Amtes!«. Aber auch sonst hat er nie leicht zugegeben, daß Priester ihm weltliche oder Hofdienste erwiesen.

10.

Seine kindliche Liebe gegen seine Ältern, und Freundlichkeit gegen die Seinigen.

Wunderbar war seine kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen seine Ältern. Niemals konnte er dahin gebracht werden, die Art und Weise abzuändern, die sein Vater in Berathschlagung wichtiger Dinge beobachtet hatte. Denen, die ihm eine andere Weise

anriethen, gab er zur Antwort: »Dies bin ich der Ehre meines besten und hochweisen Vaters schuldig.« Was dieser sein geliebter Vater, in seinem Testamente angeordnet hatte, vollzog er nicht nur mit höchster Treue, sondern er verlangte auch, daß seine Erben das Nämliche befolgten. Hierüber stehen in einem Codizille folgende Worte: »Nachdem unser geliebter Herr und Vater, Erzherzog Carl, seligen Angedenkens, seinem Testamente und letzten Willen viele heilsame Lehren beigeschaltet hat, wornach wir, seine, ihn überlebenden Kinder und Erben in der Beschützung und Erhebung der Religion uns zu richten hätten; — was denn auch andere unsre geliebten Voraltern, besonders aber Kaiser Ferdinand I. zu ihrem unsterblichen Lob gethan haben: also wollen auch wir, daß Alles und Jedes so betrachtet werde, als wäre es hier ausdrücklich wiederholt; und tragen unsern Söhnen, Erben und Nachfolgern auf, daß sie dasselbe auf das getreueste zu vollziehen sich angelegen seyn lassen.«

Seine Mutter liebte er innig zart; und nie versäumte er eine Gelegenheit, ihre Ehre und ihr Ansehen zu vermehren. Niemals wurde er von ihr angeredet, und niemals auch redete er selbst sie an, ohne daß er sie mit gebeugtem Knie verehrt, und sie aus Ehrfurcht seine gnädigste Frau Mutter genannt hätte. Selbst als er schon regierender Herr und verheirathet war, erzeigte er sich noch eben so gehorsam und so willfährig als in seinen jüngern Jahren und zur Zeit wo er unter der Vormundschaft war. So

oft sie in den Wagen oder aus demselben stieg, bot er ihr den Arm, sich darauf zu stützen. Hatte er sie irgend wohin begleitet und kehrte sie wieder nach Hofe zurück, so sprang er eilig vom Pferde, um ja nur zugegen seyn, den Wagen öffnen, ihr den Arm bieten und sie in ihre Zimmer führen zu können. Ihre Winke waren für Ferdinand Befehle; und er hätte es als ein großes Unrecht betrachtet, solchen nicht nachzukommen. Wiewohl die Herzen seiner beiden Ältern so wie auch seiner Brüder und Schwestern bei den Vätern der Gesellschaft Jesu zu Grätz in goldenen und silbernen Gefäßen bestattet sind, und auch er selbst dort wollte bestattet werden, befahl er dennoch sein Herz bei dem Körper seiner Mutter in dem St. Clara - Kloster beizusetzen, zu einem Beweise, daß seine Liebe zu ihr unvergänglich sei.

Er hatte, wie anderswo erinnert wurde, zwei Gemahlinnen gehabt, und beide herzlich geliebt, von beiden immer sehr verehrlich gesprochen, und auf alle Art und Weise gesucht, ihre billigen Wünsche freundlich zu erfüllen. So lange er lebte, ließ er jeden Tag seiner ersten Gemahlin eine Seelenmesse halten, und wohnte derselben mit großer Andacht bei. Die Kaiserin Eleonore, die ihn überlebte, hat er mit drei Kronen, mit der böhmischen, ungarischen und kaiserlichen geschmückt. So oft diese seine Gemahlin an irgend einer schweren Krankheit litt, ließ er aus Besorgniß für ihre Gesundheit, alle Klöster um ihr Gebet für ihr Aufkommen ersuchen, und auch große Summen an Weltpriester und Arme ertheilen, da-

mit sie den Allerhöchsten für die Kaiserin anflehten. Als er zu Regensburg in jene schwere Krankheit verfiel, von welcher wir schon anderswo Erwähnung gethan, und die Kaiserin Eleonore um seine Wiederherstellung vielfältig sich bemühte, sprach er sowohl damals als auch sonst bei andern Gelegenheiten mit Liebe und zu ihrem Lob, er verdanke, nach Gott, seiner Gemahlin das Leben. Überaus erfreulich war es ihm, zu sehen, daß seine Söhne die Kaiserin Eleonore wie eine Mutter verehrten; und sie hinwieder dieselben wie ihre eigenen Kinder liebte.

Seine größte Sorge war, daß seine Kinder aufs beste erzogen würden. So groß war diese Sorge, daß man eine ähnliche nicht leicht bei Ältern finden wird. Die Hauslehrer, Hofmeister und Kammerdiener, die er bei ihnen anstellte, mußten Männer von anerkannter Tugend, vom unbescholtensten Rufe und geistlichen Ordenspersonen wohl geneigt seyn. Es ist kaum glaublich, wie viel er hierauf hielt, In ihren höhern Studien wählte er ihnen Priester der Gesellschaft Jesu zu Meistern, so wie nicht minder zu Beichtvätern. Sowohl für ihren Fortgang in der Frömmigkeit als in den Wissenschaften besorgt, erkundigte er sich oftmals über beides. Er wollte einmal den jetzigen Kaiser Ferdinand Ernst öffentlich disputiren hören und ihn in den freien Künsten sich üben sehen; begab sich auch mit einigen seiner angesehensten geheimen Räthe dahin, und hatte sein größtes Vergnügen dabei. Sobald seine Söhne ins achtzehnte Jahr gingen, ließ er sie dem geheimen Rathe

beiwohnen; und zwar mußten sie anfangs blos zuhören, späterhin aber auch ihre eigene Meinung sagen, damit sie auf solche Weise zur Regierung der Völker belehrt würden. Eben so große Sorgfalt trug er für seine kaiserlichen Töchter, die er mit den auserwähltesten Damen und den tugendhaftesten adeligen Fräulein umgab. Über dies Alles bestrebte er sich vorzüglich, sie durch sein Beispiel in der Tugend zu unterrichten; so daß man zu sagen pflegte, des Kaisers junge Herrschaft habe die Tugend nicht sowohl durch Unterricht als durch das Anschauen ihres Herrn Vaters erlernt. Daher auch kam's, daß es nie einer Strafe noch eines strengen Wortes bedurfte, sie zum Guten anzuhalten; und eben daher auch kam die demüthige Ehrfurcht gegen ihren Vater, den sie wie einen Gott auf Erden verehrten, und von dem sie eben so geliebt und auch geehrt wurden. Hatte er ihnen einmal Länder zu regieren übergeben, so überließ er ihnen auch die Regierung frei und ungekränkt, und war ihnen weder durch strengen Tadel noch durch lästige Aufsicht beschwerlich.

Hinsichtlich seiner Schwestern und Brüder, liebte er solche mit großer Freundlichkeit. Nichts unterließ er je, wodurch er ihnen irgend nützen oder gefällig seyn konnte. Da die Nothwendigkeit es erforderte, daß sie in verschiedenen Provinzen wohnen mußten, schloß er mit seinen Brüdern den Bund, daß sie zu gegenseitigem Troste und zur Vermehrung der brüderlichen Liebe, wo möglich, jedes Jahr einmal,

oder doch wenigstens alle zwei Jahre zusammen kommen möchten.

11.

Von seiner Demuth und eigenen Geringschätzung.

Je schwerer es ist, bei Kronen und Zeptern des Stolzes sich zu erwehren, je mehr befliß er sich, sein Gemüth, das die Welt regierte, durch christliche Demuth und eigene Geringschätzung in Schranken zu halten, damit es sich nicht von der Hoffart hinreißen ließe. Die menschliche Herrlichkeit verachtete er aufs höchste; und suchte solche nicht nur nicht, sondern nahm sie auch nicht einmal an. Von sich selbst sprach er niemals ruhmredig; und hörte es auch nicht gern, wenn Andere also von ihm redeten. Immer auch waren solche Leute ihm zuwider, die sich ein Geschäft daraus machen, große Herren in Allem zu loben und ihnen zu schmeicheln. Er tadelte zwar die Geschichtschreiber nicht, die damals von ihm schrieben, noch auch die in Zukunft von ihm schreiben würden; doch hatte er auch kein Verlangen darnach, und pflegte zu sagen, »er sehe sorgfältig dahin, daß er nichts Unrechtes thue; nicht aber was der Geschichtschreiber von ihm sage oder schreibe.« — Wie viel er von sich selbst hielt, dies sprach er drei Tage vor seinem Tode aus; denn als Jemand ihm sagte, er möchte doch fleißig für seine Gesundheit besorgt seyn, antwortete er: »Das deutsche Reich bedarf meiner nun nicht

mehr, es ward ihm durch einen Nachfolger, und zwar durch einen vortrefflichen, vorgesehen.«

Wenn Ferdinand zuweilen auf seinem erhabenen Throne saß und großen Fürsten und Herren Lehen verlieh, die solche mit gebeugten Knien empfingen (was sehr oft geschah, wie Diejenigen wohl wissen, die sich erinnern, daß Ferdinand römischer Kaiser war), dann pflegte er, — indeß die Anwesenden seine große Macht bewunderten und seine Würde erhoben, da sogar Solche die Knie vor ihm beugten, welche die Welt gleichsam anbetet, — mitten im Glanze seiner Herrlichkeit, im Innern jene Worte der Schrift zu sprechen: »Herr, nicht erhöht hat sich mein Herz, noch haben auch meine Augen sich erhoben. Nicht gewandelt habe ich in großen und wunderbaren Dingen, die über mir sind! Ein Wurm bin ich und kein Mensch; die Schmach der Menschen und die Verachtung des Volkes.« — Dieses und andere Geheimnisse seines Gemüthes eröffnete er im J. 1627 bei Gelegenheit der Krönung seiner Gemahlin und seines Sohnes zu Prag seinem Beichtvater; ermahnte ihn aber dabei, solches Niemand zu offenbaren. Zu ähnlicher Geringschätzung seiner selbst stimmte er sich, so oft er in glänzendem Pomp seinen Einzug in große Städte hielt, oder vornehmen königlichen Botschaftern öffentlich Audienz ertheilte.

Er las einst in der heiligen Schrift mit besonderer Aufmerksamkeit die Geschichte der Könige; und als hierüber sein Beichtvater eintrat, erzählte er es ihm und sagte, er finde, daß Wenige unter diesen

Königen in der heiligen Schrift gelobt würden; die meisten seien ganz verkehrt und verderbt gewesen. Da nun dies der Beichtvater bestätigte und noch beifügte, daß Einige selbst unter Denjenigen, die in der Bibel gelobt würden, nach manchen herrlichen Thaten durch Hoffart zu Grunde gegangen wären; weßhalb denn auch die gottesfürchtigsten Könige große Gefahren von der Hoffart zu besorgen hätten, und mehr im Hafen als auf dem offenen Meere sich fürchten müßten, da durch Erfahrung belehrt, David nicht umsonst zum Herrn gerufen habe: »Laß den Fuß der Hoffart nicht zu mir kommen,« antwortete der Kaiser: »Ich hoffe, daß Gott vor dieser Gefahr mich behüten wird. Sobald ich eine gute Zeitung höre, beuge ich die Knie, danke Gott dafür, und bekenne, daß dies sein Werk ist, und nicht das meine.«

Im Jahre 1598, am Vorabend des heil. Erzengels Michael ward ihm, der damals noch Erzherzog war, angezeigt, es sei endlich das Werk, woran er mit so großer Mühe gearbeitet, zu Stande gebracht worden; die Prädicanten seien von Grätz fortgezogen, und die Stadt von diesem Übel befreit. Dies denkwürdige Werk war wirklich solcher Art, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn es das Herz des Prinzen zu einigem Stolz erhoben hätte; so fern er auch von aller Hoffart war. Ferdinand jedoch, als er dies vernommen hatte, rief in lateinischer Sprache aus: »Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre!« — Und alsbald begab

er sich in sein Zimmer, warf sich auf die Knie und brachte Gott in tiefster Demuth seines Herzens seine Danksagung dar.

Im Jahr 1634 erhielt er am 10. September ein Schreiben von seinem Sohne, dem damaligen Könige Ferdinand, woraus er den glänzenden Sieg bei Nördlingen ersah, und worin ihm berichtet wurde, daß die Feinde aufs Haupt geschlagen, nur wenige aus ihnen durch die Flucht entkommen, alle Kanonen und Fahnen und Munition erbeutet worden; und daß es schiene, als wäre durch diesen Sieg der Grund nicht nur zur Glorie, sondern auch zur Sicherheit gelegt. Dies Schreiben las der Kaiser einem seiner Vertrauten vor und ward davon so sehr ergriffen, daß er während des Lesens herzlich zu weinen anfing; und endlich mit nassen Augen sagte: »Gott hat uns große Dinge verliehen; ich aber werde in meiner Einfalt fortwandeln, und in meinen Augen noch demüthiger seyn als je zuvor.« Auch ließ er sich nichts dringender am Herzen liegen, als Gott feierlich durch den ambrosianischen Lobgesang in allen Kirchen danken zu lassen.

Ich könnte hier noch manche andere ausgezeichneten Beweise eines demüthigen und sich selbst gering achtenden Gemüthes anführen; doch will ich solche lieber für einen andern Ort, nämlich für das Capitel aufbewahren, wo von seinem Benehmen gegen die Armen die Rede seyn wird. Nur Eines will ich noch beifügen. Die Nachlässigkeit (um nicht noch mehr zu sagen) der Dienerschaft zwingt zuweilen ih-

re Herrschaft auch wider Willen, sie mit harten Worten zu strafen. Nun hatte aber Ferdinand diesen Gebrauch: Wenn ihm ein Wort entfuhr, — was jedoch höchst selten geschah, wodurch er glaubte, Derjenige, den er hatte zurecht weisen wollen, wäre tief gekränkt worden, so suchte er die Gelegenheit, ihn mit so huldreichen Worten anzureden, daß es beinahe den Anschein hatte, als wolle er ihm abbitten. Dies aber that er mit größter Demuth, gleichwohl mit einer solchen, die einem Kaiser nicht übel anstand. Denn die Demuth ist bei dem Christen eine Tugend, welche die Majestät nicht verunziert, sondern schmückt.

12.

Von der Aufrichtigkeit seines Gemüthes.

Die Aufrichtigkeit des Gemüthes ist eine Tugend, die alle Welt an Ferdinand bewunderte. Bei ihm war kein Trug, keine Falschheit. Was er im Munde hatte, das hatte er im Herzen; und was er im Herzen hatte, das hatte er im Munde. Seine Absicht, sein Sinn stimmte mit seinen Worten überein; Verstellung und Überlistung war weit entfernt von seiner Aufrichtigkeit. Einer Sache einen falschen Schein geben, die Anwesenden zu täuschen, war ihm verhaßt. Der Glanz seiner deutschen Redlichkeit leuchtete Jedermann in die Augen. Stirn, Augen, Angesicht, Gang, die ganze Geberdung und Haltung des Körpers zeugte von dieser Aufrichtigkeit des Ge-

müthes. Jene Regierungskunst, welche der Irrthum Mancher in Schlauheit und listige Verstellung setzt, hielt er für den Untergang eines Reiches, und sagte alle Betriegereien kämen am Ende ans Licht; dadurch aber würden dann die Stützen entzogen, und die Reiche zerfielen. Nicht ohne Ärger verwunderte er sich zuweilen und klagte, daß es Fürsten gebe, die immer mit Betrug umgingen und anders redeten als sie dächten. Dies aber sei fürwahr weder christlich noch edel, weit weniger aber sei es königlich oder kaiserlich.

Einer aus den Hofleuten von hohem Adel und bei Ferdinand sehr beliebt, ersuchte ihn einst, als er noch Erzherzog war, unterthänigst um ein Empfehlungsschreiben, das auch Ferdinand ihm gewährte. Dies erfuhr ein anderer Herr vom Hofe, der eines der ersten Ämter bei dem Erzherzog begleitete, und nicht minder bei ihm in Gnaden stand. Da nun dieser erachtete, jenes Empfehlungsschreiben könne ihm selbst zum Nachtheil gereichen, begab er sich heimlich zu dem Kanzler, gleich als hätte der Erzherzog ihn gesandt, und bedeutete ihm, er möchte zwar das verlangte Empfehlungsschreiben expediren und übergeben; doch sei es Seiner Durchlaucht Wille und Meinung, daß er noch ein Briefchen dazu schriebe, in welchem dem Fürsten, dem der Hofmann empfohlen wäre, angezeigt würde, der Erzherzog habe dem Bittsteller zwar das Empfehlungsschreiben nicht versagen können, damit er ihn nicht traurig entließe; übrigens aber wäre es ihm angenehm, wenn

auf diese Empfehlung nicht Rücksicht genommen würde; da Seine Durchlaucht erachte, was die Sache selbst beträfe, von welcher es in dem Schreiben sich handelte, würde solche weder dem, der sie begehrte, noch auch dem, von welchem sie begehrt werde, zum Nutzen und Vortheil gereichen. — Der Kanzler verwunderte sich über diese Rede; und da er die unbefangene Aufrichtigkeit seines erlauchten Herrn kannte, fürchtete er, es sei hier Betrug im Hinterhalt. Er begab sich also zu dem Erzherzog und sagte ihm was in seinem Namen ihm wäre aufgetragen worden. — Es hat aber schwerlich je ein Mensch Ferdinand also entrüstet gesehen als damals der Kanzler. »Wie, sprach er, es unterstand sich dieser Mensch, mich als einen falschen, verstellten Betrüger darzustellen! Ich wollte lieber, daß er mir was immer sonst nachgeredet hätte als dieses. Niemals hat meine Aufrichtigkeit derlei Kniffe angewendet, und niemals auch wird sie solche anwenden. Fertiget Ihr aus was ich euch gesagt habe; Jener aber lege sogleich seinen Dienst nieder und entferne sich von meinem Hofe! Weder an mir noch an meinem Hofe werde ich Betrug noch irgend Arglist dulden.

Wenn er wußte, daß Einer oder der Andere aus denen, mit welchen er mehr vertraut war, irgend Fehler beging, ermahnte er sie mit wundersamer Aufrichtigkeit und Vertraulichkeit; und verhehlte ihnen nichts dessen was ihm mißfiel. Denn er sagte, man nütze den Seinigen, wenn man aufrichtig gegen sie sei. Dies beobachtete er auch gegen die höch-

sten fürstlichen Personen; und dennoch beleidigte er nicht Einen durch seine treuherzige Ermahnung. Denn dies ist gewiß, daß keine Ermahnung bitter ist, die durch Treuherzigkeit gewürzt und gemildert wird.

13.

Wie sehr er zeitliche Ehren und Reichthum verachtete.

Gottes Freigebigkeit schien gleichsam mit Ferdinand zu streiten; er verachtete und vernachlässigte die zeitlichen Ehren; Gott aber überströmte ihn damit. Wie viele aber auch Gott ihm verlieh, blieb er dennoch beharrlich bei der Verachtung derselben, und schätzte sie so wenig als er sie suchte.

Als er im Jahr 1627, die Krone auf dem Haupt und im Schmuck der kaiserlichen Gewande, von seinem Throne aus, der Pracht zusah, mit welcher, seinem Befehle gemäß in der königlichen Hauptstadt Prag, seine Gemahlin Eleonore und sein Sohn Ferdinand mit der böhmischen Königskrone gekrönt wurden, schien es, als wäre er über diese Sache in tiefes Nachdenken versunken. Da er nun aus der Kirche abermal in seine Wohnzimmer zurückkehrte, sprach er zu einem seiner Vertrauten, »alle kaiserliche und königliche Herrlichkeit komme ihm nicht anders als eine Comödie vor. Er habe einige Male den Comödien beigewohnt, welche die Studenten aufgeführt hätten, und habe nun auch der Krönung seiner Gemahlin und seines Sohnes beigewohnt. Nun finde er zwischen

jenen Theaterkönigen und diesen nur Einen Unterschied, und nicht mehrere, nämlich daß jene nur einige Stunden, diese aber einige Jahre herrschen. Hinsichtlich der Herrlichkeit selbst sei zwischen beiden kein sonderlicher Unterschied; nur daure letztere um etwas länger.

Als er sah, daß täglich neue Feinde sich erhoben und man neue Ränke ersann, ihn um seine Kronen zu bringen und vom Throne zu stürzen, sprach er: »Ist denn eine Krone so vieler Mühe werth? Wahrhaftig, wenn Gott beschlossen hat, dem Reiche einen bessern Herrscher vorzusetzen, so bin ich bereit, die Krone von meinem Haupte, und den Zepter aus meiner Hand hinweg zu legen!«

Als er von Frankfurt, als bereits gekrönter Kaiser, nach Grätz zurück kam, that er einen Ausspruch, der seines Herzens würdig war. Er sagte also: »er sei zu Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden, nicht seine, sondern Gottes Ehre zu vermehren und das allgemeine Wohl zu fördern; ja er hätte auch nimmer in seine Wahl gewilligt, wofern er nicht diesen Zweck vor Augen gehabt hätte.«

Die glänzenden Ehren, welche die Völker ihren Königen zu erweisen pflegen, wenn sie ihren Einzug in Städte oder Provinzen halten, billigte er und ließ solche sich auch öfters gefallen; und zwar aus der einzigen Ursache, weil durch diesen glänzenden Pomp in den Herzen der Völker eine Ehrfurcht gegen ihre Könige erweckt wird, die dahin wirkt, daß sie den Obrigkeiten um so lieber gehorchen. Übrigens legte

er keinen Werth darauf und schlug auch solche Ehrenbezeugungen öfters aus. Den letzten Beweis dieser Mäßigung gab er kurze Zeit vor seinem Tode. Als er von dem Reichstage zu Regensburg zurückkehrte, wollte die Stadt Wien und das ganze Erzherzogthum Österreich ihn mit glänzender Feierlichkeit empfangen; auch waren schon alle Vorkehrungen dazu getroffen. Er aber befahl aus angeborener Sittsamkeit, es sollte der Adel ihm nicht entgegen kommen, wie derselbe beschlossen hatte es in höchster Pracht zu thun; sondern seine Ankunft in der Burg erwarten, wo er sie begrüßen wolle. Damit jedoch weder sie noch die Bürgerschaft erachten möchten, er verschmähe ihre Dienste, sagte er: »Sie sollen dies für den römischen König sparen, der bald nachkommen wird; und ihm diese Ehren erweisen.« — Ich habe bereits anderswo erzählt, welches treffliche Beispiel der christlichen Mäßigkeit er gab, als er im J. 1595 es nicht gestattete, daß die Landschaft ihm entgegen käme und ihm solche Ehren erzeigte, da er in seinem siebenzehnten Jahre von Ingolstadt nach Grätz zurückkehrte, die Regierung seiner Lande anzutreten.

Was aber Reichthum, Gold und Silber und alle jene Dinge betrifft, welche die meisten Menschen so hoch achten, und um welcher willen sie mit so großer Anstrengung sich bemühen, hat er solche nicht nur immer verachtet, sondern auch verlacht. Aus den ungeheuern Summen, die von den Strafgeldern der Rebellen aus dem Adel seiner Kammer heimfiel, behielt er nicht einen Heller für sich. Er sagte mehr als

einmal, »Gold und Koth habe einerlei Werth in seinen Augen; und, wenn das Geld nicht nothwendig wäre, Diejenigen zu belohnen, die sich durch ihre Arbeiten um Fürsten und Vaterland verdient machten, so würde er niemals des Metalles gedenken.« Wenn aber von der gleichsam verschwenderischen Freigebigkeit Ferdinands die Rede seyn wird, werde ich weitläufiger erörtern, was er von Reichthum und Geld und Gute hielt.

14.

Von seiner Abtödtung und seinen Bußwerken.

Ob auch viele Feinde gegen Ferdinand sich verschworen, fürchtete er sich dennoch vor keinem so sehr als vor sich selbst. Sei es nun daß er den Sieg über sich selbst für glorreicher oder für nothwendiger hielt, gewiß ist's, daß er keinen Sieg mit so großer Anstrengung zu erringen trachtete. Ritterlich stritt er wider sein eigenes Fleisch und seine Begierden; und ob er auch den übrigen Feinden Vieles verzieh, hat er doch sich selbst wenig verziehen. Er gestattete seinem, von beständigen Arbeiten und Mühsalen abgematteten Leib und Gemüthe selten eine Ergetzung. Wenn das öffentliche Wohl seine Thätigkeit in Anspruch nahm, hielt er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nur kurze Ansprache nach der Mittag- und Abendmahlzeit; sonst hatte er beinahe gar keine Erheiterung, wofern nicht das Wohlwollen gegen Gäste oder die

Hofsitte es anders erforderte. Ein oder zweimal in der Woche wartete er der Jagd oder der Reigerbeitze ab; theils weil die Ärzte dies also zur Erhaltung seiner Gesundheit angeordnet hatten, und damit er neugestärkt zur Arbeit zurückkehrte; theils weil er diese Unterhaltungen für die unschuldigsten hielt; theils endlich, damit er sich gewöhnte, die Strenge des Windes und Wetters zu ertragen.

Wundersam und beständig hielt er alle seine Sinne unter der Zucht. Was der heilige Job einst von sich hatte sagen können, das konnte Ferdinand mit größter Wahrheit auf sich anwenden; denn auch er hatte mit seinen Augen einen Bund geschlossen, daß er auch nicht einmal einer Jungfrau gedächte. Viele machten die Bemerkung, daß er niemals ein Frauenzimmer fest ins Auge faßte, sondern seine Augen allzeit fleißig im Zaume hielt. — Es ist zu unsern Zeiten bei den Großen und Reichen ein Gebrauch, die Säle und Zimmer mit köstlichem Rauchwerk und Wohlgerüchen um der Lust willen zu erfüllen. Ferdinand ließ dergleichen Üppigkeiten nie zu. Dies wußten seine Kammerdiener und Hoffouriere so gut, daß sie, wenn auf seinen Reisen, einen so erlauchten Gast zu ehren, der Hauspatron ein kostbares Rauchwerk veranstaltete, alle Thüren und Fenster öffneten, dasselbe zu verscheuchen. Bösem Geruch und Gestank wich er, ob er auch konnte, nicht sonderlich aus; ja er sagte einmal zu Einem, der über einen häßlichen Geruch Entschuldigungen vorbringen wollte: »Das ist gar nicht nothwendig; ich achte der

Wohlgerüche nicht, und widerliche Gerüche sind mir auch nicht sehr zuwider.«

Bei Tische begnügte er sich mit gewöhnlichen Speisen und Getränken, klagte auch niemals, wenn gleich die Speisen nicht waren wie sie hätten seyn sollen. — Die Musik war ihm bei der Tafel nicht unangenehm, ja er bestellte solche sowohl gesund als krank; theils weil er eine natürliche Neigung dazu hatte; theils auch und noch mehr darum, weil er fühlte, daß seine Seelenkräfte dadurch gestärkt wurden; und theils endlich, weil er es für nützlicher hielt, viel zu hören als viel zu reden. Doch weit aufmerksamer hörte er der Musik zu, wenn irgend geistliche, als wenn weltliche Gesänge vorgetragen wurden.

Dem Schlaf gestattete er nicht mehr als die Natur und die Nothwendigkeit erforderte. Nie schlief er über sieben Stunden. In seinen letzten Jahren litt er viel von Katarrhen und Flüssen, weßhalb er gern einschlummerte oder einnickte; doch rang er so sehr mit dem Schlaf, daß er mehr Ungelegenheit als Annehmlichkeit darob empfing. Einmal ließ sein Kammerdiener, dem er Abends Befehl ertheilte, zu welcher Stunde er mit dem Licht im Zimmer erscheinen und ihn wecken sollte, es sich beigehen, eine halbe Stunde zuzugeben; da er erachtete, der Kaiser bedürfe einer längern Ruhe. Der Kaiser aber nahm dies sehr übel, und verbot, daß weder er noch ein Anderer dessen sich künftig unterstehen sollte. »Man darf, sprach er, dem Schlaf nicht eine

Zeit schenken, die den Geschäften gebührt. Durch eine solche Nachsicht wird die ganze Austheilung der Geschäfte verrückt, die an diesem Tage abzuthun sind.«

Den Körper durch Fasten, Geißeln und das härene Kleid zu züchtigen, hielt er für eine nothwendige Sache, sogar für Solche, die der Purpur ziert. Es besteht noch auf den heutigen Tag eine Geißel, die mit seinem Blute gefärbt ist. Als er einst am Charfreitag der Procession der Büßer zusah, unter welchen Viele waren, die mit aller Strenge sich geißelten, sagte er zur Kaiserin Eleonore, die neben ihm war, er beneide Diejenigen, die also sich geißelten, um die Freiheit, mit welcher sie diese Bußwerke üben dürften. Gern hätte er sich einige Male unter sie gemischt, und auch Gelegenheit gesucht, unbekannt unter sie zu kommen, doch habe er es müssen bei diesem Wunsche bewenden lassen, den er nicht habe ausführen können.

Ich erinnere mich, schon anderswo bemerkt zu haben, daß er den Gebrauch beobachtete, am Vorabend des Tages, wo er zur heiligen Communion gehen wollte, beim Abendessen sich bedeutenden Abbruch zu thun. An den Vorabenden vor den Festtagen der allerseligsten Jungfrau aber enthielt nicht nur er, sondern auch der ganze Hof sich des Fleischessens. Oft trug er das härene Bußkleid besonders in den Jahren, wo er ledig oder Witwer war. Niemals aber züchtigte er sein Fleisch strenger als an der Mittwoche, am Donnerstag und Freitag in der Charwoche, wo er mit dem Fasten den Gebrauch der Geißel, des hä-

renen Bußkleides, des Wachens, längerer Gebete und der heiligen Lesung verband.

15.

Seine Keuschheit.

Nachdem wir von den tapfern Kämpfen Ferdinands gegen sein eigenes Fleisch gesprochen haben, wird es eben nicht schwer seyn, seine Keuschheit und Reinigkeit zu bezeugen. Denn durch solche Kämpfe wird diese Tugend erhalten; und die Belohnung des Menschen, der sich selbst bezähmt, ist die Reinigkeit des Leibes und des Herzens. Als er noch ein Jüngling war, betrachtete er die Keuschheit als die schönste und edelste Zierde dieses Alters. Einer seiner Hofleute, der ihm den Weg zur Unzucht zeigte, und, weil er sehr unverschämten Sinnes war, sich erbot, ihm hierin behilflich zu seyn, ließ er, wiewohl er damals noch sehr jung und unverheirathet war, alsbald vom Hofe entfernen. »Ich hasse es, sprach er, unter meiner Dienerschaft Sclaven der Unzucht zu haben.«

Als er bereits regierender Herr, und aus Beruf verpflichtet war, auch Frauenzimmern Audienz zu ertheilen, wollte er sie dennoch niemals allein anhören, und wenn es sogar fürstliche Personen waren; sondern er wollte entweder daß seine Gemahlin bei der Unterredung zugegen wäre; oder aber er hörte sie, wenn er den Saal verließ, um auszuge-

hen, in Gegenwart des ganzen Hofes. Vor seiner Ehe hat er nie eine Person des andern Geschlechtes berührt; während seines Witwerstandes aber, in den kräftigsten Jahren seines Lebens, nämlich vom sechs und dreißigsten bis ins zwei und vierzigste Jahr lebte er in gleicher Strenge und Reinigkeit; wiewohl es ihm weder an Gelegenheiten noch an Lockungen fehlte. In dem Ehestande beobachtete er die höchste eheliche Treue gegen seine Gattin. Ich weiß, daß die Kaiserin sagte, sie sei so fest von der Keuschheit Ferdinands überzeugt, daß sie sich ein Gewissen daraus machen würde, ihn der Unzucht wegen im Verdacht zu haben, wenn sie sogar ein junges Mädchen bei ihm im Bette gefunden hätte. Denn sein Gemüth sei stärker in der Keuschheit befestigt gewesen, als daß es durch solche Gelegenheiten hätte können erschüttert werden.

Unreine Dinge schloß er nicht nur von seiner Zunge, sondern auch von seinen Ohren aus. Niemals ging ein unreines, ein schändliches Wort aus seinem Munde hervor. Niemand auch wagte es, schändliche oder unzüchtige Dinge in seiner Gegenwart zu reden. Wenn er zuweilen, der Gewohnheit in etwas nachzugeben oder den Hof zu ergetzen, es erlaubte, daß Comödianten vor ihm spielten, so ließ er sie früher ernstlich ermahnen, sie sollten der Ehrbarkeit nicht vergessen, und wohl bedenken, daß sie vor einem solchen Kaiser spielten, der in der Comödie die Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit über Alles

schätze. Ja er ließ sie sogar bedrohen, wofern Jemand des Gegentheiles sich vermäße *).

Um gegen Jemand ungnädig, ja unversöhnlich zu werden, bedurfte es nichts weiter als daß er wußte, derselbe sei dem Ehebruch oder der Hurerei ergeben. Keinen konnte weder seine adelige Abkunft noch seine Gewandtheit in wichtigen Geschäften schützen. Man weiß auch, daß Einer der größten Herren, der hierin schuldig befunden ward, lieber das Land räumen, als den Zorn eines so keuschen Monarchen erfahren wollte. Noch bestehen von ihm Strafgesetze bei Leib und Leben, die er gegen den Ehebruch, die Blutschande und andere noch abscheulichere Laster der Unzucht ergehen ließ. Immer pflegte er bei gerichtlichen Verurtheilungen mehr zur Gelindigkeit als zur Strenge gegen die Schuldigen sich zu neigen; Diejenigen aber, die des Ehebruchs wegen verurtheilt wurden, hielt er dieser Gnade nicht würdig. Ich könnte durch mehrere Beispiele darthun, wie strenge Strafen er in solchen Fällen verhängte, wenn ich nicht des guten Rufes der Verurtheilten billig schonen müßte.

---

*) Man denke sich aber auch, welche Comödien zu jener Zeit aufgeführt wurden! Selbst in den Prachtschaustücken, die in den Kupferstichen zu Khevenhillers Annalen abgebildet sind, treten Skaramuzz, Colombine, Pollichinel, und ihre ganze Sippschaft auf!

16.

Seine Geduld.

Wie groß diese Tugend in Ferdinands Herzen war, läßt sich durch einen einzigen Beweis zur Genüge darthun. So schwere Beleidigungen ihm von Unkatholischen zugefügt wurden, und so schweres und oftmaliges Unrecht er von den Feinden erlitt, brach er dennoch nie in bittere Schmähworte gegen welchen immer unter ihnen aus, und beklagte sich auch niemals mit heftiger Erbitterung des Gemüthes. Es erstaunten Diejenigen, die täglich um ihn waren, wie er einen solchen Magen habe, der so harte Dinge mit Stillschweigen verdauen könne; so daß er weder klagte, noch protestirte, noch in harte Worte sich ausließ. Es ist mir zwar nicht unbewußt, daß es ihm tief zu Herzen ging, als er sah, daß Einige, die es am wenigsten hätten thun sollen, ihm Hindernisse legten, die katholische Religion in Deutschland wiederherzustellen; allein ich weiß auch, daß er selbst von Diesen mit Bescheidenheit redete; so daß aus seinen Reden offenbar hervorleuchtete, er werde nicht sowohl aus Ungeduld gegen die Widersacher, als vielmehr aus Mitleid, gegen sie zu Klagen bewogen, denen viel daran hätte liegen sollen. Selbst die Waffen ergriff er nie aus Zorn gegen einen Menschen.

Die schwersten und kaum zu ertragenden Beleidigungen, schimpfliche Nachreden und boshafte Verleumdungen, duldete er so männlich, daß es schien als empfände er solche nicht. Es waren unter seinen

Widersachern Solche, die in ihrer ohnmächtigen Wuth in Worte ausbrachen, welche einer solchen Majestät höchst unwürdig sind, und ihn einen Bluthund, einen blinden Bösewicht, einen schlechten Menschen und das Ferdinandchen hießen. Dies Alles ward ihm hinterbracht; und dennoch gerieth er darüber nicht in Zorn. Im Jahr 1597 vermaßen sich auf öffentlichem Landtage die unkatholischen Herren und Stände, ihn selbst ins Angesicht mit beleidigenden Worten anzufahren, und die Wiederherstellung des wahren Glaubens, auf welche er drang, eine schwere Verfolgung und eine Folter des Gewissens zu nennen. Ja es schrie Derjenige, der im Namen der Übrigen das Wort führte, den Erzherzog so beissend, so vermessen, so unbesonnen und so unverschämt an, daß selbst Jene, die ihn ermahnt hatten, freimüthig zu reden, seiner Vermessenheit sich schämten. Ferdinand hörte seine Scheltrede mit Geduld an, und ob er auch die Macht in Händen hatte, ihn zu bestrafen, wollte er dennoch lieber einen Beweis seiner Geduld als seiner Macht geben. Ihm genügte es, standhaft auf die Wiederherstellung der Religion zu dringen, die er sich vorgenommen hatte, durchzusetzen; die Schmachreden aber und beissenden Bemerkungen hörte er mit gleichgültigem Gemüthe.

Während der so langjährigen, hartnäckig aufgeregten und schweren Kriegeszeiten in Deutschland erschienen mehrere Schmähschriften, die der Finsterniß würdig waren, und in welchen Ferdinands Name und Thaten auf die unwürdigste Weise mißhandelt

wurden. Schmähsüchtige Menschen hatten darin der Welt erdichtete Dinge für wirkliche, falsche für wahre vorgesetzt. Viele erachteten, man sollte solche Verleumder nicht nur scharf zurecht waisen, sondern auch exemplarisch bestrafen. Ferdinand ließ sich weder durch diese empörenden Schriften aufbringen, noch duldete er es auch, daß man die Urheber derselben ausfindig machte; ja er wollte nicht einmal, daß Jemand sich die Mühe nähme, sie zu widerlegen.

Es wurde ihm hinterbracht, ein Mensch, der sich für einen Katholiken ausgab, und in früherer Zeit von Ferdinand Ehre und Güter empfangen hatte, sei im Begriff, in einer katholischen Stadt ein Werk herauszugeben, worin der Kaiser heftig angegriffen würde. Aller Billigkeit nach hätte dieser Undankbare verdient, scharf gezüchtiget zu werden. Der Kaiser jedoch beschränkte sich darauf, den Druck des Buches zu verbieten. — Zu Wien war ein Verbrecher wegen vieler Unthaten durch richterlichen Ausspruch zu mehreren peinlichen Strafen und endlich zum Tode verurtheilt. Unter andern sollte ihm, weil er vielerlei lästerliche und schändliche Worte gegen den Kaiser ausgespien hatte, nach dem Urtheil der Richter die Zunge ausgeschnitten werden. Als nun der Sitte gemäß das Urtheil zur Bestätigung vor den Kaiser gebracht wurde, strich er die Strafe des Zungen-Abschneidens aus; und verbot die Lästerworte, die er wider ihn gesprochen, in das Urtheil aufzunehmen.

Es ist nicht ohne Nutzen, selbst die geringern tugendlichen Werke großer Männer zu hören. Wo ist

wohl ein Mensch zu finden, der nicht oftmals über seine Dienstleute zürnte oder ihre Nachlässigkeit ihnen wenigstens mit Worten verwiese? — Nicht selten geschah's, daß während Andere die Sorglosigkeit oder Trägheit der kaiserlichen Diener tadelten, er selbst sie nicht nur geduldig ertrug, sondern auch entschuldigte. Wo ein Anderer heftig gezürnt hätte, da pflegte er freundlich zu scherzen. Einmal war er von einer weiten Reise zu Prag angelangt; und ließ sich, als er auf die Burg kam, Stiefel und Sporn abnehmen, indeß das Abendessen bereits aufgetragen war. Nun waren aber weder Schuhe noch Pantoffeln bei der Hand, da die kaiserlichen Kammerwagen noch nicht angekommen waren. Während nun die Anwesenden über diese Nachlässigkeit der Dienerschaft sich ärgerten, sprach er ohne die geringste Aufwallung: »Setzen wir uns zu Tische; wozu bedarf es auch der Schuhe oder der Pantoffel? Ist es ja doch nicht kalt!«

17.

Von seiner Standhaftigkeit im Glück und Unglück.

Trübes und heiteres Wetter sind Veränderungen dieser Unterwelt; der Himmel selbst ist allzeit unverändert. Also werden auch Alle, die Ferdinand kannten, versichern, sein Gemüth sei dem Himmel höchst ähnlich gewesen; da solches über Glück und Unglück erhaben, und niemals verwirrt, niemals

verändert war. Die ganze Geschichte zeigt, mit welcher Standhaftigkeit er alle Widerwärtigkeiten ertrug. Wenn jemals Gott, der Allmächtige, einem Sterblichen das Unglück, zu verlachen, in den Weg warf, so geschah das gewiß dem Kaiser Ferdinand. Denn welcher Theil seines Lebens war je frei von Trübsalen? Welches Königreich hat er je erlangt oder erhalten ohne Widersacher? Wie oft fielen seine Königreiche und Länder von der Treue ab? Wie oft brachten ihn die schlecht geführten, oder von der Übermacht der Feinde zurück gedrängten Waffen in Angst und Noth? Mehr als Einmal kam es bis dahin, daß Alles verloren schien. Dies Alles ertrug Ferdinand standhaft, verzagte niemals, und hoffte immer Besseres.

Zu den übrigen Eigenschaften, die man an ihm bewunderte, gehört auch diese, welche seine Räthe sehr hoch achteten; daß er nämlich, wenn böse Zeitungen kamen, eben so ruhigen Gemüthes und heitern Angesichtes verblieb als zuvor. Es ereignete sich zuweilen, daß in Einem Monate mehrere schlimme Nachrichten eintrafen; daß nämlich ein Treffen unglücklich ablief, irgend ein Aufruhr entstand, oder feste Plätze vom Feinde eingenommen wurden. Daher glaubten wir denn, es würden so viele Wunden, die ihm nach einander geschlagen wurden, seine Standhaftigkeit erschüttern. Aber er empfing die zweite und dritte Wunde mit dem nämlichen Gleichmuth wie die erste. Im Jahr 1616 starben ihm binnen vierzehn Tagen sein Bruder, der Herr Erzherzog Maximi-

lian, und Maria Anna seine Gemahlin, die er mehr denn seine Augen liebte; dazu ward auch die Festung Gradiska von den Venetianern belagert, und sein Beichtvater, P. Villerius, dem er sich und sein ganzes Herz anvertraut hatte, ward auf seiner Zurückreise von Rom, wohin seine Obern ihn in Angelegenheiten des Ordens gesandt hatten, gefangen und in Verhaft nach Verona gebracht. Unerschrocken empfing er alle diese Streiche, die nach einander über ihn kamen. Ja er ward nicht nur nicht kleinmüthig, sondern er vermochte es sogar, Diejenigen, die darüber in Kleinmuth versanken, aufzurichten und sie zu ermahnen, starkmüthig die Übungen der Tugend zu ertragen, die Gott zusende. Seine zwei ersten Leibes-Erben, (welche den Ältern die geliebtesten zu seyn pflegen), waren ihm kaum zu sehen vergönnt; denn beide starben alsbald nach der Taufe. Dennoch entfuhr ihm kein bitteres Wort, kein jammernder Seufzer. »Es genügt mir, sprach er, daß durch die Geburt und den Tod meiner Kinder die Anzahl der unmündigen Kinder vermehrt werde, durch deren Mund das Lob Gottes vollbracht wird.«

Nicht minder standhaft aber als im Unglück, erzeigte er sich auch im Glück, welches das menschliche Herz so schwer vertragen kann. Wegen keines glücklichen Ereignisses ward er stolz im Gemüthe erhoben; und um keiner Wohlfahrt willen aufgedunsen. Als nach der Schlacht beim weißen Berge zu Prag, die böhmische Krone, ja das Königreich selbst wieder erobert und der Pseudo-König aus Böhmen und den

dazu gehörigen Landen vertrieben war, änderte er kaum das Angesicht darüber; es genügte ihm, Gott durch eine öffentliche Procession Dank zu sagen; ohne übrigens in eine übermäßige Freude auszubrechen. Als man dem Bethlen Gabor von dieser Ständigkeit seines Gemüthes und von diesem Gleichmuth erzählte, überfiel ihn große Furcht; denn er erachtete, — und nicht ohne Grund, — es sei schwer gegen einen Solchen Krieg zu führen, der weder durch ein widriges Geschick niedergebeugt, noch durch Wohlergehen übermüthig werde. Als in der Schlacht bei Lützen der Schwedenkönig Gustav Adolph geblieben war, frohlockten Alle, die es gut mit dem Kaiser meinten. Die Meisten spotteten vor Freude der Feinde und sagten triumphirend, durch diesen Tod sei der Krieg zu Ende, und nichts sei nun mehr zu besorgen. Er aber sagte unveränderten Angesichtes: Wandeln wir in Demuth, und empfehlen wir diese Sache demüthig Gott dem Herrn.«

Man hielt dafür, es wären so vieljährige Kriege nur darum mit so großer Hartnäckigkeit fortgesetzt worden, und die so ständigen Anstrengungen der Feinde hätten nur dahin gezielt, der so langen Reihe der römischen Kaiser im Hause Österreich ein Ende zu machen. Sie meinten, man müsse Kaiserkrone und Zepter auch einmal auf Andere übertragen; das Kaiserthum sei länger als es dem deutschen Reiche fromme, bei Einem Geschlechte verblieben; und man dürfe Ferdinand den Dritten nicht auf Ferdinand den Zweiten folgen lassen. Indessen

ward dennoch auf dem Reichstage zu Regensburg die Kaiserwürde auch diesmal durch die Stimmen aller Churfürsten bei dem erlauchten Hause Österreich bestätigt, und Zepter und Krone an Ferdinand III. übertragen. An dem nämlichen Tage nun, wo derselbe zum römischen Könige ausgerufen ward, hörte man nicht nur unter dem gemeinen Volke, sondern auch unter den ansehnlichsten Herren verschiedene Stimmen, die der Feinde spotteten und sagten, nun seien alle ihre so vieljährigen arglistigen Anschläge zu nichte geworden; ihre Hoffnungen, die sie nicht nur mit so großen Summen Goldes, sondern auch mit Vergießung so vielen Blutes erkauft hätten, seien zu Schanden geworden; sie sollten nun gehen und der österreichischen Macht und Glückseligkeit sich ferner widersetzen; es sei nun gerade Derjenige zum Kaiser erwählt worden, welchen zu hintertreiben, sie beinahe ganz Deutschland vertilgt, oder doch durch Pest, Hunger und das Schwert verheert hätten. — Der Kaiser allein blieb unter der so großen Freude Vieler bescheiden fröhlich, und kein Wort entkam seinem Munde gegen die Widersacher; nicht das Mindeste warf er ihnen vor. Als er das Conclave verließ, wo sein Sohn zum Römischen König war erwählt worden, kniete er sich vor dem Altar nieder, und betete in lateinischer Sprache mit Simeon jenen Lobgesang: »Nun lässest Du, Herr, deinen Diener nach deinem Worte im Frieden fahren; denn meine Augen haben dein Heil gesehen, das Du bereitet hast vor dem Angesichte der Völker, ein Licht zur Erleuch-

tung der Heiden und zur Glorie deines Volkes Israel!« Nachdem er nun Gott gedankt hatte, vollbrachte er mit sittsamem Angesichte, worauf keine Spur irgend eines Übermuthes zu sehen war, das Übrige was die Ceremonien jenes festlichen Tages erforderten.

18.

Von seinen Arbeiten.

Müssiggang billigte er bei keinem Menschen; an sich selbst aber duldete er solchen durchaus nicht. Ich hörte seinen Obersthofmeister, den Herrn Leonhard Helfried, Grafen von Meggau, versichern, er sei niemals bei dem Kaiser eingetreten, (was er seines Amtes wegen sehr oft thun mußte,) ohne ihn beschäftigt zu finden; entweder habe er gelesen oder geschrieben, oder Audienzen ertheilt, oder gebetet. Oftmals sagte der Kaiser mit einer Art innerlicher Lust, er habe von Gott die große Gnade empfangen, die Arbeit zu lieben und sich dabei zu ergetzen. Oft vergönnte er sich kaum eine Viertelstunde nach dem Mittag- oder Abendessen, mit seiner Gemahlin und mit seiner jungen Herrschaft freundliche Ansprache zu halten; meist immer begab er sich alsbald wieder zur Arbeit und zu den wichtigen Staatsgeschäften.

Wenn er gesund und wohlauf war, wohnte er immer persönlich den Rathsversammlungen bei, und führte dabei den Vorsitz. Und ob auch wegen der

Menge oder der Schwierigkeit, der zu verhandelnden Gegenstände die Berathschlagungen oft drei bis vier Stunden anhielten, entfernte er sich dennoch nicht; sondern wenn die Räthe wegen so schwerer Arbeiten verdrossen waren, erfreute er sich, daß es vollauf zu thun gebe. »In drei Dingen pflegte er zu sagen, sei die Zeit ihm nie lange geworden; beim Gottesdienste, im Rath und auf der Jagd.«

Alle und jede Bittschriften, die ihm übergeben wurden (und deren waren unzählige, wie man dies bei einem römischen Kaiser sich denken kann;) las er jeden Tag mit unglaublicher Mühe. Hatte er sie gelesen, so schrieb er eigenhändig, welchem Kanzler sie sollten übersandt werden. Und damit man sähe, mit welcher Aufmerksamkeit er sie gelesen, bemerkte der Kaiser, wenn etwa die Sekretäre beim Referiren etwas ausließen, solches den Augenblick und führte es answendig an; denn er hatte ein wunderbares Gedächtniß. Hatten bei Tage wichtige Geschäfte ihn abgehalten, die Gesuche zu lesen, so nahm er die Nacht zu Hilfe. Einmal zeigte er einem seiner vertrauten Diener nach der Abendtafel einen ungeheuern Pack Bittschriften und fügte bei: »Ich werde nicht früher schlafen gehen bis ich alle diese Schriften gelesen und überdacht habe.«

Ob auch in seinen letzten Jahren seine Kräfte bedeutend abnahmen, gab er dennoch den Arbeiten sich nicht mit minderm Eifer hin als in seinen jüngern Jahren. Mehr als Einmal ermahnte man ihn, seiner zu schonen, nicht gar so viel zu arbeiten, die Bittge-

suche von geringerer Wichtigkeit Andern zum Lesen zu übergeben, und für seine Gesundheit zu sorgen. Er aber antwortete sehr edelmüthig: »Gott habe ihn auf den Thron gesetzt, zu arbeiten; nicht müssig zu gehen. Ein Fürst dürfe seiner Gesundheit nicht schonen; wenn anders er wolle, daß das gemeine Wesen wohl bestellt werde; er wolle lieber sich, als seine Pflicht vernachlässigen.«

Dieser strenge Fleiß bei seinen Arbeiten dauerte bis zu seinem Tode. Sogar am Vorabend seines Sterbetages durchlas er noch viele Bittschriften, ordnete Vieles an und unterschrieb Vieles; Vieles auch übersandte er den Räthen zur Begutachtung, und schrieb eigenhändig einen langen Brief an den König, seinen Sohn; so daß er wahrlich, wie es einem Kaiser geziemt, wenn auch nicht stehend, — wie Jener spricht, — doch arbeitend starb.

Wenn er sich auf die Jagd begeben wollte, sorgte er immer dafür, daß die öffentlichen Geschäfte nicht darunter litten, verdoppelte am Tage vorher die Arbeiten, unterschrieb was zu unterschreiben war, und traf Anstalten, daß die Schreiber und Sekretäre vollauf zu thun hatten. Kehrte er dann Abends zurück, so durchsah und unterschrieb er Alles was diese indessen gearbeitet hatten. Aber auch sogar auf der Jagd selbst schloß er sich von den Staatsgeschäften nicht aus. Immer hatte er einen oder zwei seiner geheimen Räthe bei sich, damit er, wofern etwas Neues vorfiele, mit ihnen sich berathschlagen konnte. Fiel nichts Neues vor, so suchte er Gelegenheit, sich

mit ihnen über Dinge des allgemeinen Nutzens zu besprechen oder Manches von ihnen zu erfahren.

Es ist kaum glaublich, was für Mühe und Anstrengung es ihn kostete, Audienzen zu ertheilen und Denjenigen zu antworten, die seine Hilfe in Anspruch nehmen. Dennoch nahm er diese Arbeit gern und starkmüthig auf sich. Leicht war es, bei ihm vorzukommen; und Niemand wies er aus Überdruß oder aus dem Grunde ab, weil seine Angelegenheit zu unbedeutend gewesen wäre. Als er einmal viele Stunden nach einander Audienz gegeben hatte, wendete er sich an Einen seiner vertrauten Diener, und sprach: »Gern höre ich Jedermann an; und noch lieber wollte ich sie hören, wenn sie solche Dinge vortrügen, die entweder zu dem öffentlichen Wohl oder zum Nutzen der Einzelnen gereichten. Es ist beschwerlicher unnütze, als viele Dinge anzuhören.«

19.

Von seinen Erholungen.

Es pflegte der Kaiser zu gehöriger Zeit auch der Erheiterung des Gemüthes und der Übung des Körpers etwas zu gestatten. In seiner Jugend erlustigte er sich mit Turnieren und Ringelrennen; und zwar hielt er diese Übungen mit Ruhm und großer Gewandtheit ab; denn meist trug er den Sieg und, nach dem Urtheil der Kampfrichter, den Dank davon. Er liebte auch die Musik und den Gesang, und pfleg-

te berühmte Tonkünstler und Sänger mit großen Unkosten an seinen Hof zu berufen, theils den Staatsgeschäften mit erheitertem Gemüthe um so leichter und besser abzuwarten; theils auch den Gottesdienst durch stattliche Musik um so mehr zu verherrlichen. Und erreichte er dies, so hielt er alle Unkosten für gut angewendet; da er für die Förderung der göttlichen Ehre nie zu viel aufgewendet glaubte.

Gern wohnte er in frühern Zeiten Comödien und theatralischen Vorstellungen bei. Da er aber auch sogar Belustigungen gern zur Vermehrung seiner Frömmigkeit verwenden wollte, waren jene Comödien ihm jederzeit höchlich zuwider, die entweder allzu lächerlich, oder minder züchtig und ehrbar waren. Gar sehr liebte er dagegen die Comödien, wo Heilige, z. B. Alexius, Cäcilia, Augustinus oder irgend Märtyrer auf der Bühne dargestellt wurden, wie sie ritterlich für den Glauben kämpften. Stellte ein Schauspieler sein Rolle fromm und mit Beifall dar, dann gewann er ihn lieb und ward ihm in Gnaden gewogen. Einigen Studenten ließ er eine Stelle in den, von ihm gestifteten Seminarien anweisen, weil sie ihre Rollen gut gespielt hatten; Andern verlieh er andere Gnaden; oder unterstützte sie sonst. Ich weiß, daß er Einige, nachdem sie ihre Studien vollendet hatten, Andern vorgezogen; und sie, wenn sie Priester waren, auf bessere Pfarreien, oder aber zu einträglichern Ämtern befördert hat, weil er sich erinnerte, daß sie in der Comödie die Person irgend

eines Heiligen anständig und mit Würde dargestellt hatten.

Die Jagd und die Reigerbeitze liebte er von seiner Jugend an bis in sein Alter. Diese Liebe flößte ihm erstens das Beispiel seines Vaters, dann aber der Rath der Aerzte ein. Gar sehr war sein Vater, der Erzherzog Carl, der Jagd ergeben gewesen. Immer auch hielten die Aerzte dafür, diese Übung sei seiner Gesundheit sehr nothwendig. Dazu kam auch noch, daß er sich an die Strapatzen des Krieges gewöhnen wollte, wenn etwa der Fall einträte, daß er solche zu bestehen hätte; welchen Strapatzen die der Jägerei nicht unähnlich sind; wie Diejenigen allerdings wissen, welchen bekannt ist, daß die Weidmannschaft eine Schule des Kriegswesens genannt wird. Diesen Ursachen gab er zuweilen noch eine vierte, nicht unerhebliche bei; nämlich, daß bei den Höfen der Kaiser und Könige Manche sich aufhalten, welchen der Müssiggang eine Veranlassung zum Bösen ist. Solchen, sprach er, müsse ihr Herr durch die Jagd Beschäftigung geben, um sie von Thorheiten abzuhalten. Übrigens gestattete er sich auch diese Art Unterhaltung nicht, ohne dadurch Andern zu nützen. Denn das Wild, das er erlegte, ließ er nicht nur unter die Botschafter und fürstlichen Personen, sondern meist unter die armen Klöster vertheilen. In den Wäldern selbst gab er den Bauern Audienz, hörte sie dort an, als ob er zu Gerichte säße, vernahm ihre Beschwerden, und tröstete sie mit Worten und durch Thaten. Um solche Zeit forschte er auch

nach dem Schaden, den ihnen das Wild zufügte, hieß Jeden seinen Schaden schätzen, und bezahlte ihm gewöhnlich mehr als die Summe, die er angab. Hier will ich auch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß er, wenn etwa ein armer Bauersmann auf der Jagd von einem Wildschwein verletzt wurde, denselben auf der Stelle in die Stadt abführen, von den kaiserlichen Wundärzten heilen, und nach seiner Wiederherstellung neu kleiden ließ und wohl beschenkt zu den Seinigen zurücksandte. Ich will zwar nicht in Abrede stellen, daß wegen dieser Jagdlust des Kaisers viele Klagen entstanden; nämlich die Unterthanen würden dadurch beschwert und übel gehalten. Indessen wußte der Kaiser um Manches nicht; und Vieles, das er zu bessern und abzuwenden befahl, ward etwa von Denjenigen, denen solches oblag, und die der Kaiser deßhalb ernstlich erinnerte, minder fleißig gethan als es hätte geschehen sollen.

20.

Von seiner vorsichtigen und klugen Weise zu regieren.

In der Regierung des Römischen Reiches und seiner Länder, so wie in der Fürsorge für seine Völker stützte er sich auf erhabene und wahrhaft göttliche Grundsätze, die falsche und arglistige Politik, deren sich heut zu Tage Manche bedienen, schloß er vor allen Dingen von der Weisheit aus. Er erachtete »es könnten niemals klug Diejenigen handeln, die mit

Betrug umgingen und Gott und die Religion mißbrauchen; und es sei große Thorheit, die Königreiche, die von Gott allein gegeben werden, durch solche Mittel erhalten zu wollen, die Gott verhaßt sind.« — Daher hielt er den Eifer, die Ehre Gottes zu beschützen und zu vermehren, für die Grundveste der wahren Klugheit und Politik. Vor allen Dingen sollte man seines Bedünkens dahin sehen, daß die Ehre Gottes nicht beeinträchtiget werde; und dann erst für das Übrige sorgen. Zu Regensburg sagte er eben am neuen Jahrestage im Vertrauen zu einem frommen Ordensmanne: »Es erfreue ihn, daß sein Sohn Ferdinand zum Römischen König erwählt worden sei; nicht weil er seinen Sohn auf dem Thron sehe, sondern weil er auf dem Thron einen Mann sehe, dessen Richtschnur in der Regierung die Sorge für die göttliche Ehre und der Eifer für die Verbreitung der katholischen Religion, so wie für das Heil seiner Unterthanen und des Vaterlandes sei; denn dies seien die Grundsätze der wahren Politik, die alles Lob verdienten.«

Lieber wollte er, daß seine Räthe durch Gottesfurcht, als durch andere Gaben ausgezeichnet wären. Zwar suchte er Männer, die durch Scharfsinn und Erfahrung in den Geschäften berühmt wären; doch vorzüglich suchte er solche, die durch Frömmigkeit und Gottesfurcht Andere überträfen. Gern auch sah er, daß Jeder seine Ansicht und Meinung frei heraussagte. Ich fand von des Kaisers eigener Hand geschrieben: »Er hasse bei Berathschlagungen die

stummen Hunde; und es missfielen ihm Diejenigen, die durch das Ansehen irgend eines Andern sich zu einer Meinung hinreißen ließen, die sie sonst nicht billigten; er liebe aber die, welche treuherzig, aufrichtig, frei, jedoch bescheiden heraus sagten was sie meinten.« — Es geschah mehr als Einmal, daß er die Freiheit eines Solchen, der seine Ansicht vortrug, nicht nur lobte, sondern auch vertheidigte. Wenn etwa Einer aus den Höhern es übel zu nehmen schien, daß ein Geringerer eine, der seinigen entgegen gesetzte Meinung im Rathe verfocht, nahm der Kaiser sich seiner an, und bewirkte durch seinen Schutz, daß auch die Andern mit aller Freiheit sich aussprachen.

Bei Beschließung wichtiger Dinge, ganz besonders aber wenn es das Leben eines Menschen betraf, ging er folgender Weise zu Rathe. Vor Allem suchte er sein Gemüth von aller Verwirrung zu befreien; dann bedachte er die Sache fleißig vor Gott, ersuchte auch Andere, besonders Ordensleute um ihr Gebet; hierauf forderte er den wohl bedachten und sorgfältig erwogenen Rath weiser Männer, und beschloß in derlei Dingen gewöhnlich nach den Stimmen der Meisten. Denn er pflegte zu sagen, »es sei sicherer, den Räthen zu folgen, wenn auch zuweilen der Ausgang der Sache fehlschlage; als seinem eigenen Kopfe zu folgen.« — War es nicht wohl thunlich, daß er eine Sache mit den Räthen verhandelte, so flehte er Gott und seine Heiligen um so inbrünstiger um Rath an. Der Magistrat zu Wien hatte verbo-

ten, daß irgend ein Bürger nach Hernals hinaus liefe, die protestantischen Prediger anzuhören. Dies nahmen die protestantischen Herren und Stände sehr übel, pochten bei dem Kaiser auf ihre Privilegien und Freiheiten, und beklagten sich bitter, daß ihre Gerechtsame hierdurch geschmählert würden. Die ganze Zeit hindurch, während welcher sie nun ihre Sache vortrugen, bezeichnete der fromme Kaiser heimlich sein Herz mit dem Zeichen des Kreuzes und bat Gott innerlich, nicht zu gestatten, daß in der Antwort ihm Ein Wort entfiele, das weder dem wahren Glauben zum Nachtheil gereichte, noch die Protestanten heftiger erbitterte.

Wenn irgend eine Sache von bedeutender Wichtigkeit zur Berathschlagung sich ergab, wobei etwa Gefahr unterlief, daß neue Kriege oder Unruhen entständen, beschränkte er sich nicht darauf, nur Eine Rathsversammlung anzuhören, sondern er wollte die Meinung mehrerer Collegien vernehmen. Als dies einmal in der Mantuanischen Angelegenheit sich ereignete, schrieb er eigenhändig an die Präsidenten aller Rathscollegien, »die Räthe sollten wohl bedenken, was sie in einer so hochwichtigen Sache riethen; und hierin nichts anderes angeben als was sie, vor Gottes Richterstuhl befragt, sich getrauten, unerschrocken verantworten zu können.« Und diesen, seinen Befehl verordnete er, sämmtlichen Räthen vorzulesen, so oft sie zur Berathschlagung über diese Sache zusammen kämen. Betraf die zu berathende Angelegenheit die Religion, so forderte er zuerst die

Gottesgelehrten verschiedener Schulen auf, ihre Gutachten, und zwar schriftlich abzugeben, um solche fleißiger zu erwägen; dann berief er Cardinäle, Bischöfe und Andere, von welchen er wußte, daß sie der katholischen Religion vorzüglich zugethan waren, zur Berathung; und, waren sie im Begriff sich auszusprechen, so ermahnte er sie und sprach, »sie sollten die Religion vor Augen haben, und rathen was sie einst vor Gottes gerechtem Gerichte verantworten könnten; er werde ihrem Rathe mit Sicherheit nachgeben, da er hierzu gelehrte, fromme und Personen aus dem Stande erwählt habe, welchen die Beschützung der Religion vorzüglich anginge.« Diese Weise, Rath zu halten wendete er damals an, als von dem Sächsischen Frieden gehandelt wurde; von welchem ich anderwärts geschrieben habe.

Es ergab sich zuweilen, daß eine Angelegenheit solcher Art vorkam, daß sie durchaus geheim verbleiben mußte, und nicht im öffentlichen Rathe verhandelt werden durfte. In solchen Fällen ließ der Kaiser nicht alle Räthe zugleich, sondern einzeln kommen, und verlangte von jedem Einzelnen sein besonderes, und zwar nicht mündliches, sondern schriftliches Gutachten. Dies aber that er mit so großer Vorsicht und Behutsamkeit, daß keiner vermuthen konnte, es sei noch ein Anderer außer ihm zu Rathe gezogen worden. Dadurch erreichte er zwei Dinge, erstens daß er die Meinungen Verschiedener hörte; zweitens aber, daß keiner es wagen durfte, die Sache zu verrathen; denn da Jeder erachtete, der Kaiser habe

ihm allein das Geheimniß anvertraut, mußte auch Jeder fürchten, daß wofern die Sache auskäme, ihm allein, und keinem Andern die Schuld dessen beigemessen würde.

21.

Von seiner Nächsten- und Feindesliebe.

Wer da wissen will, wie inbrünstig Kaiser Ferdinand seinen Nächsten liebte, der betrachte nur ernstlich die Arbeiten und Gefahren, die er gern und willig auf sich nahm, seine ihm untergebenen Völker von dem Irrthum zur wahren Religion zurückzuführen. Niemand, der seine Unterthanen nicht aufs innigste liebte, hätte gethan und gelitten was er gethan und gelitten hat. Es ergab sich einmal die Rede von dem Eifer, mit welchem er die Reformation seiner Länder betrieb, da sagte der Kaiser: »Gar sehr irren die Unkatholischen, wenn sie glauben, ich sei ihr Feind, weil ich ihnen die Ketzerei verbiete. Wahrlich ich hasse sie nicht; ich liebe sie; denn liebte ich sie nicht, so wäre ich aller Sorge überhoben und ließe sie irren. Gott ist mein Zeuge, daß ich sie so sehr liebe, daß ich ihr Heil sogar mit meinem Leben befördern wollte. Wüßte ich, daß ich durch meinen Tod sie zu dem wahren Glauben zurückrufen könnte, so wollte ich noch in dieser Stunde dem Scharfrichter meinen Hals darbieten.«

Niemals hörte man ihn, dem Nächsten übel nachreden. Verleumdete aber ein Anderer in seiner Gegenwart, so nahm er es ihm sehr übel, und gab ihm zu verstehen, daß jedes Wort ihm mißfiele, wodurch eines Andern guter Ruf verletzt würde. Ja er wollte, daß der gute Ruf nicht nur der Lebenden, sondern auch der Verstorbenen unangefochten bliebe; duldete es auch nicht, daß man von einem Todten übel redete, selbst nicht in solchen Dingen, die während seines Lebens ihm mißfällig gewesen waren. Besorgt um das Heil der Verbrecher, die zum Tod verurtheilt wurden, fragte er immer eifrig, ob sie vor ihrem Tode sich mit Gott versöhnt hätten? Mit den leidenden Seelen im Reinigungsfeuer hatte er zartes und besonderes Mitleid. So oft er vernahm, daß Einer seiner Bekannten gestorben, oder daß irgend ein Treffen vorgefallen war, ließ er alsbald für Denselben und für die, auf dem Schlachtfelde gebliebenen Katholiken Messen in großer Anzahl lesen, wohnte auch selbst dem heiligen Opfer bei und betete inbrünstig für sie. Hierher gehört auch, daß er ein langes Verzeichniß solcher Heimgegangenen hatte, für die er täglich betete, der Päpste, Kaiser und katholischen Könige, die zu seiner Zeit gelebt hatten, so wie auch der Räthe, die ihm gedient hatten, und in seinen Diensten gestorben waren; auch seiner ehemaligen Beichtväter, und was noch mehr zu verwundern ist, gemeiner Ordensleute, die er geliebt hatte, und von welchen er erachtete, daß auch sie ihn geliebt hätten.

Zumal war seine Nächstenliebe erstaunlich groß gegen seine Feinde und Widersacher. Zur Zeit, als so sehr Viele, sowohl In- als Ausländer sich gegen ihn verschworen hatten, betheuerte er in meiner Gegenwart, es sei kein Mensch auf Erden, dem er übel wolle. Ob auch sehr Viele sich laut als seine Feinde erklärten, erklärte doch er selbst sich als keines Menschen Feind; und war es auch nicht. Unter Allen, die gegen Ferdinand die Waffen führten, war vielleicht Gustav Adolph, der Schwedenkönig, sein grimmigster Feind. Als nun nach der Schlacht bei Leipzig von demselben die Rede war, und erzählt ward, wie trefflich er die Schlacht geordnet habe, sagte Ferdinand: »Er ist ein ausgezeichneter Fürst und ein erfahtener Feldherr; Schade nur, daß er eine böse Sache vertheidigt!« — So sehr liebte der Kaiser seinen Feind, daß er ihn gern lobte, wo er glaubte, daß er des Lobes würdig war.

Täglich nahmen die Übel überhand, und ein Krieg entspann sich aus dem andern. Da man aber glaubte, es seien nur wenig Personen, welche alle diese Unglücksfälle durch ihr Ansehen und ihr Anstiften unterhielten, fanden sich Solche, welche sich antrugen, die Rebellenhäupter und Urheber dieser Übel aus dem Wege zu räumen. Einer derselben verlangte nur, daß, wenn es nach vollbrachter That, ihm widerfahren sollte, gefangen oder getödtet zu werden, der Kaiser für sein Weib und seine Kinder sorgen möchte. Der Kaiser aber ließ demselben sagen, »Dies sei weder christlich noch kaiserlich; er wolle sei-

ne gerechte Sache öffentlich und mit den Waffen verfechten; den Ausgang und alles Übrige aber stelle er Gott anheim, und werde solches Ihm immer anheimstellen.

Jemand erzählte in Gegenwart des Kaisers und anderer großen Herren, in der letzten Schlacht sei der Befehlshaber des feindlichen Heeres mit einer Kugel durch den Arm geschossen worden. Hierauf erwiederte Einer aus den Hofleuten, der Soldat habe gröblich gefehlt; denn er hätte ihm das Herz und nicht den Arm durchschießen sollen. Der Kaiser aber antwortete ihm mit Unwillen: »Ich bitte Euch, mit welchem Gewissen dürfet ihr euerm Nächsten ein so großes Uebel wünschen?« — Nicht liebreicher hätte er von einem Freunde reden können, als er von seinem Feinde gesprochen hat.

Hierher gehört auch die besondere Güte, mit welcher er so viele seiner Feinde wieder zu Gnaden aufnahm, als viele ihn um Verzeihung baten; und zwar nicht nur aus dem gemeinen Volke, oder aus den Rittern, Freiherren und Grafen, sondern auch aus den Fürsten und Häuptern der Rebellen; wobei er öffentlich erklärte, er sei keines Menschen Feind; vielmehr wünsche er, daß Jeder vom Bösen abstehen möchte. Den Fürsten von Anhalt, der früher dem Pfalzgrafen Friedrich als Generallieutenant gegen den Kaiser gedient hatte, nahm er nicht nur gütig, sondern auch mit ausgezeichneter Ehre auf, als er sich demüthigte; denn er zog ihn zum Erstaunen, um nicht zu sagen, zum Ärger der Anwesenden

zu einer Tafel, wo er mit seinen Kindern speiste. Dem Pfalzgrafen Friederich, der die Krone Böhmens durch ein Hauptverbrechen ihm und seinem Sohne geraubt hatte, und in das Königreich eingedrungen war, ließ er Verzeihung antragen; und gewiß auch hätte er ihn wieder in einen guten Theil seiner Länder eingesetzt, wenn er nicht durch ein neues Verbrechen mit Gustav Adolph zu jener Kriegsexpedition sich verbunden hätte, in welcher er auch das Leben ließ. Jedermann weiß, und ich habe auch anderswo davon gesprochen, daß er seinem Sohne Carl Friedrich die nämliche Verzeihung antrug, und sie ihm auch erwiesen hätte, wenn dieser junge Herr des Kaisers Huld hätte erfahren wollen.

Alle aber, die er einmal wieder zu Gnaden aufgenommen hatte, liebte er so, daß es schien, als erinnere er sich gar nicht, daß sie jemals seine Feinde gewesen wären. Viele setzte er wieder in ihre vorigen Ehren ein; Viele auch erhob er zu noch größern. Ich weiß, daß Manche diese so große Huld als einen Fehler an ihm tadelten. Daher entstand jene Rede, es sei besser, die Herren von Österreich beleidigen und sie dann um Verzeihung bitten, als nie etwas wieder sie thun; und Diejenigen seien besser bei ihnen daran, die einmal böse, als Jene, die immer gut gewesen wären. Doch die eigentliche Tugend großer Fürsten ist die Huld. Dadurch kommen sie Gott am nächsten, der oft einen reuigen und bußfertigen Sünder höher als Diejenigen erhebt, die niemals große Sünden begangen haben.

22.

Seine Freundlichkeit und Güte gegen Alle.

Diese Tugend lobten sogar seine Feinde an Ferdinand. Ich weiß, daß einmal Einer aus dem feindlichen Lager eigens darum nach Wien kam, des Kaisers Menschenfreundlichkeit, die auch bei den Feinden berühmt war, mit Augen zu sehen und zu erfahren. Niemand hatte je Audienz bei ihm, der nicht hernach seine Güte und Freundlichkeit höchlich gerühmt hätte. Ich will an einem andern Orte das glänzende Zeugniß des Erzbischofs und Churfürsten von Cöln von den Tugenden des Kaisers anführen. Hier will ich nur etwas Weniges davon sagen. Dieser hochweise Fürst pflegte, wenn er die Leutseligkeit Ferdinands lobte, zu sagen, dieselbe sei solcher Art, daß sie die Herzen der Menschen raube, die Furchtsamen ermuntere, die Ängstlichen beruhige, die Betrübten tröste und Niemand traurig ausgehen lasse.

Es erging die Rede, der Kaiser würde den Frohnleichnams-Processionen zu Steyer, zu Wels, zu Ens und zu Linz beiwohnen. Sobald die unlängst aufrührischen Bauern dies erfuhren, strömten sie in Schaaren herbei, den Kaiser zu sehen. Da sie nun sahen, wie aus seinem Gang, aus seinem Angesicht, aus seinen Augen und aus allen seinen Geberden die freundlichste Güte und Milde hervorleuchtete, wurden sie davon so gänzlich überwunden und gefangen, daß sie ausriefen, nie und nimmer hätten sie des

Aufruhrs sich vermessen, dessen sie sich vermaßen, wenn sie den Kaiser früher auch nur ein einziges Mal gesehen hätten; denn er sei die Güte und Freundlichkeit selbst.

Es war nicht nothwendig, sich lange zu bemühen, um bei ihm vorgelassen zu werden. Gern gewährte er die begehrten Audienzen; und zwar wenn anders möglich, zu einer Stunde, die er für Diejenigen, die solche begehrten, als die gelegenste erachtete. Er hörte Manchen einige Stunden lang an; und zwar nicht nur ohne Überdruß und Widerwillen, sondern mit heiterm und lächelndem Angesichte. Nicht selten pflegte er, wenn die Angelegenheiten der Bittenden abgethan waren, vertraulich mit ihnen zu reden, und sie um den Stand ihrer Geschäfte, um ihre Kinder, um ihre Heimath zu befragen. Es schien gleichsam als redete ein Vater mit seinem Sohne, ein Bruder mit dem Bruder; so freundlich war des Kaisers Huld gegen seine Unterthanen. War er gesund, so gab er stehend Audienz, oder lehnte sich ein wenig an den Tisch; konnte er seiner Kränklichkeit wegen nicht stehen, so ließ er gar oft Demjenigen, den er anhörte, einen Stuhl geben; besonders seinem Beichtvater oder andern Geistlichen.

Wenn irgend ein Adeliger oder ein Priester, den er entweder von Angesicht oder dem Rufe nach kannte, aus der Ferne nach Hofe kam, und der Kaiser ihn im Vorübergehen oder sonst wo sah, reichte er demselben alsbald die Hand und grüßte ihn mit freundlichen Worten. Es pflegen, wenn der Kaiser

seinen Einzug in eine Stadt hält, die Rathsherren den Himmel zu tragen, und ihn darunter in die Kirche oder in den Pallast zu begleiten. Bei solchen Gelegenheiten bewunderten oft Viele Ferdinands große Freundlichkeit. Zuweilen besprach er sich auf dem ganzen Wege überaus liebreich mit den Rathsherren, und erkundigte sich, wie es um die Stadt stehe; wie die Bürger sich nährten; wie es ihnen sonst erginge. — Wenn er erfuhr, daß irgend Einer seiner vorzüglichsten Diener oder Beamteten krank wäre, sandte er täglich, solchen zu besuchen, ließ ihn grüßen und fragen, wie er sich befände; ob die Krankheit ab- oder zunähme. Oft sandte er seinen Leibarzt dahin, einen solchen Kranken sorgfältig zu behandeln. Und diese Milde erzeigte er nicht nur gegen Solche, die in der Stadt erkrankt waren, wo er selbst sich befand, sondern auch gegen Andere, die oft sehr weit von der Stadt entfernt waren. Zeugen dessen sind Herr Cardinal Paßmann, Erzbischof zu Gran, Herr Graf Nicolaus Esterhazi, Pfalzgraf von Ungarn, und sehr viele Andere.

Übrigens erzeugte diese huldvolle Herablassung und Güte durchaus keine Geringschätzung des Kaisers bei dem Volke; umgekehrt vielmehr erhöhte sich die Achtung und Liebe für ihn, denn er setzte die Majestät durch die Leutseligkeit nicht herab; durch diese milderte er jene, ohne sie zu unterdrücken. Daher geschah es auch zuweilen, daß gerade Diejenigen, die wegen seiner Freundlichkeit ein Herz gefaßt hatten mit ihm zu reden, wegen der Majestät verstummten.

Man weiß, daß der Botschafter des Tartarenkönigs in des Kaisers Gegenwart sprachlos stand. Und als hernach der Dollmetscher ihn befragte, warum er vor einem so huldreichen Fürsten so gänzlich verstummt wäre? antwortete er, er sei von dem Glanze geblendet worden, den die Majestät des Kaisers ausstrahle.

23.

Von seiner, mit Huld vereinten Gerechtigkeit.

Herr Anselm Casimir, Erzbischof und Churfürst von Mainz nennt in einem Schreiben vom 23. Mai 1637 Ferdinand einen Eiferer der Gerechtigkeit im römischen Reiche, und den preiswürdigsten Beschützer derselben. Und wahrlich, da er erkannte, daß die Königreiche ganz vorzüglich durch diese Tugend bestehen, lag ihm nichts so sehr am Herzen, als Jeglichem sein Recht zu sprechen, oder ihn dabei durch seinen Schutz zu erhalten. Wenn eine Sache gerichtlich zu verhandeln war, nahm er bei den Parteien weder auf Verwandtschaft, noch auf Ämter und Würden, noch auf Ansehen Rücksicht. Es war vergeblich, hinter die Macht irgend eines Großen sich zu verbergen, oder seine Hoffnung darauf zu bauen; denn er blieb unbeweglich, und neigte sich nirgend hin, außer wohin die Gerechtigkeit anzog. Es kam einmal ein angesehener Fürst aus Italien nach Wien in Angelegenheiten, die ein bedeutendes Reichslehen betrafen.

Die Rechtschaffenheit und freundlichen Sitten dieses Herrn gefielen dem Kaiser ungemein wohl, so daß er sehr vertraulich mit ihm umging und ihm besonders gewogen war. Da er nun des Kaisers Sinn und Gemüth kannte, schien er nicht zu zweifeln, er würde die Sache ihm zusprechen. Nachdem aber diese Rechtssache erörtert und wohl erwogen war, sprach der Kaiser wider diesen Fürsten. Je mehr aber Einige hierüber sich verwunderten, um so mehr erhoben Andere die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers. Einer indessen fragte den Monarchen, auf welche Weise er sich künftig gegen diesen Fürsten benehmen würde? Er aber antwortete: »Genau wie zuvor ehe das Urtheil gesprochen war; mir geziemt es nicht, wegen besonderer Freundschaft von der Billigkeit abzugehen; und ihm geziemt es eben so wenig, für eine Schmählerung meiner Liebe gegen ihn zu deuten, daß ich der Gerechtigkeit gemäß gehandelt habe.«

Es geschah am 1. Februar 1608, daß Georg Banffy, ein ungarischer Freiherr, in einem Aufstand zu Rackersburg ums Leben kam. Nun beschuldigten einige Ungarn den Befehlshaber der Besatzung, als sei er die Ursache dieser Ermordung; und wenige Tage hernach ward beinahe die ganze Stadt durch eine schreckliche Feuersbrunst in Asche gelegt. Es erging auch das Gerücht, es würde einem großem Theile Steyermarks nicht anders ergehen, wofern der Kaiser den Befehlshaber nicht am Leben bestrafe. Einige Räthe wollten auch den Kaiser bereden, er sollte, der beleidigten Partei Genugthuung zu verschaffen

und die so schwere Gefahr von dem Lande abzuwenden, dem Commandanten den Kopf abschlagen lassen. Er aber antwortete: »Ich werde es nimmermehr dulden, daß dem Commandanten etwas am Leben geschehe, wenn er es nicht verschuldet hat. Weder Drohungen noch Gefahren werden mich zu einer Ungerechtigkeit bewegen; und wenn auch das ganze Land darüber sollte abgebrannt werden; ja wenn sogar ich selbst mit Weib und Kindern darüber betteln gehen müßte.«

In Criminalsachen, wo es dem Leben und Blute eines Menschen galt, zögerte er gar sehr mit seinem Ausspruch; ließ die Sache mit größtem Fleiß von den Richtern durchforschen und sich selbst alle einzelnen Umstände referiren. Ja er befahl auch wohl, den Handel zwei bis dreimal von neuem durchzusehen, und empfahl solchen dem Gebet frommer Ordensleute; damit ja aller Irrthum verhütet würde. Das Urtheil, das zu Regensburg über Diejenigen gefällt wurde, die im Verdacht waren, als hätten sie an der Verschwörung des Herzogs von Friedland Theil genommen, ließ er aufs neue durchsehen, erwog die Sache mit den Seinigen bis zum dritten und vierten Mal, flehte selbst und ersuchte auch Andere, Gott um sein Licht in dieser Sache anzuflehen. Wenn er irgendwo den Ausspruch beobachtete: **Eile mit Weile!** so beobachtete er solchen, wenn er ein richterliches Urtheil auszusprechen hatte.

So oft er sah, daß weder das öffentliche Wohl noch der Nutzen Einzelner dadurch beeinträchtiget

wurde, milderte er die Strenge der Gerechtigkeit durch die Lieblichkeit der Gnade; eine Art Laster ausgenommen, von welchem im 15. Capitel die Rede war. Kaum ließ er ein einziges Urtheil über Verbrecher hingehen, ohne solches zu mildern oder zu vermindern. Bald veränderte er die Strafe selbst, bald den Ort, bald die Zeit derselben; bald hob er einen Theil der Strafe auf, bald ertheilte er völlige Begnadigung. Wenn die Bestrafung Einer Person zur Gerechtigkeit genügte, ließ er es nicht zu, daß ihrer mehrere bestraft würden. Nimmer ließ er es einer ganzen Familie zur Unehre oder zum Nachtheil gereichen, wenn Einer oder der Andere aus derselben, sogar des Verbrechens der beleidigten Majestät sich schuldig gemacht hatte; und wollte auch nicht, daß dem Vater des Sohnes, oder dem Sohne des Vaters, oder dem Bruder des Bruders Verbrechen zum Schaden oder zur Schande gereichen sollte. Er tröstete einst die Kinder eines Verbrechers, dem das Leben nicht konnte geschenkt werden, und sagte ihnen des Vaters Verbrechen würde ihnen durchaus keinen Schaden bringen. Ja er fügte noch bei, er selbst wolle Vaterstelle an ihnen vertreten, wenn anders sie sich aufführten wie es sich gezieme. Wiewohl er aber so sehr sich bemühte, die Gerechtigkeit zu handhaben, und zu verhüten, daß Jemand Unrecht geschehe, daß er oft sagte: »er wolle lieber sterben als Unrecht thun,« so brachte er es vielleicht dennoch nicht dahin, daß bei keinem Richterstuhle irgend wäre gefehlt worden; doch kann ich gewiß versichern,

daß mit seinem Wissen und Willen dies niemals geschah. Kein Fürst kann Alles wissen; wie immer er die Augen offen habe, bleiben ihm dennoch nothwendig viele Dinge verborgen.

24.

Seine Freigebigkeit und Großmuth.

Es dürfte überflüssig scheinen, diese Tugend mühsam an Ferdinand zu erweisen. Es ist eine allgemeine Meinung, daß kaum jemals ein römischer Kaiser auf dem Throne saß, der mit Ferdinand an Freigebigkeit sich vergleichen ließe. Wenn ich hier Alles anführen wollte was seine Freigebigkeit für die Menschen gethan, würde ich so übermäßig schreiben müssen als Viele erachten, Ferdinand sei übermäßig in seinen Gaben gewesen. Einer aus den angesehensten Herren des Hofes pflegte zu sagen: »Es wäre zu wünschen, Ferdinand hätte etwas von den beiden Hauptsünden, dem Geitze und dem Zorne an sich.« Denn er war über allen Glauben sanftmüthig, und freigebig über alles Maß. Ob er auch ohne Unterlaß schenkte und Wohlthaten erzeigte, schien es ihm dennoch, er habe seinem höchst großmüthigen Herzen nimmer Genüge gethan. Er sagte zuweilen scherzweise: »Es würde ihn ungemein erfreuen, wenn Gott in seinen Landen ein neues und sehr reiches Goldbergwerk eröffnete; nicht damit er Schätze für sich sammelte, sondern damit er immer so viel zur Hand

hätte als Andere verlangten, und er gern geben möchte.« — Ich will nicht weiter fortfahren von seiner Freigebigkeit oder Großmuth zu sprechen; nothwendiger bedünkt es mich, solche in Schutz zu nehmen als darzuthun. Denn wenn irgend etwas an ihm getadelt wurde, so waren es seine reichlichen und, so zu sagen, verschwenderischen Schenkungen. Man beschuldigte ihn, er habe über seine Kräfte, und über die Verdienste der Leute verschenkt; er habe die Geistlichen und Klöster reich gemacht; die Kriegesobersten und Soldaten beinahe vergoldet; seine Räthe mit Reichthum und Gütern überladen; indessen seien die Schulden nicht bezahlt, die Gläubiger um das Ihrige gebracht, die Armen, Witwen und Waisen nicht befriediget worden.

Es ist keineswegs meine Absicht, hier eine Vertheidigungsschrift zu schreiben. Hinsichtlich der Gnadengaben aber, wodurch, dem Vorgeben seiner Tadler zufolge, die Bezahlung der Schulden wäre verhindert worden, kann ich Folgendes versichern. Erstens ward die Entrichtung der Schulden keineswegs also verabsäumt, als Einige es sich einbilden. Ich weiß, daß bedeutende Schulden bezahlt wurden; und zwar entweder mit baarem Gelde oder mit Einantwortung liegender Güter. Überdies gab der Kaiser im Jahr 1628 zu Prag Befehl, daß aus der böhmischen Kammer jedes Jahr 50,000 Gulden allein dazu sollten bestimmt werden, die armen Hofparteien zu befriedigen, die den Kaisern Rudolph oder Mathias ehedem gedient hatten, und allen ihren Ansprü-

chen genug zu thun. Was aber in Böhmen, das geschah auch in andern Provinzen. So oft vorkam, daß Jemand, der Forderungen an die Kammer hatte, in der Noth sei, ward alsbald angeordnet, ihn zu bezahlen.

Dies bei Seite gesetzt, sehe ich, daß es nicht minder des Kaisers Pflicht war, wie sie es nennen, Schenkungen zu machen, als Schulden zu bezahlen; ja daß es oft billig war, Letzteres dem Ersten vorzuziehen. Es waren damals schwierige Zeiten, in welchen nicht nur Privatangelegenheiten, sondern auch das allgemeine Wohl in Gefahr schwebte; und Eines sowohl als das Andere durch die Waffen beschützt werden mußte. Im Felde waren tapfere Soldaten, zu Hause weise Räthe nothwendig. Jene mußten mit dem Schwerte, diese durch Klugheit und besonnenen Rath dem Fürsten Königreiche und Länder, den Privatpersonen Haus und Hof, Äcker und Weingärten, Schlösser und Dörfer beschützen und erhalten. Konnte also wohl der Kaiser umhin, sowohl Diese als Jene durch Gnadengaben für sich und seine Unterthanen zu verpflichten? Und wie, wenn ich sagte, daß die Geschenke, die wir für bloße Gaben halten, meist Besoldungen waren? Wird etwa Jemand zu tadeln finden, wenn der Soldat bezahlt wird, dafern man seiner bedarf, damit er nicht von seiner Fahne entlaufe oder zum Feinde übergehe? Was aber die Gaben betrifft, die den Geistlichen und Ordensleuten zu damaliger Zeit gespendet wurden, waren solche allerdings nothwendig. Denn dies ward unter an-

dern durch die Waffen gesucht, daß nach der Vertreibung der Häresien aus den Ländern, wo sie, den Reichsconstitutionen zum Trotz, sich eingeschlichen hatten, oder eingeführt wurden, die katholische Religion wiederhergestellt würde. War es also nicht nothwendig, mit dem nothwendigen Lebensunterhalt Diejenigen zu versehen, die durch Arbeiten und im Schweiß des Angesichtes das Heil der Seelen befördern sollten? Nichts davon zu sagen, daß es billig war, von den geistlichen Gütern, welche die Unkatholischen so lange Zeit besaßen, sie auf gewisse Weise in Etwas zu entschädigen. Doch ich will hierüber nichts weiter sagen. Dies ist gewiß, daß unter Denjenigen, die von Ferdinand mit Gnaden und Reichthum beschenkt wurden, die Meisten ausgezeichnet gelehrte und gewissenhafte Leute sind, von welchen Keiner, ich will nicht sagen, etwas von ihm begehrt, sondern auch nur angenommen hätte, wenn er es für unbillig gehalten hätte, daß der Kaiser derlei Geschenke ertheilte, ohne früher alle Schulden zu bezahlen.

25.

Von seiner Liebe und seinen Wohlthaten gegen den Clerus und die Ordensgeistlichen.

Begierig ergriff Ferdinand jede Gelegenheit, den Clerus und die Ordensgeistlichen durch Gnaden auszuzeichnen; und sorgte für ihre Ehre und ihr Wohl wie ein liebreicher Vater für seine Kinder.

Dem Clerus stellte er sowohl in Böhmen als in den übrigen österreichischen Provinzen beinahe unzählige Pfarreien und Pfründen zurück, die damit verknüpft waren; und zwar entriß er, um solche ihnen zurück zu stellen, sie den Unkatholischen mit größter Mühe, Unkosten und Gefahren. Sehr viele Domcapitel, besonders aber das zu Wien, versah er mit neuen Einkünften. Zu vier Bisthümern, die er in Böhmen stiftete, verschaffte er die nothwendigen Gelder. Das Erzbisthum Prag, das Ferdinand der Erste wiederherstellte, hat Ferdinand der Zweite mit einer Zugabe von vier und zwanzig tausend Gulden jährlicher Einkünfte bereichert. Den Schaden, der durch die Einführung der Hussitischen Secte dem Clerus in Böhmen erwuchs, ersetzte er durch wahrhaft kaiserliche Großmuth. Dem Erzbisthum und Primat zu Gran in Ungarn, erließ er die Last, wodurch solches verpflichtet war, jährlich 20,000 Gulden an die Besatzung von Neuhäusel zu bezahlen. Eben so ließ er den acht und vierzigsten Theil des Goldes und Silbers, das aus den ungarischen Bergwerken erhoben wird, (von ihnen Bisetum genannt,) und das der heilige Stephan, König von Ungarn diesem Erzstift vor Zeiten bewilliget hatte, das aber späterhin, in unruhigen Zeiten zu andern Dingen verwendet ward, — demselben abermal zurückstellen. In Österreich erließ er gleich im Anfang seiner Regierung dem Prälatenstande freiwillig und für immer die 40,000 Gulden, die derselbe dem regierenden Landesfürsten zu bezahlen pflegte. Es war sowohl in Ungarn als

in den österreichischen Provinzen üblich, daß wenn ein Bischof oder ein Prälat mit Tode abging, der König oder die Erzherzoge die hinterlassene Habe und alle Fahrnisse, (die man spolia nannte,) an sich zogen und damit nach ihrem Belieben schalteten. Kaiser Ferdinand aber wollte solche nicht berühren, sondern überließ sie den geistlichen Nachfolgern derselben. Ich übergehe die bedeutenden Unkosten, die er zur Erbauung und Ausbesserung der Kirchengebäude, zum Unterhalt vieler Priester, zur Erleichterung und Hilfe Anderer, und zu vielen ähnlichen Dingen mit besonderer Liebe und Freigebigkeit verwendete.

Was aber die geistlichen Orden betrifft, so gibt es gewiß keinen, welcher der Liebe des Kaisers nicht mit Recht sich rühmen könnte; keinen, der nicht bekennen müßte, daß er ihm sehr vieles verdankt. Jene Orden, die von Alters her in seinem Lande wohnten, erhob er zu ihrem frühern Glanze, wenn sie darum gekommen waren; oder aber er verbreitete sie, wofern sie im Flor waren, durch neue Wohnungen. Viele andern führte er selbst in Oesterreich, Böhmen und Steyermark ein; diese waren die regulirten Cleriker zum heil. Paulus, Barnabiten genannt, die Camaldulenser, Paulaner, unbeschuhten Carmeliten und Carmelitinnen, die reformirten Augustiner, die Benedictiner von Montserrat aus Spanien, die Serviten und die irrländischen Franciscaner. Diesen und andern stiftete er entweder ganz neue Klöster; oder aber er verbesserte die von Andern für sie erbauten.

Ganz besonders ehrte er jene Orden, von welchen er sah, daß sie ihre Regel richtig hielten, und nicht von dem Beruf und der Tugend ihrer Vorgänger wichen. Diese ersuchte er oft um ihr Gebet, ging vertraulich mit ihnen um, und speiste zuweilen bei ihnen. Auch hatte er es gern, daß sowohl seine eigenen als seines Sohnes, des Königs, Räthe ihnen wohl gewogen wären. Oft sagte er, er verdanke ihrem Gebet seine Glückseligkeit und den besondern Schutz Gottes, den er gegen sich erfuhr.

Da er, nach dem Urtheil aller Welt, die Gesellschaft Jesu besonders innig liebte, erfordert es an dieser Stelle die Dankbarkeit, daß ich hier einiger besondern Wohlthaten gegen uns gedenke. Er errichtete der Gesellschaft Jesu nicht weniger als zehn Häuser; dann zwei Profeß-Häuser, zu Wien und zu Prag; eben so viele Noviziate, zu Leoben und zu Wien; überdies sechs Collegien, zu Laibach in Krain, zu Klagenfurt in Kärnthen, zu Görz in Friaul, zu Kuttenberg und zu Leutmeritz in Böhmen; und zu Glogau in Schlesien. Viele andern, bereits von Andern gestifteten Häuser baute er vollends aus, oder aber versah sie, wenn sie bereits gestiftet waren, mit bessern Einkünften. Also vermehrte er das Einkommen des Collegiums und der Akademie zu Grätz, die sein Vater Carl, und eben so jenes des Collegiums und der Akademie zu Prag, die sein Ahnherr, Kaiser Ferdinand der Erste, gestiftet hatte, bis aufs Zwei- und Dreifache. Nicht minder auch hat dieser großmüthige Monarch dem Collegium zu Passau, das sein

Herr Bruder, der Erzherzog Leopold gestiftet, ferner dem Collegium zu Linz und zu Brünn, die Kaiser Mathias und Rudolph errichteten, sowie denen zu Olmütz, zu Iglau und Znaim in Mähren, zu Agram in Slavonien, zu Raab in Ungarn, zu St. Veit in Istrien, zu Triest am adriatischen Meer, zu Steyer in Oesterreich und auch andern in andern Provinzen bedeutend aufgeholfen und sie freigebig unterstützt. Und da er selbst sowohl aus eigenem, als auf den Willen seiner Aeltern von der Gesellschaft Jesu in den Wissenschaften und in der Frömmigkeit war unterwiesen worden, wollte er, daß auch seine Brüder und seine Kinder von derselben unterrichtet würden. Sich und seinen Kindern wählte er Priester der Gesellschaft Jesu zu Beichtvätern und Hofpredigern; eben so wollte er, daß sie für ihn und seine Kinder täglich das Opfer des Altares bei Hofe feierten; und begehrte ihr Gebet bei wichtigen Ereignissen, besuchte sie sehr oft, und blieb mit großer Vertraulichkeit bei ihnen zum Mittag- oder Abendessen; versäumte auch keine Gelegenheit, den Orden zu beschützen oder ihm Gutes oder Angenehmes zu erweisen. Es war ein ziemlich allgemeines Sprichwort, wer die Gesellschaft Jesu angreife, der vergreife sich an den Augen und Augäpfeln des Kaisers; und Niemand werde für einen Feind der Gesellschaft erkannt, der nicht auch ein Feind Ferdinands sei; wer ihn liebe, der liebe auch die Jesuiten.

Als am 3. Mai 1634 König Ferdinand, sein Sohn, in das Feld aufbrechen wollte, empfahl der

Kaiser ihm aus freiem Antrieb die Gesellschaft Jesu aufs innigste. Der König antwortete ihm, es bedürfe bei ihm keiner Empfehlung, da er sie selbst herzlich liebe und hochachte. »Nichts desto minder, sprach der Kaiser, empfehle ich dir solche abermal und abermal. Beschütze sie nicht minder gegen ihre erklärten Feinde als gegen verstellte Freunde. Denn mit der Zeit wirst du wahrnehmen, daß Viele sich rühmen, sie zu lieben, die sie nicht lieben, und sie dennoch billig lieben sollten.«

Nicht selten sagte er, zum Ruhm der Gesellschaft: »Wenn ich frei wäre, wie meine Brüder es zur Zeit sind, so würde ich auf alle Weise Jesuit werden.«

Als er von Frankfurt, schon als gekrönter Kaiser zurück kehrte und in dem Refectorium des Collegiums zu Grätz von seinen beiden Söhnen, dem Erzherzog Carl, dem Erstgebornen, seligsten und freundlichsten Andenkens, und Ferdinand Ernst, dem jetzt regierenden Kaiser, mit einer zierlichen lateinischen Rede empfangen wurde, sprach er: »Ich hoffe, meine Kinder werden die Gesellschaft lieben; und glückselig werden sie seyn, wenn sie dies thun!«

Und was soll ich noch mehr hierüber sagen? Mehr als Einmal würdigte er die Gesellschaft Jesu, seine Mutter zu nennen. Ein Weib hatte am spanischen Hofe ausgesprengt, ein Beichtvater der Gesellschaft an des Kaisers Hofe habe sich mit einer jungen Person vergangen, und sei deßwegen vom Hofe verwiesen worden. Dies ward von Spanien aus dem

General des Ordens, von diesem aber an den Beichtvater des Kaisers geschrieben, der solches hinwieder dem Kaiser in einem Schreiben vorlegte. Auf diesen Brief seines Beichtvaters antwortete der Kaiser in lateinischer Sprache: »Ehrwürdiger Vater in Christo! Ich sende Eurer Ehrwürden diese erlogenste Lüge aller Lügen zurück. Ich mußte zwar darüber lachen; doch auch mich heftig darüber erzürnen. Auch werden Wir, wofern Eure Ehrwürden über diesen Punct oder über diese Lüge ein Zeugniß des Gegentheiles von Uns verlangen, Uns nicht weigern, zur Erhaltung des guten Rufes unsrer Mutter, der Gesellschaft, dasselbe in bester Form auszustellen. Gott erhalte die Gesellschaft und Eure Ehrwürden, deren Gebet und heiligen Opfern ich mich gänzlich empfehle. Gegeben zu Ebersdorf den 17. September 1633. Eure Ehrwürden Sohn in Christo Ferdinand.«

Ich sollte in dem Anrühmen der Wohlthaten Ferdinands gegen uns kein Ziel setzen, da auch er seinen Wohlthaten kein Ziel setzte. Weil aber die Kürze, die ich mir vorsetzte, mehr nicht zu sagen gestattet, so will ich dies Capitel mit einem Theil eines Codizills zu seinem Testamente beschließen. Er befahl also darin zu schreiben wie folgt: »Da nun dies Alles (es war nämlich die Rede von der Wiederherstellung und Erhaltung des katholischen Glaubens,) nützlich, und vor allem Andern ein vorzügliches Mittel ist, die Geistlichen und Priester in Ehren zu halten und zu beschützen, so wie ihr Zunehmen zu suchen und zu befördern, so wollen wir unsern ältesten Sohn,

den künftig regierenden Herrn Ferdinand Ernst, und alle unsere Kinder, Erben und Nachfolger hiermit väterlich und wohlwollend ermahnen, und tragen ihnen auch auf, daß sie, besonders aber der regierende Herr, ihre Häuser, Kirchen, Klöster, Stiftungen, zeitliche Güter und Gerechtigkeiten sich ganz vorzüglich empfohlen seyn lassen; solche ehren, lieben und so sehr nur möglich beschützen und vertheidigen. Vor Allem aber empfehlen wir ihnen ernstlich und mit besonderm Eifer, die sehr ehrwürdige Gesellschaft Jesu und die Väter derselben, und zwar ganz besonders darum, weil sie durch ihre Lehre, durch den Unterricht der lieben Jugend und durch ihren musterhaften Wandel in der christkatholischen Kirche, und zwar nicht nur in diesen unsern innerösterreichischen Landen, sondern auch in allen unsern Königreichen und Provinzen, ja in der ganzen Christenheit vielen und guten Nutzen schaffen, und vor andern getreu sich bemühen und arbeiten, die katholische Religion zu erhalten und zu befördern; und hingegen von dieser undankbaren und verkehrten Welt mehr als Andere gehaßt und verfolgt werden; weßwegen sie denn größern Schutzes, Hilfe und Beistandes bedürfen, und derselben würdig sind. Dies Alles hoffen und vertrauen wir, daß unsere besagten Erben und Nachfolger solches aufrichtig thun werden. Dies ist unser einziger ernstlicher und letzter Wille.«

26.

Von seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen.

Was unser göttlicher Herr und Heiland einst befohlen hatte, kam bei Ferdinand nie in Vergessenheit; immer erkannte er Gott in den Armen. Daher war er immer schnell zu ihrer Hilfe bereit und trug gleichsam eine ängstliche Sorge für sie. Einer aus den Räthen wollte den Kaiser bereden, seiner selbst zu schonen und die Bittschriften der Armen und unbedeutender Leute Einem aus seinen vertrauten Räthen zu überlassen, um auf solche Weise lästiger Kleinigkeiten überhoben zu werden. Hierüber lachte der Kaiser von Herzen und sprach: »Für die Armen zu sorgen, falle ihm durchaus nicht beschwerlich; vielmehr sei es ihm angenehm; und dazu habe Gott ihn erwählt und berufen.« — Einem Andern, der ihm einen ähnlichen Rath gab, antwortete er: »Durch die Lesung der Bittschriften der Armen und die Erkenntniß und Erledigung ihrer Angelegenheiten verdienen wir den Himmel. Ich weiß nicht, ob dies der Fall ist, wenn wir die Rechtssachen großer Herren und Fürsten verhandeln.«

Als er i. J. 1633 erfuhr, daß es den Armen zur Führung ihrer Rechtssachen an Advokaten fehlte, weil sie wenig Nutzen von ihnen zu hoffen hätten, nahm er sich vor, sobald er von dem Geldverschlingenden Kriege nur ein wenig zu Athem käme, aus

eigenem Beutel in jeder Hauptstadt der Provinzen eine gewisse Anzahl Advokaten zu besolden, damit sie allen Fleiß anwendeten, die Sachen der Armen, ganz besonders der Witwen und Waisen in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen.

Väterlich für die Gesundheit armer Kranken und die Erlösung der Gefangenen besorgt, ließ er für die Ersten Hospitäler errichten, oder solche mit größern Einkünften versehen, Letztern aber kam er durch Lösegeld zu Hilfe. Einmal ließ er Herrn Adolph Michael Grafen von Althan, einem Manne von vortrefflichen Tugenden, der es übernommen hatte, arme Christen aus der Gefangenschaft der Türken zu erlösen, aus allen Ämtern seiner Königreiche und Provinzen, die in sehr großer Anzahl sind, drei und dreißig Stücke ungarischer Dukaten in dieser Absicht aufzählen.

Wo immer er hingehen mochte, liefen die Armen hinzu; und er gab Allen theils mit eigenen, theils durch Anderer Hände, Almosen. Es war ein rührender Anblick, der zur Frömmigkeit erweckte, den Kaiser zu sehen, wenn er in das Reich oder nach Böhmen reiste und die Straßen überall mit Schaaren armer Leute besetzt waren, er aber nicht nur keinen Ueberdruß hierob empfand, sondern sie vielmehr mit liebreicher Barmherzigkeit ansah und ihr Elend freigebig linderte. Wenn er in der Charwoche die heiligen Gräber besuchte, (er besuchte aber derselben jedes Jahr zwanzig in verschiedenen Kirchen, und zwar zu Fuße und in großer Andacht;) liefen im-

mer aus den umliegenden Dörfern und Flecken eine große Anzahl armer Leute herbei, in der gewissen Ueberzeugung, der Kaiser werde nicht vorübergehen ohne seine Milde gegen die Elenden zu erzeigen.

Wenn der Kaiser wegen der Jagd oder der Reigerbeize irgend wohin reiste, um einige Tage daselbst sich aufzuhalten, versammelten sich dort die Armen und Bettler wie auf gegebene Losung. Einige erachteten, solche von der Wohnung des Kaisers zu vertreiben, weil durch derlei Gesindel leicht eine Seuche oder Pest entstehen könnte. Der Kaiser jedoch war weit entfernt, eine solche Vorsicht zu billigen, sondern er pflegte zu sagen: »Wo Arme sich befinden, da kann Gott nicht fern seyn!« — Als Jemand ihn bereden wollte, Einen seiner Diener zu entlassen, und als Ursache dessen angab, daß der Kaiser seiner nicht bedürfe, antwortete er: »Vielleicht aber bedarf er meiner; vielleicht ist er arm!«

Bevor er Kaiser war und mit seiner Hofhaltung sich nach Wien begab, pflegte er zu Grätz einige Mal im Jahre die Hospitäler zu besuchen und den Armen und Dürftigen daselbst eine Mahlzeit zu geben. Die ersten Herren des Hofes nebst den Vätern der Gesellschaft Jesu trugen die Speisen auf; er selbst aber setzte solche jedem Einzelnen mit eigenen Händen vor. Während sie nun aßen und auch hernach redete er bald Diesen, bald Jenen freundlich und liebreich an, befragte sie um ihre Heimath, um ihre Krankheit, tröstete Alle und lehrte sie zur Gottesfurcht an. Das Nämliche that er auch bei Ho-

ße an gewissen Sonntagen, wo er nach dem sehr lobwürdigen Beispiele seiner Frau Mutter zwölf arme Leute von den Gassen oder aus dem Hospitale berufen ließ, ihnen eine Mahlzeit gab und selbst zu Tische diente; wobei seine Frau Mutter, so lange sie lebte, und seine erzherzogliche Gemahlin nebst seinen Kindern und zwei Priestern der Gesellschaft ihm halfen. Wenn er selbst abwesend war, wollte er, besonders als beide Erzherzoginnen aus diesem Leben abgeschieden waren, daß seine junge Herrschaft, diesen Liebesdienst auf dieselbe Weise verrichtete.

Wie er früher als Erzherzog und König gethan hatte, also that er auch da er schon Kaiser war, und wusch nach der Sitte frommer Monarchen, jedes Jahr am grünen Donnerstage zwölf armen, hochbejahrten Männern die Füße, trocknete sie dann und küßte sie. Dies that er kniend und mit allen kirchlichen Ceremonien in Gegenwart des ganzen Hofes und Aller, die dieser Handlung beiwohnen wollten. Hierauf diente er ihnen bei einer stattlichen Mahlzeit zu Tische. Was von der Mahlzeit erübrigte, that er selbst in eigens dazu bereitete Gefäße, und ließ solche nach dem Essen durch seine Leiblakaien dahin tragen wohin die Armen es begehrten. Endlich beschenkte er sie mit einem Gewande und mit Gelde und entließ sie dann gütig und mit Freuden.

27.

Sein Fleiß, Künste und Wissenschaften zu befördern.

Er selbst war sehr gebildet in den Wissenschaften, und darum auch liebte die Wissenschaften und die Liebhaber derselben, so wie überhaupt die gelehrten Männer, wenn anders sie mit ihrer Gelehrsamkeit löbliche Sitten vereinten. Gern bediente er sich solcher Personen, war überaus wohlwollend gegen sie, und beförderte sie, wenn sie geistlichen Standes waren, zu ausgezeichneten geistlichen Würden, sonst aber zu bedeutenden Hofämtern.

Mit großer Freude hörte er, wenn die Söhne großer Herren fleißig studierten und treffliche Fortschritte in den Wissenschaften machten. Um sie aber noch mehr dazu aufzumuntern und auch Andere anzueifern, hängte er, wenn er vernahm, daß sie in philosophischen Disputationen sich ausgezeichnet, oder einen akademischen Gradus erlangt hatten, ihnen oftmals öffentlich eine goldene Kette um, oder beschenkte sie mit dem goldenen Kammerherrenschlüssel, und ernannte sie bei sich oder bei seinen Söhnen zu Kämmerern; oder aber er beförderte sie zu andern Ehren und Würden. Immer hatte er es im Gebrauch, bei Verleihung solcher Ämter und Dienste, die nur dem Adel pflegen verliehen zu werden, Diejenigen vorzuziehen, von welchen er wußte, daß sie entweder einen akademischen Grad erlangt hatten, oder durch Wissenschaften und Gelehrtheit Andere

übertrafen; ob auch ihre Mitbewerber ihnen an Alter und an Dienstjahren vorgingen.

Viele Schulen und Gymnasien zum Unterricht der Jugend errichtete er sowohl im römischen Reiche als in seinen eigenen Königreichen und Ländern. Einige hohe Schulen, die man Akademien und Universitäten nennt, hat er, wenn sie von ihrem Flor herabgekommen waren, wiederhergestellt, oder gänzlich neu errichtet; andere aber, die von Andern errichtet wurden, bestätigt. Kostschulen oder Seminarien, wie man sie zu nennen pflegt, und in welchen arme Jünglinge ernährt werden, damit sie der Frömmigkeit und den Studien sich eifrig ergeben, hat er selbst an mehreren Orten gestiftet; so wie auch andere bereits gestiftete mit bessern Einkünften versorgt. Diese Schulen werden zum ungemeinen Wohl des Staates von einer sehr großen Anzahl studierender Jünglinge zu Wien, zu Prag, zu Grätz, zu Klagenfurt, zu Laibach, zu Olmütz, zu Tyrnau und an andern Orten bewohnt.

Für adelige Jünglinge und solche, die dem geistlichen Stande sich widmen, hat er hinwieder ähnliche Kostschulen und Erziehungshäuser zu Olmütz, zu Prag, zu Tyrnau, zu Gitschin und in vielen andern Städten errichtet. Er hatte auch in Deutschland Mittel angeordnet, wodurch Jünglingen aus Schottland und England das Studium könnte zugängig gemacht werden; aber die schweren Zeiten ließen sein gutes Vorhaben nicht zur Ausführung kommen.

Wie vorsichtig er aber dafür sorgte, daß es weder den Schulen an Jünglingen, noch den Jünglingen an Schulen fehlte, worin die gesunde Lehre und die wahre Religion in Aufnahme käme, eben so vorsichtig sorgte er auch, daß es den Unkatholischen an solchen Schulen fehlte, wo sie die häretischen Irrthümer erlernten. Einige solche Schulen hob er gänzlich auf, andere wendete er zu besserm Gebrauche. Die berühmte Landschaftschule zu Grätz, die aus dem allgemeinen Schatz dieser Landschaft war erbaut worden, hat er in ein Kloster verwandelt, wo reine Jungfrauen nach der Einsetzung der heiligen Clara nun Gott dienen. Daselbst sind auch der Leichnam der Mutter und das Herz Ferdinands bestattet.

28.

Von einigen wunderwürdigen Dingen an Ferdinand.

Wir wollen hier den Lesern einige Dinge vor Augen führen, die in der ganzen Geschichte hin und wieder einzeln und zerstreut erzählt wurden und die, unter Einen Gesichtspunct zusammengefaßt, allerdings wunderwürdig in Ferdinand erscheinen; damit dadurch die Tugend dieses großen Fürsten um so deutlicher erkannt, und um so mehr verehrt werde.

Wunderbar allerdings ist es, daß mit der so hoch erhabenen Würde und Erlauchtheit eines römischen Kaisers, Ferdinand eine so große Geringschä-

ßung seiner selbst und eine so tiefe christliche Demuth vereinigen konnte. Jedermann hielt es für ein großes Wunder, daß er allein sich selbst verachtete, den alle Guten, und zwar mit Fug und Recht, mehr wegen seiner erhabenen Tugend als wegen seiner kaiserlichen Würde verehrten. Denn er selbst hielt sich, nach jenem Ausdruck der Schrift, für einen Erdwurm und nicht für einen Menschen, indeß alle frommen und weisen Männer ihn, als einen heiligen Kaiser über alle Menschen erhoben.

Wunderbar nicht minder ist es, daß er, troß so vieler und so bequemer Gelegenheiten, sowohl als Jüngling vor seiner Vermählung, als auch nach seiner ersten Ehe als Witwer, von seinem sechs und dreißigsten bis zum zwei und vierzigsten Jahre, immer in vollkommner Keuschheit sich unbefleckt erhielt, und weder durch Üppigkeit sich verweichlichen, noch durch Begierlichkeiten sich besiegen ließ.

Wunderbar auch ist es, daß er bei so verschiedenem Wechsel des Glückes in sich selbst immer höchst gleich und ruhig war; und weder durch Widerwärtigkeiten gebeugt, noch durch Wohlergehen aufgedunsen wurde. Es erregte wahrhaftig Erstaunen, daß er niemals von seinem Vorsaße abwich, die wahre Religion wiederherzustellen; ob es auch nicht selten dahin kam, daß man Alles für verloren hielt, wofern er nicht diesen Vorsaß fahren ließe.

Auch ist es über alle Art und Weise wunderbar, daß er bei einer so zahlreichen Menge Feinde, und Solcher, die ihn gern um Alles gebracht hätten und

seinen Untergang suchten, gegen keinen Einzigen aus ihnen irgend Haß oder Groll faßte, noch auch jemals heftig über sie klagte. Ja nicht minder auch ist es hoch zu verwundern, daß selbst seine Feinde ihn immer hoch achteten und der beständigen Meinung waren, er sei ein Mann von heroischer Tugend und ein heiliger Kaiser.

Für wunderbar, ja für ein wahres Wunder hielten es die Ärzte, als sie nach seinem Tode den Zustand der Lunge, des Magens, der Leber, Milz und der Nieren besichtigten, daß er jemals fröhlich, wohl aufgeräumt und gegen Jedermann leutselig seyn konnte; daß er nicht vor mehreren Jahren schon gestorben sei, daß er so friedlich, ohne Geschrei, ohne gewaltsame Bewegung des Körpers, ohne schweres Wehklagen und ohne Verzerrung der Augen oder des Angesichtes, und beinahe leichter verschieden sei als er sonst einzuschlafen pflegte.

Alle auch, die seinen Leichnam sahen, der nach seinem Tode drei Tage nach einander öffentlich ausgesetzt war, verwunderten sich höchlich, daß seine Stirn, seine Augen und sein ganzes Angesicht durchaus so unverändert waren als ob er noch lebte, und man hätte glauben mögen, nicht Ferdinands Leiche sei aufgebahrt, sondern er selbst liege schlafend da.

Auch dies ist wunderbar, daß der Churfürst und Pfalzgraf Friedrich, der bereits gegen Ferdinand sich verschworen, mit einem stattlichen Heere sich versehen, und schon mit Herzen und Sinn beschlossen hatte, die Krone von Böhmen Ferdinands Haupte zu ent=

reißen, dennoch den übrigen Churfürsten in der Wahl desselben zum römischen Kaiser beitrat, und also selbst das Schwert ihm reichte, womit er geschlagen würde.

Es ist aber auch unter den Wunderdingen, die hinsichtlich Ferdinands sich ereigneten, nicht mit Stillschweigen zu übergehen was der, nie genug zu lobende Fürst Johannes Schweikard, Erzbischof und Churfürst zu Mainz, seinem Beichtvater, dem Pater Reinhardus Ziegler, Priester der Gesellschaft Jesu, mit eigenem Munde erzählte; wobei er ihm aber befahl, solches bei seinen Lebzeiten Niemand mitzutheilen; was der gedachte Priester jedoch nach dessen Tode oftmals erzählte. Als nämlich im Jahr 1619 nicht wenige noch auch unbedeutende Widersacher, die zu Frankfurt versammelt waren, mit großem Eifer sich dahin beredeten, man sollte diese Gelegenheit benützen, die nicht besser noch erwünschter seyn könne; die Sache der Papisten könne nun mit Einem Streiche vernichtet werden, wenn man, was damals sehr leicht war, die katholischen Churfürsten, die alle zugegen waren, ums Leben brächte, da erschien zu derselben Zeit die glorreiche Gottesmutter, die so milde als mächtige Jungfrau, dem bemeldeten Erzbischof und Churfürsten, ermuthigte ihn und sprach: »Sei standhaft, Schweikhard, und fürchte dich nicht, erwähle Ferdinand!« Gesagt, gethan. Die Anschläge der Widersacher lösten sich in nichts auf. Es ist kein Anschlag wider den Herrn!

29.

Beweise eines besondern Schutzes der göttlichen Vorsehung.

Nicht vergeblich wird es auch seyn, was hierüber in der ganzen Geschichte zerstreut vorgetragen ward, hier wie in Einen Brennpunct zusammen zu fassen. Gott ließ es zu, daß sehr viele, und sehr mächtige Feinde sich wider Ferdinand erhoben; doch nimmer ließ Er es zu, daß alle zugleich und auf Einmal die Waffen wider ihn ergriffen; sondern erst wenn Einer besiegt war, erhob sich ein Anderer. Hätten alle zugleich ihn überfallen, so wäre er ihrer nicht mächtig geworden. Damit aber er allein alle überwände, ordnete Gottes Vorsehung es also, daß immer Einer allein oder doch nur wenige derselben auf Einmal ihn angriffen. Die größte Gefahr schien ihm von den Türken, als von einem nahen und sehr mächtigen Feinde bevorzustehen; zumal da aus den Rebellen und andern Feinden nicht wenige mit aller Macht dahin arbeiteten, den Türken wider ihn aufzubringen, und ihm den erwünschtesten Erfolg, den glänzendsten Sieg, und reichste Beute vor Augen stellten. Es geschah aber ohne Zweifel aus Gottes besonderer Vorsehung, daß der Türke ihnen niemals Gehör gab, und zu keinem Kriege wider den Kaiser sich bereden ließ.

Oft verbanden sich Fürsten, Städte und Länder in großer Anzahl, den Kaiser mit vereinten Kräften zu unterdrücken. Aber nie ließ Gott es zu, daß irgend

eine Vereinigung oder ein Bund längere Zeit Bestand hatte. In Kurzem trennte sich entweder Dieser oder Jener, um für seine eigenen Angelegenheiten zu sorgen; und sie, die fest vereint, furchtbar hätten seyn können, wurden, zertheilt, beinahe zum Gespötte.

Nachdem der Schwedenkönig das kaiserliche Heer bei Leipzig geschlagen hatte, war nichts leichter als auf das Haupt selbst, nämlich auf den Kaiser loszugehen und ihm den Garaus zu machen. Es war keine Kriegesmacht in den Erbstaaten und auch keine Hoffnung zu baldiger Hilfe. Gott aber, der Ferdinand beschützte, verblendete oder erschreckte jenen so erfahrenen König und Kriegeshelden so sehr, daß er das Haupt fahren ließ, das dem Schwertstreiche bloß stand; und anfing, die Glieder zu bekriegen. Bei der Schlacht zu Nördlingen, wo König Ferdinand, des Kaisers Sohn, mit Hilfe anderer Fürsten den Feind auf das Haupt schlug, zeigte sich Gottes besonderer Schutz über dem Kaiser auf die augenscheinlichste Weise. Wäre der Feind um einige Tage früher zur Schlacht bereit gewesen, und es wären die noch nicht mit allem Nothwendigen ausgerüsteten, und durch die lange und sehr schwierige Belagerung Regensburgs sehr geschwächten Kaiserlichen gezwungen gewesen zu schlagen, so war der Ausgang der Schlacht mehr als zweifelhaft. Hätten dagegen die Feinde noch einige Tage abgewartet, so konnten sie ihnen den nothwendigen Proviant abschneiden, oder die von der Belagerung Zurückkehrenden aufreiben. Es ge-

schah aber die Schlacht genau an dem Tage, wo Ferdinand siegen, der Feind aber überwunden werden konnte.

Der erste glänzende Sieg des Kaisers vor Prag war, gleich dem vorigen, ein augenscheinlicher Beweis des göttlichen Schutzes. Die Kaiserlichen fochten an einem sehr unvortheilhaften Orte. Der Feind hatte die Anhöhen des weißen Berges besetzt, und die Kaiserlichen mußten den Berg hinanklettern, und also müde den Feind angreifen oder seinen Angriff bestehen. Gleichwohl geschah was die Feinde nicht fürchteten und die Kaiserlichen kaum zu hoffen wagten; denn durch Gottes Beistand blieb der Sieg und zwar ein glorreicher Sieg dem Kaiser, den Gott beschützte und beschirmte.

Offenbar auch schien es, als wollte Gott Ferdinanden seines besondern Schutzes und seiner väterlichen Fürsorge versichern, als im J. 1618 auf dem Prager Schlosse Herr Wilhelm Graf Slawata, Herr Jaroslaw Graf von Martinitz, und Philipp Fabritius, Geheimschreiber des Königreiches von den Rebellen zum Fenster hinaus in den tiefen Schloßgraben geworfen wurden. Denn da Niemand durch diesen Fall zu Grunde ging, (was Viele für ein wahres Wunder hielten) weissagten Manche hieraus, Gott werde zwar zulassen, daß Ferdinand durch die Wuth der Feinde geängstiget werde; aber nimmermehr werde Er ihn zu Grunde gehen lassen; sondern die Dinge also ordnen, daß er um so stärker und glorreicher sich erhebe.

Herr Carl Caraffa, Bischof zu Aversa und damals päpstlicher Nuntius bei dem Kaiser Ferdinand, erzählt folgendes wunderbare Ereigniß in einem Werke, das er Germania sancta betitelte. Im Jahre 1626 in der Octav des heiligen Vitus, Patron der Domkirche zu Prag, ward in dieser Kirche bei Nacht von halb zehn bis um drei Viertel auf eilf Uhr, nicht nur von vielen Unkatholischen, sondern auch von der Leibwache des Winterkönigs Friederich ein Gesang gehört als ob Priester abwechselnd mit einander im Chor sängen; da doch dieselbe Kirche von den Ketzern eingenommen, und den Priestern und Katholiken der Zugang dahin verboten war. Im folgenden Jahre und genau an demselben Tage wurden zu Prag mehrere Rebellen, die sich Directoren nannten, öffentlich mit dem Schwerte gerichtet. Diesem zufolge scheint es denn, daß besagter Nuntius nicht unfüglich in seinem Buche bemerkte, der heilige Vitus und andere heilige Beschützer des Königreiches Böhmen hätten durch diesen Gesang die Rache und Strafe der Rebellen für Ferdinand begehrt; und zum Wahrzeichen ihrer Erhörung wurden nach Verlauf eines Jahres an demselben Tage die Häupter der Rebellion zur Todesstrafe verurtheilt.

Denkwürdig ist es endlich auch, daß unter Allen denen, welche ungerechter Weise die Waffen wider Ferdinand ergriffen, kaum ein Einziger zu finden ist, der nicht entweder durch einen gewaltsamen Tod hinweggerafft wurde, oder in gänzliches Verderben gerieth, oder nicht durch einen schändlichen Ruf ge-

brandmarkt ward; da hingegen dieser fromme Kaiser täglich einen glänzendern Namen erlangte, der Stand seiner Sachen immer besser und glücklicher ward, und er endlich, nachdem sein Sohn, der König, seinem Wunsche gemäß zu seinem Nachfolger im Reiche erwählt war, durch einen sanften Tod nicht sowohl starb, als von der Arbeit zur Ruhe überging.

30.

Zeugnisse der ausgezeichnetsten Männer für Ferdinand.

Es lohnt allerdings der Mühe, hier zum Beschluß anzuführen, was verschiedene hohe und lobwürdige Personen von Kaiser Ferdinand, sowohl bei seinen Lebzeiten als nach seinem Tode hielten; denn dies allein ist wahres Lob, was von lobwürdigen Personen ertheilt wird. Bevor ich aber das Zeugniß Einzelner hier anführe, will ich das allgemeine Urtheil Derjenigen vortragen, die entweder Ferdinand genau kannten und mit ihm umgingen, oder doch von seinem Thun und Lassen unterrichtet waren. Am Tage als er zu Wien aus diesem Leben schied, war die allgemeine Stimme, »es sei ein Kaiser gestorben, dessen Gleichen an Heiligkeit, Andacht, Gerechtigkeit und Milde kein Zeitalter je gesehen habe.« Dieselbe Stimme erscholl auch in allen seinen Königreichen und Ländern; ja auch in fremden Ländern erging die nämliche Rede. Sogar

die Unkatholischen waren keiner andern Meinung; und Einer aus ihnen sprach selbst auf öffentlicher Kanzel, »entweder komme kein einziger Katholik in den Himmel, oder aber Ferdinand sei in den Himmel gekommen.« Ich würde zu keinem Ende kommen, wenn ich alle Lobsprüche hier anführen wollte, welche die berühmtesten Redner in- und außerhalb Deutschland in ihren Leichenpredigten ihm ertheilten. Überall wird er der eifrige Retter des Glaubens, ein starkmüthiger Ausrotter der Ketzereien, überall ein standhafter, sanftmüthiger, freigebiger, menschenfreundlicher, und was bei weitem alles Andere übertrifft, ein von Gott geliebter heiliger Kaiser genannt. Der Eine verglich ihn mit Ezechiel, ein Anderer mit Josaphat, ein Dritter mit David, u. s. w.

Doch wir wollen nun zu besondern Zeugnissen übergehen. Bei den katholischen Soldaten und Feldherren bestand von Ferdinand der Glaube, »sein Gebet sei wirksamer, den Sieg zu erlangen, als alle Waffen und Streitkräfte des größten Kriegesheeres.« Einer aus den größten Feldherren sagte, »es wäre ihm lieber wenn der Kaiser einmal in Procession zur Kirche unsrer Lieben Frau ginge, und dort die Litanei bete, als wenn er ihm zwölf tausend Mann auserlesener Truppen sende; denn mehr hoffe er von seinem Gebete als von der Macht dieser Soldaten.« — Wollen wir auf die Stimmen der Feinde hören, so weiß ich, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph sagte: »in diesem seinem so großen Glück fürchte er nichts anders als die Tugend des Kaisers.«

Auch Bethlen Gabor sprach: »es sei eine schwere und zweifelhafte Aufgabe, wider Ferdinand zu kriegen, den weder die Widerwärtigkeit niederbeugen, noch das Glück zu Übermuth verleiten könne.« Wir wissen auch, daß Murrasan, Bascha und Großvezier von Ofen, auf seine Frage, wie es wohl zuginge, daß Ferdinand, der doch eben kein Kriegsmann sei, dennoch den tapfersten und sehr kriegserfahrenen Feldherrn und König von Schweden überwunden habe, — von einem alten und im Rathe hocherfahrenen Türken zur Antwort gegeben ward: »Ferdinand ist ein Heiliger; Gott ist mit ihm und streitet für ihn!«

Den Soldaten wollen wir nun die Hofleute beifügen. Bei diesen bestand die allgemeine Meinung, »Ferdinand sei mit Gott erfüllt; an seinem Leben und an seinen Sitten sei nichts zu tadeln; Alles sei bei ihm nach der Richtschnur der Tugend bestellt.« — Als Herr Hanns Ulrich Fürst von Eggenberg und Herzog zu Krumau, Kaiser Ferdinands vornehmster geheimer Rath im J. 1628 zu Wien am Podagra krank lag und vor seinem Hause eine Procession vorüber gehen hörte, die unter den heiligen Märtyrern auch den heiligen Wenzeslaus, Herzog von Böhmen anrief, sprach er zu einem frommen Ordensmann, der kurz hierauf bei ihm eintrat: »Ich zweifle nicht, daß Ferdinand einst, nicht nur in den österreichischen Landen, sondern auf dem ganzen Erdkreise unter den Heiligen Gottes um seine Fürbitte wird angerufen werden.« Dies war die Meinung

dieses Fürsten von Ferdinand, der ihn besser und genauer als alle Andern kannte.

Hören wir nun auch die Bischöfe und vorzüglichen Prälaten von ihm sprechen. Als der sehr lobwürdige und durch seine großen Tugenden ausgezeichnete Herr Mathias, Bischof zu Neustadt des verstorbenen Kaisers Ferdinand Heiligkeit und besonders seine Demuth mit vielen Worten gelobt hatte, schloß er endlich mit dem Ausspruch, »er erachte, es bedürfe durchaus keines Gebetes für den Verstorbenen; er bedürfe keiner Fürbitte; denn er sei sonder Zweifel bereits im Himmel und bitte nun für uns.« — Herr Carl Caraffa, Bischof zu Aversa und ehemaliger Nuntius am kaiserlichen Hofe, schrieb in einer Relation an Papst Urban VIII., »nach Constantin sei kein solcher Kaiser aufgestanden, wie Ferdinand.« — Als Herr Ferdinand, Erzbischof und Churfürst zu Cöln im J. 1636 die Tugend einiger Fürsten und besonders eines ausgezeichneten Regenten gelobt hatte, seufzte er tief auf und sprach sehr bewegt: »nie und nimmer aber werden wir Einen bekommen, der Ferdinand II. gleich seyn wird. Denn dieser raubt Allen, die ihm nahe kommen, das Herz; er richtet die Verzagten auf, erheitert die Verwirrten, und läßt Niemand traurig von sich gehen.« — Herr Anselm Casimir, Erzbischof und Churfürst von Mainz, lobte, als er den Tod Ferdinands erfuhr, die Tugend dieses Kaisers mit hochpreislichen Worten in einem Schreiben, dessen Hauptinhalt folgender ist: »Ferdinand II. habe den größten Eifer in der Beförde-

rung und Verbreitung des katholischen Glaubens; den unverdrossensten Fleiß in der Beförderung des allgemeinen Wohls, und der Gerechtigkeit im römischen Reiche, eine väterliche Huld und mächtigen Schutz gegen männiglich, eine unüberwindliche Starkmüthigkeit und Geduld in Drangsalen und Widerwärtigkeiten erzeigt. Darum sei es Gott wohlgefällig gewesen, den frommen Kaiser aus diesem Thal der Thränen zum Triumph der himmlischen Glorie abzurufen.«

Eben so rühmlich dachten von ihm die Cardinäle der heiligen römischen Kirche, von welchen ich hier nur wenige Zeugnisse anführen will. Als im J. 1621 der Cardinal zur heil. Susanna, Scipio Cobellucci am Feste aller Heiligen vernahm, welche Lebensweise der Kaiser führte, und welchen frommen Übungen er täglich abwartete, rief er zu wiederholten Malen aus: »Dies ist fürwahr ein heiliger Fürst, ein heiliger Kaiser!« — Als der Cardinal Klesel zu Rom hörte, daß alle Prädikanten aus Österreich waren vertrieben worden, (was er als etwas Unmögliches betrachtet hatte,) rief er mit lauter Stimme aus: »Ohne ein Wunderwerk hat dies nimmermehr geschehen können! Ich will hingehen und mit eigenen Augen die Wunder schauen, die Gott durch Ferdinand wirkt.« — Eben derselbe, als er nach Wien zurückgekehrt war und von dem Kaiser, der damals in Prag sich aufhielt, den Auftrag bekam, sowohl zu Wien als in allen umliegenden Städten, Märkten und Schlössern den häretischen Lehr-

büchern nachzuspüren und den Besitzern derselben sie hinwegzunehmen, ward er Anfangs ängstlich hierüber betroffen und fürchtete einen Volksaufstand. Da er jedoch hierauf ins Auge faßte was für wunderbare Dinge Gott durch Ferdinand gewirkt hatte und fortwährend wirkte, zagte er nicht länger, zu Werke zu schreiten. Nachdem er nun Alles glücklich vollbracht hatte, sprach er hocherfreut: »Durch Ferdinands Eifer wurden Dinge ausgerichtet, welche die menschliche Vernunft ganz unglaublich bedünken.« — Der Cardinal von Rochefaucauld, Erzbischof von Sens, ein so gelehrter als tugendhafter Prälat, sprach mit einigen Vätern der Gesellschaft Jesu, die, von den Häretikern vertrieben, nach Frankreich sich geflüchtet hatten, und tröstete sie über ihre baldige Rückkehr mit den Worten: »Euer Kaiser ist ein von Gott geliebter Mann; und wird am Ende über die Ketzer triumphiren; denn nimmermehr wird Gott es zulassen, daß er überwunden werde.« — Cardinal Paßman, Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn drückte in einem Schreiben den tiefen Schmerz aus, den er über den Tod des Kaisers empfand; und fügte dann die Worte bei: »Nur Eines tröstet mich dabei; daß ich nämlich keineswegs zweifle, der edle Kaiser genieße nach einem so heiligen Ende sicher der ewigen Seligkeit; und auch für gewiß halte, ein so vortrefflicher Sohn werde ein Erbe der väterlichen Tugenden seyn.«

Nun erübrigen uns noch die ersten Häupter der Welt. Daß aber die Tugend Ferdinands bei allen

Königen in hoher Achtung stand, dürfen wir nicht erst lange beweisen; sie selbst erklärten es zur Genüge dadurch, daß alle nach seinem Tode eine öffentliche Trauer ansagten. Sogar der türkische Kaiser ließ es zu, daß seine Exequien zu Constantinopel öffentlich und mit aller Pracht gefeiert würden; und nahm es auch nicht übel, daß man seine Bahre mit Krone und Scepter den Zeichen der kaiserlichen Majestät schmückte; ja daß er in dieser Hauptstadt des türkischen Reiches in einer feierlichen Leichenpredigt gelobt wurde, welcher die königlichen und fürstlichen Gesandten und viele angesehenen Personen beiwohnten. — Kaiserin Elenore, welcher das Leben und die Sitten ihres kaiserlichen Gemahls am besten bekannt waren, konnte es kaum über sich selbst gewinnen, nach seinem Tode für ihn zu beten. Immer kam es ihr zu Sinne, es sei besser, seine Fürbitte anzurufen, als für ihn beten zu lassen. Ihr Ausspruch war, er lebe nun bei Gott, und sei keiner Hilfe bedürftig, wohl aber mächtig, Andern zu helfen.

Papst Clemens VIII. hat in seinem Schreiben unter dem 18. März 1600 Ferdinand mit einem Ausspruch des Evangeliums, einen guten Baum genannt. In demselben Jahre am 9. December, sprach er, nachdem er des Kaisers Eifer in der Tilgung der Secten mit hochpreislichen Worten gelobt hatte, aus Eingebung des Heiligen Geistes, wie der Erfolg bezeugte: »Gott wird mit Dir seyn als ein starker Helfer, und alle deine Rathschläge auf den Weg des Heiles leiten.« — Paulus V. aber sprach im Jah-

re 1610 »Ferdinands Gemüth sei mit Gottesfurcht, Klugheit, Stärke und allen andern Tugenden überreichlich geschmückt.« Im Jahre 1616 bezeugte der nämliche Papst, »Ferdinands Tugend sei ausgezeichnet und eines gottesfürchtigen Fürsten würdig.« — Als Jemand Gregor dem Fünfzehnten erzählte, wie fromm und vortrefflich Kaiser Ferdinands Kinder erzogen würden, antwortete er: »Wie sollten die Kinder eines so heiligen Kaisers nicht aufs beste erzogen werden?« — Wir wollen diese Lobsprüche so großer Männer über die Tugenden Ferdinands mit dem Zeugniß Urbans VIII. beschließen, der heut zu Tage die Kirche glorreich regiert; und zwar mit einem glänzenden Zeugnisse, das sowohl des Papstes, der solches ertheilte, als des Kaisers, dem es ertheilt wird, gleich würdig ist. Dieser Papst also rühmte in einem Breve an den Herrn Malatesta Baglioni, Bischof zu Pesaro und würdigen Nuntius an dem kaiserlichen Hofe, Ferdiands unschuldiges Leben in folgenden Worten: »Wir sagen Gott unsterblichen Dank, daß er dem Kaiser von frühester Jugend auf eine solche Liebe zur Tugend und Begierde nach den ewigen Gütern einflößte, die ihn antrieb, sein Leben so viele Jahre lang in steter Unschuld zuzubringen.«

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Ferdinands Geburt und erste Kinderjahre . . . 1
Seine Studien auf der Universität zu Ingolstadt . . 5
Religionsstreitigkeiten in den österreichischen Landen und Tod seines Vaters 6
Seine Freundschaft mit Maximilian von Bayern und seine Fortschritte in den Studien 9
Er übernimmt die Regierung seiner Lande 11
Schwierigkeiten der protestantischen Stände bei der Huldigung 12
Huldigungssitte in Kärnthen 13
Seine Reise nach Prag zu Kaiser Rudolph II., und Beschäftigungen dieses Kaisers 16
Religionsedict des Kaisers Rudolph 17
Ferdinand reist nach Rom, und erläßt hierauf ein Decret zur Abstellung der Reformation in seinen Landen 20
Seine Liebe zu seinen Unterthanen 23
Uneinigkeiten zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Mathias 24
Ferdinand führt den Vorsitz bei dem Reichstag zu Regensburg 25
Kaiser Rudolph wird wegen seiner Gemüthskrankheit der Regierung enthoben 29

Seite

Erzherzog Mathias schlägt die Feinde in Ungarn, und zieht hierauf nach Prag, des Königreiches sich zu bemächtigen 30
Kaiser Rudolph erläßt den Majestätsbrief 32
Ferdinand's Bemühungen den Kaiser mit seinem Bruder zu versöhnen . . . . —
Dießfällige Verhandlungen auf der Versammlung zu Prag 34
Ferdinand setzt die katholische Reformation in seinen Landen fort 38
Intriken seines Jüngern Bruders Leopold und Tod des Kaisers Rudolph 39
König Mathias wird zum Kaiser erwählt . . . 40
Ferdinands Kriege mit Venedig 41
Er wird vom Kaiser Mathias adoptirt und zum König von Böhmen vorgeschlagen 43
Anfang der Rebellion in Böhmen 46
Graf Mathias Thurn der erste Urheber derselben . 47
Schweres Attentat der Rebellen in dem Saale der königlichen Statthalterei zu Prag 49
Die Rebellen erlassen eine Apologie, die der Kaiser beantwortet 51
Andere Verbrechen der Directoren und Vertreibung der Jesuiten 57
Schutzschrift der Jesuiten und Widerlegung falscher Beschuldigungen 59
Die Rebellen bemächtigen sich der Regierung . . 66
Bedenkschreiben des Bischofs Melchior Klesel . . 67
Die Böhmen ziehen wider Kaiser Mathias zu Felde . 73
König Ferdinand wird zum König von Ungarn gekrönt 75
Die Generale Bouquoi und Dampierre fallen in Böhmen ein 76
Die Böhmen erhalten Unterstützung und schlagen den Dampierre 77

Seite
Sie suchen die Türken zum Kriege gegen den Kaiser aufzufordern und ergreifen noch andere Maßregeln 78
Union der katholischen Fürsten Deutschlands . . —
Vergebliche Vorstellung des Kaisers an die Böhmen . 80
Pharisäisches Schreiben des Erasmus Tschernembel an den Kaiser 81
Verhaftung des Cardinals Klesel 87
Tod des Kaisers Mathias 91

Zweites Buch.

Schwere Bedrängnisse Ferdinands beim Antritt seiner Regierung 92
Die österreichischen Stände verweigern die Huldigung . 93
Feindliche Einfälle Thurns in Mähren. . . . . —
Er kommt vor Wien und beschießt die kaiserliche Burg 94
Standhaftigkeit Ferdinands. 96
Die Rebellen greifen ihn in der Burg an. Wunderbare Rettung 97
Ferdinand reist zur Kaiserwahl nach Frankfurt . . 98
Die Böhmen bemühen sich vergeblich, seine Wahl zu hintertreiben 99
Sie setzen Ferdinand ab und wählen den Pfalzgrafen Friederich zum König 102
Krönung des Pfalzgrafen zum König von Böhmen . 109
Der Pfalzgraf läßt die Kirchen räumen, die Bilder stürmen, die Cruzifixe zerschlagen, u. s. w. . 110
Calvinisches Abendmahl in der Jesuitenkirche . . —
Kaiser Ferdinand cassirt die Beschlüsse der Böhmen . 112
Meineid Bethlen Gabors, den Sultan Soliman zum König von Ungarn ernennt 113
Kaiser Ferdinand findet bei seiner Rückkehr, Wien von 80000 Feinden belagert 114
Wunderbare Rettung 116

Seite

Die österreichischen Stände verweigern zum zweiten Mal die Huldigung 117
Ferdinand verpfändet Oberösterreich an Bayern . . 118
Neue Zurüstungen zum Kriege. Sachsen schließt sich an den Kaiser an . . . . —
Frankreich vermittelt Frieden. Lächerlichkeit der Union 120
Herzog Maximilian von Bayern zwingt die österreichischen Stände zur Huldigung 122
Des Winterkönigs (Pfalzgrafen Friedrichs) Vorkehrungen zum Kriege wider Ferdinand . . . 125
Die Böhmen erhalten Hilfe 126
Bouquoi zieht mit dem Herzog von Bayern vor Prag 127
Vergebliche Versuche des Winterkönigs 128
Schlacht am weißen Berge vor Prag. 130
Die Böhmen werden aufs Haupt geschlagen. Flucht des Winterkönigs 131
Die Hauptrebellen werden durch das Schwert gerichtet 134
Milde Ferdinands 135
Seine zweite Vermählung mit Eleonore von Mantua 136
Mannsfelds neue kriegerische Abenteuer 137
Er verwüstet mit seinen Truppen das Elsaß . . . 138
Könige und Fürsten verwenden sich für den Winterkönig 139
Des Markgrafen von Baden-Durlach Plane und seine Vereinigung mit dem Abenteurer Mannsfeld . —
Feindseligkeiten in Ungarn. Bouquoi's Tod 140
Schlacht bei Wimpfen. Flucht des Markgrafen . . 142
Ein neuer kriegerischer Abenteurer, Christian von Braunschweig tritt mit neuen Räuberhorden auf . 144
Sie werden von Tilly geschlagen 146
Mannsfeld und Christian verheeren aufs neue das Elsaß und Lothringen 147
Heldenthat Mannsfelds, der den Holländern zu Hilfe kommt 148

Seite

Der Kaiser belehnt den Herzog Maximilian von Bayern mit der Churwürde 149
Klage der Protestanten und des spanischen Hofes hierüber 151
Rechtfertigung des Kaisers 152
Abermalige Verwendung für den Pfalzgrafen und empörender Trotz dieses Fürsten. 154
Der König von England rüstet sich zum Kriege wider den Kaiser 158
Mannsfeld in Ostfriesland 159
Feindselige Ereignisse im Veltlin 160
Neue Feindseligkeiten und Abenteuer des Administrators Christian 162
Er wird von Tilly bei Stadtloo aufs Haupt geschlagen 163
Mannsfeld wird aufgerieben . . . . —
Waffenstillstand mit Bethlen Gabor 164
Friedliebende Gesinnungen des Kaisers 165
Intriken Frankreichs und neue Kriegsrüstungen der feindlichen Mächte 166
Felonie des niedersächsischen Kreises 167
König Christian von Dänemark Oberfeldherr desselben 169
Seine Antwort an Tilly. Berathschlagungen der feindlichen Parteien 170
Verlegenheiten des Kaisers. Wallenstein wird . . 172
zum Herzog von Friedland ernannt . . . 173
Tilly bemächtigt sich der Pässe bei Hörter . . . 176
Er schlägt die Dänen bei Stolzenau 177
Wallenstein rückt ins Feld . . . . —
Sein kluges Benehmen 178
Er schlägt Mannsfeld bei Dessau und verfolgt ihn bis nach Siebenbürgen 180
Tilly erobert Göttingen, Nordheim und andere Plätze 182
Er schlägt den König von Dänemark bei Lutter . . —
Tod Mannsfelds und Christians von Braunschweig . 185
Schilderung des Bauernkrieges in Österreich und Ende desselben 186

Seite
Wallenstein kehrt aus Siebenbürgen zurück, entfernt Tilly und nennt sich Generalissimus zu Land und zur See 193
Er schließt Frieden mit Dänemark. Seine Intriken dabei 195

Drittes Buch.

Bemerkungen über das Religionsedict und friedliche Gesinuungen des Kaisers 198
Intriken Richelieu's 200
Ferdinands siegreicher Krieg mit Frankreich wegen der Herzogthümer Mantua und Montferrat . . 202
Denkwürdiger Ausspruch Ferdinands bei der Belehnung dieser Herzogthümer an den Herzog von Nevers 204
Kaiser Ferdinand erläßt das Religionsedict . . . 205
Ausführung desselben in Schwaben und Franken . . 207
Allzu große Milde des Kaisers. Vorstellungen der Bischöfe 209
Denkwürdiger Compositionstag zu Regensburg . . 210
Intriken Richelieu's und der protestantischen Fürsten, Wallenstein abzusetzen 211
Schrecklicher Zustand Deutschlands 212
Wallensteins Erscheinung zu Regensburg . . . 215
Der Kaiser entläßt 18000 Mann Reiterei, und läßt durch einen Capuziner zur Absetzung Wallensteins sich bestimmen 216
Wallenstein wird entlassen 218
Er spottet seiner vermeinten Erniedrigung auf die großartigste Weise 220
Die Churfürsten weigern sich des Kaisers ältesten Sohn zum römischen König zu krönen 221
Schlimme Folgen von Wallensteins Absetzung . . 222
Tilly Oberbefehlshaber der Armee. 223
Gustav Adolph zieht nach Deutschland . . . . . —
Sein unredliches Benehmen gegen Brandenburg . . 224

Seite
Seine sonderbaren Manifeste und seine Fortschritte in Deutschland 225
Tilly erobert Neubrandenburg 227
Vandalismus Gustavs zu Frankfurt an der Oder . 228
Sein feindseliges Betragen gegen den Churfürsten von Brandenburg 230
Leipziger Convent. Kaiser Ferdinand cassirt denselben 231
Tilly belagert Magdeburg und erobert dasselbe mit Sturm 235
Warum Gustav Adolph Magdeburg nicht entsetzte . 243
Der Churfürst von Sachsen neigt sich auf die Seite des Schwedenkönigs 244
Tilly's Vorkehrungen gegen ihn und Antwort des Churfürsten 245
Tilly beginnt die Feindseligkeiten gegen Sachsen. Er erobert Leipzig 246
Der Churfürst vereint sich mit Gustav Adolph . . 247
Kriegsrath zu Torgau. Tilly's Vorkehrungen. Unglückliches Wagstück Pappenheims 248
Schlacht auf dem Breitenfelde bei Leipzig. Tilly wird geschlagen 250
Folgen dieser Schlacht 251
Die Sachsen fallen in Böhmen ein. 253
Unthätigkeit Tilly's. Triumphzug Gustav Adolphs . 254
Wallensteins Felonie 256
Er erhält das Obercommando abermal und bringt ein neues Heer auf 258
Seine Rache an dem Churfürsten von Bayern, den er im Stich läßt 261
Gustav Adolph zieht über die Donau und nach Bayern. Vorkehrungen Maximilians. 262
Tilly's Tod. Seine Verdienste 263
Gustav Adolph muß von Ingolstadt und Regensburg abziehen 264

Seite

Er nimmt Augsburg, und läßt sich daselbst huldigen. Merkwürdiges Postulat 265
Er zieht nach München. Sein Betragen daselbst . . . 267
Wallensteins Haß gegen den Churfürsten . . . 268
Er und Gustav Adolph lagern sich bei Nürnberg . 269
Er schlägt den König, der sein Lager bestürmt . . 271
Muß bei Erfurt die Defensive gegen den König ergreifen. Pappenheim 272
Er erobert Leipzig. List des Schwedenkönigs . . 273
Schlacht bei Lützen. Tod Gustav Adolphs und Pappenheims 274
Verschiedene Wirkungen des Todes Gustav Adolphs. Oxenstierna 279
Oxenstierna das Haupt der deutschen Coalition . . 280
Seine empörende Anmaßung 282
Unthätigkeit und verrätherische Plane Wallensteins . 283
Er überfällt die Schweden bei Steinau und nimmt Thurn gefangen 286
Spanien sendet Truppen nach Deutschland . . . 287
Die Schweden fallen in Bayern ein und bedrohen Österreich 288
Wallenstein verachtet des Kaisers Befehle. Anfang seines Hochverraths 289
Ansichten über diesen außerordentlichen Mann . . 291
Er sammelt seine Anhänger zu Pilsen. Illos Lügengewebe daselbst 294
Vorkehrung Wallensteins und Befehl zu seiner Verhaftung 297
General Gallas nimmt die Armee in Eid und Pflicht 298
Wallenstein begibt sich nach Eger 299
Ermordung seiner Anhänger 301
Er selbst wird in seiner Wohnung überfallen und getödtet 302
Folgen seines Hochverrathes 304
König Ferdinand Generalissimus der kaiserlich-liguistischen Armee 307

Seite

Er erobert Regensburg. 307
Schlägt die Schweden bei Nördlingen aufs Haupt . 310
Folgen dieses glänzenden Sieges 311
Der Heilbronner Bund löst sich auf. Große Verlegenheit Oxenstierna's 312
Oxenstierna bewegt Frankreich zu einem Bunde wider Österreich 315
Andere Folgen der Nördlinger Schlacht . . . 316
Sachsen schließt Frieden mit dem Kaiser . . . 317
Unzufriedenheit sowohl der Protestanten als der Katholiken über den Prager Frieden 321
Anmaßende Forderungen Oxenstierna's und neuer Krieg 323
Verhaftung des Churfürsten von Trier und Krieg mit Frankreich 324
Waffenstillstand zwischen Schweden und Pohlen durch Richelieu's Vermittlung 325
Schacht bei Witstock. Graf Hatzfeld wird von den Schweden aufs Haupt geschlagen. Folgen dieser Schlacht 326
Churfürstentag zu Regensburg. Ferdinand III. wird zum römischen König erwählt und gekrönt . . 327
Tod des Kaisers Ferdinand II. Sein Charakter . . 328

Viertes Buch.

Ferdinand II. christliche und heroische Tugenden.

1. Sein Glaube und Eifer für die katholische Religion 333
2. Seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Gott . 339
3. Von seiner Liebe zu Gott 344
4. Von seinem oftmaligen Zutritt zu den heiligen Sacramenten, und seiner besondern Verehrung gegen das hochwürdigste Altarssacrament . . . 348
5. Von seinem Gebet und der heiligen Lesung . . 353
6. Von seiner Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen 361

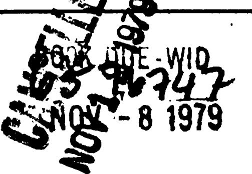
Seite

7. Von seiner Andacht gegen die jungfräuliche Mutter Gottes 365
8. Seine Andacht gegen die Heiligen 370
9. Seine Ehrfurcht gegen die Priester 373
10. Seine kindliche Liebe gegen seine Ältern, und Freundlichkeit gegen die Seinigen 376
11. Von seiner Demuth und eigenen Geringschätzung . 381
12. Von der Aufrichtigkeit seines Gemüthes 385
13. Wie sehr er zeitliche Ehren und Reichthum verachtete 388
14. Von seiner Abtödtung und seinen Bußwerken . 391
15. Seine Keuschheit 395
16. Seine Geduld 399
17. Von seiner Standhaftigkeit im Glück und Unglück . 401
18. Von seinen Arbeiten 406
19. Von seinen Erholungen 409
20. Von seiner vorsichtigen und klugen Weise zu regieren 412
21. Von seiner Nächsten- und Feindesliebe . . . 417
22. Seine Freundlichkeit und Güte gegen Alle . . 422
23. Von seiner, mit Huld vereinten Gerechtigkeit . 425
24. Seine Freigebigkeit und Großmuth 429
25. Von seiner Liebe und seinen Wohlthaten gegen den Clerus und die Ordensgeistlichen . . . 432
26. Von seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen . . 440
27. Sein Fleiß, Künste und Wissenschaften zu befördern 444
28. Von einigen wunderwürdigen Dingen an Ferdinand 446
29. Beweise eines besondern Schutzes der göttlichen Vorsehung 450
30. Zeugnisse der ausgezeichnetsten Männer für Ferdinand 454

Berichtigungen.

Seit:	Zeile	statt:	lies:
35,	25,	ausübe	ausübte
52,	4,	Buquoi	Bouquoi
61,	25,	Nachfolgens	Nachfolgers
71,	24,	keinen Staffel	keine Staffel
172,	17,	schien	schienen
180,	1,	schworen	schwören
208,	11,	katholisch gewordenen	protestantisch gewordenen
232,	2,	Wemuth	Wehmuth
333,	4,	ist nach ihn auch	auszulassen.




NOV - 8 1979

